Erinnerungen

aus dem

italienischen Feldzuge von 1860.

Zweiter Theil.

Erinnerungen

aus dem

italienischen Feldzuge von 1860.

Von

Wilhelm Rüstow,
Oberst-Brigadier der italienischen Südarmee.

Zweiter Theil.

Mit einem Briefe Garibaldi's in Facsimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Inhalt.

		Seite
XVII.	Aufenthalt in Caserta vom 20. bis zum 30. September	1
XVIII.	Aus der Schlacht am Volturno	35
XIX.	Vierzehn Tage in Santa-Maria	59
XX.	Neuer Aufenthalt in Caserta	94
XXI.	Der Marsch über den Volturno	116
XXII.	Ein Ausflug nach Neapel	147
XXIII.	Abschied von Garibaldi	155
XXIV.	Die letzten Wochen in Caserta	169
XXV.	Von Neapel über Genua nach Mailand	198
XXVI.	Die Heimkehr	210

XVII.

Aufenthalt in Caserta vom 20. bis zum 30. September.

Am Abend des 20. September noch war ich in Caserta bei Türr und wir stellten einen kurzen Bericht über die Ereignisse des Tages zusammen; so wie ich ihn immer machen würde, solchergestalt, daß nur das Nothwendigste und Wesentlichste gesagt wird, ohne Aufschneiderei und ohne Eintreten in Details. Hätte ich nur im mindesten daran denken können, daß man für den 19. September post festum Anschuldigungen gegen mich — wenn auch mit großer Mühe — herausfinden könnte und die Neigung dazu hätte, so würde es allerdings sehr einfach gewesen sein, daß ich noch auf eigene Faust sogleich einen genauen ins einzelne gehenden Bericht über meine Betheiligung an den Ereignissen dieses Tages den Zeitungen zuschickte, die ja begierig danach haschten. Man hätte sich dabei manche andere Berichte, vornehmlich aber diejenigen der Piemontesen über die „Schlachten" von Perugia und Castelfidardo zum Muster nehmen können. Ich dachte an solche Kleinigkeiten nicht einmal, sondern widmete alle meine Zeit ausschließlich dem Dienste.

Am Abend des 20. September bei Türr lernte ich auch die Contessa, wie sie gewöhnlich schlechtweg genannt ward, näher kennen (die Gräfin della Torre). Viele Geschichten vom 19. September wurden erzählt und vorzugsweise die lächerlichen; es wurde

denn auch verhältnißmäßig gelacht; ich gab in meiner Unschuld eben vorzugsweise die lächerlichen Scenen zum besten; meiner ganzen Natur nach bin ich nicht geneigt, bei jeder Geschichte ein äußerst ernstes Gesicht zu machen, immer so zu thun, als wenn ich die ganze Welt auf dem Rücken hätte, alles mit Pathos vorzutragen und jeden Tag 24 Stunden lang Charakter zu haben. Ich weiß daher längst, daß die gesinnungstüchtigen Philister mich einen „frivolen" Menschen nennen. Und diese gesinnungstüchtigen Philister finden sich ebenso gut in den Feldlagern als in den Deputirtenkammern. Ob sie oder ich am rechten Orte und in der That ernster sind, das zu unterscheiden überlasse ich andern.

Doch wurden auch ernste Gespräche geführt. Eins davon berührte z. B. Garibaldi. Ich will hier davon erzählen. Meine Verehrung für Garibaldi ist bekannt genug, ich habe sie in diesen Blättern wie anderswo genügend erklärt und werde hier noch viele Gelegenheit haben, ihn auf dem Standpunkte zu zeigen, auf welchem ich ihn sehe. Wenn ich hier nun ein leichtes Gespräch über ihn anführe, in welchem auch Schwächen — wirkliche oder angebliche — aufgetischt werden, so protestire ich (und erst heute, am 13. April, habe ich wieder einmal Gelegenheit aufmerksam zu werden und alle Thorheiten der Welt für möglich zu halten) ein für allemal gegen die mögliche Narrheit der Annahme, als wolle ich gerade Garibaldi's Schwächen herausheben. Ich gebe Beiträge zur Geschichte; ich erzähle der Wahrheit gemäß und lasse mich darin nicht stören. Die Wahrheit kann ich natürlich nur sagen, soweit ich sie sehe. Kein Mensch ist geneigter als ich, seine Irrthümer einzugestehen, wenn sie ihm wirklich gezeigt werden.

Der Hauptmann Gyra, ein gebildeter und liebenswürdiger Ungar, welcher sich in der Umgebung Türr's befand, eröffnete das Gespräch. Indem er sich an mich wendete, sagte er:

„Sie kennen doch die Kriegsgeschichte aus dem Fundamente. Mit welchem Feldherrn vergleichen Sie nun unsern Garibaldi?"

„Mit der Jungfrau von Orleans!" erwiderte ich darauf.

Auf diese Antwort des „frivolen“ Menschen hin zeigte sich eine große Lachlust, und einige der Anwesenden lachten wirklich.

„Nun“, sagte ich, „ihr lacht. Hört mich erst an und vielleicht lacht ihr dann nicht mehr. Den großen Vergleichspunkt sehe ich in dem Glauben an ihre Mission, aus welchem alle Einzelheiten der Handlungsweise sich leicht erklären; das kühne Drauflosgehen, die Zähigkeit in der Durchführung dessen, was einmal begonnen ist, das vertrauensvolle Handeln nach gefaßtem Entschluß oder beendeter Meditation, ohne nach dem Verhältniß der Kräfte zu fragen, das unbedingte Einsetzen der eigenen Person, kurz die Rechnung auf das Wunder. Wollt ihr mehr, so könnte ich euch noch mehreres sagen. Johanna von Orleans kämpfte für die Monarchie, ohne daß ihr die Monarchie der letzte Zweck war, und Garibaldi kämpft für die Monarchie Victor Emanuel's, ohne daß ihm die Monarchie der wahre Zweck ist. Doch, was wollt ihr noch mehr? Das Charakteristische in beiden Feldherren ist der Glaube an ihre Mission; sie sind beide Rüstzeuge Gottes zur Herstellung einer nationalen Einheit, zum Niederwerfen der Fremdherrschaft. Sie glauben an die nationale Einheit, an die Niederwerfung der Fremdherrschaft, und in diesem Glauben handeln sie großartig. Nehmt ihnen diesen Glauben, und vielleicht sinken sie alle beide dahin. Wie Johanna von Orleans gestorben ist, wißt ihr alle; Garibaldi ist, Gott sei gelobt! noch am Leben. Wünschen wir und beten wir dafür, daß Garibaldi, Sohn des Volks, anders ende als Johanna, die Tochter des Volks.“

In der Erinnerung an diesen Abend habe ich mein jüngstes Töchterlein, welches drei Wochen alt war, da ich nach Zürich zurückkehrte, Johanna Josephine genannt. Man lachte nicht mehr. Gyra meinte: dieser Gedanke sei ihm noch nicht gekommen und er vermuthe, daß er überhaupt noch niemand gekommen sei; ich solle es doch nicht unterlassen, ihn einmal der Welt, dem größern Publikum vorzuführen. Dies geschieht jetzt. Aber das

Gespräch war noch nicht zu Ende. Eine anwesende Dame nahm das Wort und sagte:

„Rüstow hat vielleicht noch mehr recht, als er selbst denkt. Garibaldi hat ohne Zweifel in seinem Charakter etwas Weibliches. Seht seine Unbeständigkeit an. Seine besten Freunde kann er vergessen, wenn sie ihm längere Zeit aus den Augen schwinden; kehren sie zurück, werden sie immer wieder Mühe haben, sich bei ihm in die alte Freundschaft hineinzuarbeiten, er hat vielleicht unterdessen andere Vertraute gefunden.“

„Jeder große Mann“, erwiderte ich darauf, „hat wahrscheinlich etwas Weibliches. Ja, in meiner Einsamkeit habe ich oft darüber nachgedacht, ob es nicht der Triumph der Schöpfung sei, in einem Manne oder in einer Frau die großen Charaktereigenschaften beider Geschlechter zu vereinigen. Ich mußte mir die Frage bejahend beantworten.“

„Aber nennen Sie es auch eine große Charaktereigenschaft, wenn ein Mann seine eigenen Kinder vernachlässigt, wenn er auf die Vorstellungen, die ihm deshalb gemacht werden, antwortet: o! sie werden nicht verhungern! wenn er außerdem eine Art weiblicher Eitelkeit zeigt? Man sagt oft von Garibaldi, er habe keinen Ehrgeiz. Nun, im banalen Sinne mag das wahr sein. Andere fühlen ihren Ehrgeiz befriedigt durch Aemter und Würden, er findet ihn vielleicht dadurch befriedigt, daß er eben von diesen Aemtern, Ehren und Würden nichts wissen will. Aber daß er für Popularität durchaus nicht unzugänglich ist, habe ich selbst Gelegenheit gehabt zu bemerken, als ich hinter ihm herging und neben den Evvivas auf ihn auch solche auf mich fielen, als er sich da zu mir umdrehte und mit einem eigenthümlichen Blicke sagte: Sie theilen also die Popularität bei der Armee mit mir?“

„Was dies letztere betrifft“, sagte ich, „so mag die Frage an Sie wol eher aus der Höflichkeit als aus der Eifersucht entsprungen sein, auf welche Sie, wie es mir scheint, deuten wollen. In Bezug auf die geringe Sorge für seine Kinder, die freilich gerade

keine weibliche Eigenschaft ist, hat aber Garibaldi vollständig recht. Ein Mann auf seiner Höhe, der einen Ruhm dareinsetzt, arm zu bleiben für sich, nicht blos zu sagen, daß er arm sterben will, wie andere es thun, um sich dann Monatspensionen zahlen zu lassen, von denen ganze Familien jahrelang leben könnten, ein solcher Mann hat ein Recht, sich um seine Kinder wenig zu sorgen. Er kann getrost, insoweit es überhaupt nöthig ist, die Sorge für sie seinem Lande überlassen."

Hierin fand ich zwar nicht ganz, doch ziemlich allgemeine Zustimmung. Es ward nun noch von einigen die große moralische und physische Sauberkeit Garibaldi's hervorgehoben, wie er bei gewissen Gelegenheiten nicht minder erröthe, als ein junges Mädchen erröthen würde, wie er sich immer nett und sauber kleide, soweit es seine Armuth ihm gestatte, und ähnliches mehr. Kurz, obgleich das Gespräch im Anfange eine Wendung genommen hatte, als solle ein wenig über Garibaldi geschändet werden, hatte dieser schließlich bei allen wieder gewonnen.

Am 21. September morgens ging Türr krank nach Neapel und Medici übernahm den Oberbefehl über die Truppen der ersten Linie, sodaß ich jetzt dessen Generalstabschef für diese sämmtlichen Truppen ward; für die von Medici commandirte 17. Division war es der damalige Major Guastalla. Ich theilte Medici sogleich die Aufstellungen der Truppen mit, soweit sie bisher unter Türr's Befehl gestanden hatten.

Medici war eine sehr angenehme Erscheinung, ein Mann von imponirender Gestalt und feinem, durch große allgemeine Bildung gehobenem Benehmen. Er wohnte in dem Schloßflügel links vom Eingange, in den Zimmern nahe dem Park, in welchen Ferdinand II. seinerzeit seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hatte. Eines Tages, als ich ihn aufsuchte, traf ich ihn nicht zu Hause; da ich aber wußte, daß er bald heimkommen müßte, wartete ich auf ihn und zwar in dem Schlaf- und Toilettenzimmer weiland Ferdinand's II. Ich bemerkte in demselben eine Bibliothek in

einem Glasschranke. Ich wollte, um die Zeit des Wartens zu verkürzen, mir ein Werk aus derselben nehmen. Bei dem Suchen danach fand ich, daß die Bibliothek alle Blüten, alle großen Erscheinungen der italienischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert enthielt, offenbar von einem vorzüglichen Kenner dieser Literatur ausgesucht und nach Fächern mit der größten Sorgfalt und Kenntniß zusammengestellt. Ich hatte endlich meine Wahl getroffen und wollte mir jetzt das Buch herausnehmen; während ich nach der Art den Schrank zu öffnen suchte, kam ein alter Aufwärter herein und sagte kopfschüttelnd und grinsend: „Es ist nichts! ist Holz!“ Ich verstand anfangs nicht, was der Kerl sagen wollte; ich konnte und mochte nicht daran glauben; aber es verhielt sich wie er sagte. Die Bücher waren überzogene, sorgfältig mit den Titeln in Goldbuchstaben versehene Holzstücke. Und diese Bibliothek diente lediglich als Schirm für den Toilettenraum Ferdinand's, in welchem auch der Nachtstuhl stand.

Auf diese Weise behandelte Ferdinand II. die italienische Literatur. Der Hohn ist in die Augen springend, doppelt wenn man bedenkt, daß diesem Menschen doch die Mittel nicht fehlten, die Bibliothek sich wirklich zu verschaffen, und daß ein Gelehrter ersten Ranges sich dazu hergegeben haben mußte, diesen Wandschirm zu arrangiren. Sage jeder, ob ein solcher Mensch verdienen konnte, über das schöne Neapel zu herrschen. Und daß diese italienische Holzbibliothek der ureigenste Gedanke Ferdinand's II. war, ward mir von verschiedenen Seiten her glaubwürdig versichert.

Am 21. September schon kam die Nachricht, daß Cajazzo von den Königlichen mit ungeheuerer Uebermacht wiedergenommen sei. Statt der ganzen Division Medici war außer dem Bataillon Cattabene von uns nur das Regiment Vacchieri dagewesen, statt 6000 oder 7000 Mann also nur 900 Mann. Unsere Truppen hatten sich tapfer geschlagen. Vom Bataillon Cattabene allein war dessen Chef schwer verwundet mit noch sieben seiner Offiziere in Gefangenschaft gerathen.

Man erinnert sich, daß ich schon anfangs nicht ganz mit der Besetzung von Cajazzo einverstanden gewesen war. Außer dem, was nun hier vorgefallen war, fand ich noch mehrere Indicien, daß unsere leitenden Mächte jetzt, da wir auf ernsten Widerstand stießen, da es nicht mehr blos auf das Spazierengehen ankam, nicht mehr recht wußten, was sie sollten, sondern große Lust hatten, sich auf ein planloses Abwarten zu verlegen. Unter solchen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, meine Ansichten über die zu verfolgenden Operationen niederzuschreiben und sie Medici, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, mitzutheilen.

Ich habe keine Abschrift von dieser Arbeit, indessen sie war so einfach, daß ich sie um so mehr im Kopfe habe, als ich sie nachher noch zweimal einreichte, zum dritten mal als meine Vorhersagungen in Erfüllung gegangen waren. Ich will sie daher hier niederlegen; etwas Wesentliches wird schwerlich daran fehlen.

Ansichten über die Operationen der Südarmee.

I. Nothwendigkeit schneller Fortführung der Offensive.

Es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Südarmee die Offensive so schleunig als möglich fortführe.

Für Defensivstellungen sind unsere jungen Soldaten nicht gemacht; diese Stellungen erheischen einen ausgebreiteten Vorpostendienst. Unsere Soldaten sind in diesem wenig geübt; man wird daher auf Vorposten naturgemäß immer viel mehr Truppen verwenden, als eine reguläre, kriegsgeübte Armee unter gleichen Umständen darauf verwenden würde.

Wir werden beständige Alarmirungen erleben und bei jeder solchen Alarmirung, die stets wichtiger gemacht werden wird, als sie es verdient, wird stets die ganze Armee auf die Beine gestellt werden.

Dies muß nothwendig zur Ermüdung, zur Unlust der Truppen führen, insbesondere dann, wenn noch schlechtes Wetter einfallen sollte, wie das nachgerade zu erwarten ist.

Wenn wir jetzt, da wir auf ernsten Widerstand gestoßen sind, still stehen, so werden wir unser Prästigium, welches so wesentlich zu unsern Erfolgen beigetragen hat, verlieren.

Dies wird nicht blos die neapolitanische Armee ermuthigen, sondern auch die Reaction, welche in der Terra di Lavoro üppig wuchert und sich schon jetzt von Tag zu Tage bemerkbarer macht.

Wenn dann die neapolitanische Armee zur Offensive zurückkehren sollte, wird sie unsere Truppen matt und abgespannt, durch Krankheiten decimirt, die Bevölkerung der Terra di Lavoro in ihren reactionären Schichten ermuthigt, gegen uns aufzutreten, finden, und wer will dafür stehen, daß wir dann den Umständen gewachsen sind?

II. Mögliche Operationen.

1) Die Belagerung Capuas.

2) Operation gegen den linken Flügel der Stellung der Königlichen durch Marsch über Limatola und Ducenta an den obern Volturno.

3) Operation gegen das Centrum der Königlichen mittels Uebergangs an das rechte Ufer des Volturno, wenige Miglien oberhalb Capuas in der Gegend der Scafa di Formicola.

Die Belagerung Capuas ist nicht ganz und gar unmöglich, aber unter allen Umständen eine langwierige Operation und deshalb für unsere Verhältnisse schon nicht zu empfehlen. Wählt man sie, so muß durchaus auf eine einheitliche Leitung Bedacht genommen werden.

Die Operation gegen den linken Flügel der Königlichen empfiehlt sich nicht. Wir entfernen uns dabei zu weit von Capua und von unserer natürlichen Operationslinie. Während wir an den obern Volturno hinaufrücken und diesen überschreiten, können die Königlichen, indem sie endlich einmal von ihrer zahlreichen Cavalerie Gebrauch machen und einen kräftigen Entschluß fassen, über Aversa einen Handstreich auf Neapel machen, welches von

Capua nur $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen entfernt ist, und die möglichen Folgen eines solchen Streichs sind gar nicht abzusehen. Wollten wir ihn verhindern, so können wir zu diesem Ende ein Detachement bei Santa=Maria und San=Tammaro zurücklassen. Machen wir dieses Detachement stark, so schwächen wir unser Hauptoperationscorps und stellen den Erfolg von dessen Operationen in Zweifel; machen wir es schwach, so geben wir es einer tactischen Niederlage preis, in jedem Falle setzen wir uns bei der großen Ueberlegenheit an Zahl beim Gegner der Gefahr aus, vereinzelt geschlagen zu werden.

Diese Nachtheile alle werden vermieden bei der Operation gegen das feindliche Centrum, und es wird bei ihr die höchste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gewonnen.

III. Die Operation gegen das feindliche Centrum.

1) Vorbereitungen.

Zu Santa=Maria werden etwa 2000 Mann zusammengezogen, welche sich hier verschanzen und Anstalten treffen, theils als käme es uns darauf an, eine Devensivstellung zu nehmen, theils als wollten wir Capua belagern.

Der Hauptheil der Armee, soweit sie in der Nähe ist, 12—14000 Mann, wird um Caserta dergestalt versammelt, daß sie über San=Leucio in einem mäßigen Marsch den Brückenpunkt erreichen kann.

Es wird ein Brückentrain gebildet und mit diesem werden unsere Geniesoldaten, wenn es nicht anders geht, auf dem Lande eingeübt. Letzteres kann binnen 24 Stunden in genügender Weise geschehen. Ebenso wird eine Abtheilung von Geniesoldaten nebst Infanteriearbeitern im schnellen Aufwerfen von Verschanzungen geübt.

2) Ausführung.

Ein Detachement von etwa 1200 Mann setzt sich etwa 24 Stunden vor der Hauptmacht nach Limatola und Ducenta in

Bewegung; es ist von einer Abtheilung Brückentrain begleitet und versucht eine Brücke über den Volturno in dortiger Gegend zu schlagen. Hierdurch wird die Aufmerksamkeit der Königlichen um so mehr auf diesen Punkt gelenkt werden, als sie nach dem Frühern denken müssen oder können, daß wir Cajazzo wiederum besetzen wollen.

Der Hauptbrückentrain kann zunächst in die Gegend von San-Angelo gebracht werden, um den Schein zu erregen, als wollten wir dort übergehen. Es hat keine Schwierigkeit ihn binnen kurzer Zeit, wenn nicht anders mittels der Eisenbahn über Santa-Maria und Caserta, dann zu Wagen über San-Leucio vorzuziehen. Man kann das sogar so einrichten, daß der Schein entsteht, als wäre eben dieses Brückenmaterial nach Ducenta und Limatola geschafft und käme dort zur Verwendung.

Die Hauptmacht setzt sich nach Eintritt der Dunkelheit an dem zu bestimmenden Tage nach dem Brückenpunkt in Bewegung; eine Avantgarde mit Brückentrain und Sappeurs an der Spitze.

Der Brückenbau wird an Ort und Stelle sogleich begonnen und muß morgens beendet sein, was bei der geringen Breite des Volturno und nur einiger Uebung der Leute sicher zu erreichen ist. Ob die Avantgarde entweder durch Furten oder mittels Kähnen schon beim Beginn des Brückenbaues übersetzt oder erst später, wenn dieses sich seinem Ende nähert, muß von den Umständen abhängig gemacht werden. Geht die Avantgarde sogleich über, muß sie sich wenigstens, wenn sie nicht gestört wird, am rechten Ufer ruhig verhalten.

Ein doppelter Brückenkopf am rechten wie am linken Ufer wird sobald als irgendmöglich begonnen.

Sobald die Brücke vollendet ist, rückt die ganze Hauptmacht ans rechte Ufer.

Das Detachement bei Santa-Maria tritt in der Nacht des Brückenschlags unter die Waffen und marschirt über San-Angelo nach dem Brückenpunkt ab, sobald es die Nachricht erhält, daß die Vollendung der Brücke sicher gestellt ist. Es hat die Bestimmung,

den Brückenkopf zu vollenden, dessen Besatzung zu bilden und Capua zu beobachten. Die Hauptmacht, sobald sie das rechte Ufer gewonnen hat, bricht gegen die Höhen von Gerusalemme vor, um die dortigen neapolitanischen Batterien zu umgehen und zu nehmen. Das Detachement von Limatola (Ducenta) wird herangezogen.

3) Fortsetzung der Operationen.

Nächstes Ziel der Hauptmacht ist, sich auf die Communication Capuas mit seinen Reserven zu werfen.

Wenn die Besatzung von Capua ausfällt, um im offenen Felde das Gefecht aufzunehmen, sucht man so zu manövriren, daß man sie von der Festung abdrängt, indem man gegen ihren rechten, an den Volturno gelehnten Flügel mit der Hauptkraft manövrirt.

Es ist möglich, daß man die Gelegenheit gewinnt, vom rechten Ufer aus die Brücke vor Capua zu zerstören.

Ist die Besatzung von Capua geschlagen und entweder in die Festung zurückgewichen oder nach Norden zurückgegangen, so wendet man sich entweder nordwärts oder nach dem Brückenpunkte zurück, je nachdem die Reserven der Königlichen aus dem Norden die nähern sind, oder jene Truppentheile vom obern Volturno, welche etwa der Besatzung von Capua zu Hülfe eilen wollen.

Beginnt die Besatzung von Capua, etwa verstärkt durch Reserven, eine Operation am linken Ufer des Volturno, in der Hauptrichtung auf Neapel, so kehrt man ans linke Volturnoufer zurück und wirft sich in ihre linke Flanke oder in ihren Rücken, unbekümmert um alles, was sonst vorgehen mag.

Diese kleine Arbeit also theilte ich zunächst Medici mit, und es hatte auch den Anschein, als sollte auf sie Rücksicht genommen werden. Als dieser Anschein hervortrat, und dann als er plötzlich wieder schwand, habe ich dieselbe nach der Reihe auch noch Sirtori, Türr, Cosenz mitgetheilt. Bevor ich auch darüber einiges erwähne, muß ich verschiedene Erläuterungen zu der Arbeit selbst

geben, die allerdings für diejenigen überflüssig sind, welche sich zu jener Zeit in der Action befanden, nicht so für die andern, welche den Handlungen fern standen.

Was die Gründe betrifft, die mir ein entschiedenes offensives Auftreten in möglichst kurzer Zeit rathsam erscheinen ließen, so hatte ich einen nicht genannt, weil er mir nicht für alle gemacht und passend schien. Die Piemontesen waren, wie man weiß, nach dem ersten Drittel des September in die päpstlichen Staaten eingefallen, und daß sie nach den leichten Siegen über Lamoricière's Truppen bei Perugia und Castelfidardo auch ins Neapolitanische eintreten würden, um nach ihrer Gewohnheit die Vortheile der Arbeit anderer fortzuschnappen, das konnte mir am allerwenigsten entgehen, der ich die Schule von Genua durchgemacht und in der Orangenbucht und in Palermo Gelegenheit genug gehabt hatte, Betrachtungen über die Absichten der Schnapphähne cavourischen Zeichens anzustellen. Wenn es nun am Ende nicht so wichtig war, ob diese italienischen Preußen uns die materiellen Vortheile unserer Thaten abfingen oder nicht, war es doch für mich sehr wichtig, daß sie uns nicht die Ehre unserer Thaten abschnitten. Und daß es leicht dahin kommen könne, wenn wir zu lange zögerten, sah ich voraus. Alle die verschiedenen Fälle alter und neuer Kriegsgeschichte, in denen gewisse Schnapphähne als „Retter" auf sehr wohlfeile Weise aufgetreten waren, traten mir lebendig vor Augen, und wenn ich unterließ, diese Dinge, welche von einem Nichtitaliener berührt anstößig erscheinen mochten, in einer officiellen Schrift zu erwähnen, sprach ich doch viel darüber mit meinen Freunden, namentlich mit Vigo, dem ich die Bearbeitung meiner Noten betreffend die Ansichten über unsere Operationen aufgetragen hatte. Wie richtig ich sah, das hat schon die nächste Folgezeit gelehrt.

Als Brückenpunkt hatte ich nicht die Scafa di Formicola selbst, sondern einen Punkt einige tausend Schritte weiter oberhalb ausersehen. Bekanntlich macht der Volturno seinem Namen alle Ehre;

in vielen Windungen fließt er insbesondere in der Gegend oberhalb Capua dahin, und es ist leicht einen Punkt, der sich für einen Uebergang und für die damit verknüpfte zweckmäßige Anlage nicht blos eines einfachen, sondern selbst eines doppelten Brückenkopfs eignet, dort aufzufinden. Die Scafa di Formicola selbst zu wählen, war in der gegenwärtigen Zeit eine etwas misliche Sache, da auf den Höhen in deren Nähe die Neapolitaner gerade mehrere Batterien angelegt hatten, welche die Scafa unter ihr kräftigstes Feuer nahmen, und da dieser Punkt von ihnen aufmerksam bewacht wurde. Etwas weiter oberhalb bei der Caccia Sforzata und der Fasaneria del Mazone fand man alles, was man brauchte, auch die nöthige Sicherheit gegen ein vorbereitetes Feuer, beisammen, und nach dem Uebergang war es nicht schwer, durch eine schnelle Bewegung sich der, wie gewöhnlich, hinten nicht geschlossenen Batterien der Königlichen zu bemächtigen, ohne Gefahr, viele Leute zu verlieren. Dieser erste und im ersten Anlauf zu gewinnende Sieg mußte auf unsere Truppen schon einen guten, auf die Königlichen den entgegengesetzten Eindruck machen.

Wie ich gesagt habe, erhielten nach und nach Medici, Sirtori, als dieser in Caserta anlangte, dann Türr, endlich noch Cosenz, als ich zu Santa-Maria stand, Kenntniß von meinen Ansichten über unsere Operationen. Mehreremal wurden schwache Anläufe genommen, den Plan auszuführen, als indessen endlich die Brücke geschlagen ward, jetzt an der Scafa di Formicola, da zu dieser Zeit die Batterien der Königlichen auf den Höhen von Gerusalemme verschwunden waren, hatten sich die Verhältnisse schon ganz anders gestaltet.

Türr sagte mir seinerzeit: mein Plan wäre jedenfalls vortrefflich, aber mit unsern Truppen nicht durchzuführen. Ich glaubte nun gerade bewiesen zu haben, daß eben für *unsere* Truppen gar nichts anderes so geeignet sei als dies, was ich vorschlug.

Und der Meinung waren mit mir manche andere, die bei-

läufige Kenntniß von dem Plane erhielten, Offiziere, die den Krieg und unsere Armee gleich gut kannten. Von diesen drangen einige in mich, ich solle mich direct an Garibaldi wenden und auf diesen mit allen Mitteln einzuwirken suchen, daß er die Ausführung meines Plans ernstlich in die Hand nehme.

„Was wollen Sie mit allen andern?“ sagte man mir, „entweder verstehen sie zu wenig, um Ihren Plan nur zu begreifen, oder sie nehmen das Verdienst, ihn aufs Tapet gebracht zu haben, ohne weiteres für sich in Anspruch, und höchstens wenn sie durch ihr Ungeschick den Plan in der Ausführung verpfuscht haben, wird man dann auch Ihren Namen nennen, um Ihnen aufzubürden, was man verschuldet hat.“

Darauf erwiderte ich: „Ich bin seit lange daran gewöhnt, daß sich andere mein Verdienst anmaßen; ja ist es doch vorgekommen, daß wenn ich mit Mühe und Noth alles so weit ins Schick gebracht hatte, daß es leicht war, alles zu vollenden, einer daherkam, schrie und tobte, und wenn nun alles trotz dieses Schreiens und Tobens sich gut ordnete, sich das Verdienst zuschrieb, die Sache augenblicklich in Ordnung gebracht zu haben, und mir womöglich noch vorwarf, daß ich es trotz so und so langer Arbeit nicht vermocht habe. Aber es kommt mir gar nicht darauf an, daß mein Licht leuchte — während freilich hier viele nur daran arbeiten, sich ins Licht zu stellen, und alles andere vernachlässigen — mir kommt es darauf an, daß etwas Tüchtiges und Vernünftiges geschehe. Was das betrifft, daß ich mich direct an Garibaldi wenden soll, so geht das nach meinen Grundsätzen nicht. Ich hätte kein Recht mehr, die Abweichungen von der Dienstordnung, welche so häufig vorkommen, zu verurtheilen, wenn ich selbst mir eine solche zu Schulden kommen ließe. Ich werde bei den unmittelbaren Vorgesetzten, die mir das Schicksal während dieses Feldzugs noch geben mag, stets wieder mit meinem Plane herausrücken, nach den Umständen verändert, wenn die Umstände sich ändern. Aber Garibaldi direct angehen werde ich nicht; die Art, in welcher

eine große Anzahl unserer Offiziere beständig und für allerlei Zwecke Garibaldi beschwerlich fallen, ist mir zu widerlich, als daß ich auch nur den Schein auf mich laden möchte, etwas Aehnliches zu thun."

Am 22. September kam endlich auch die Batterie gezogener Kanonen, welche für die Division Terranova in Genua zugerüstet war, über Neapel in Caserta an. Die Schwierigkeiten, welche die turiner Regierung unmittelbar nach meinem Abgang von Genua weitern Truppen- und Materialsendungen in den Weg legte, hatte eine Zeit lang ihren Abgang verzögert, dann war auch das Comité in Genua, nachdem die Expedition nach Sicilien gelenkt worden war, unsicher geworden, ob es nicht diese gezogenen Vierpfünder zur Brigade Nicotera senden solle; endlich, als auch diese Brigade nach Sicilien ging, wurden die Kanonen nach dem Kriegsschauplatze im Neapolitanischen befördert. An Leuten für die aus sechs Kanonen bestehende Batterie fehlte es fast gänzlich; die beiden Offiziere, welche mit ihr kamen, waren der Hauptmann Baillot und der Lieutenant Torricelli. Es ward dringend nothwendig, für die Bedienung dieser Batterie zu sorgen, welche in der Kaserne San-Carlino untergebracht ward, und so mußte ich Baillot ohne weiteres die Erlaubniß geben, in den verschiedenen Brigaden der Division für die Artillerie zu werben, was denn auch sogleich geschah. Baillot ließ große Aufrufe drucken, in denen er zum Eintritt in die gezogene Batterie Garibaldi aufforderte. Diese Proclamationen wurden an die verschiedenen Straßenecken und Kasernenthore zu Caserta angeschlagen; doch gelang es nur mit Mühe, in drei oder vier Tagen eine nothdürftige Bedienung zusammenzubringen, und gleich darauf ward die Batterie nach San-Angelo vorgezogen.

Am 22. September machte ich auch mit dem Doctor Gemelli einen Besuch im Spital von Caserta. Obgleich ich weiß, daß die Spitalluft auf meinen Gesundheitszustand stets einen übeln Einfluß hat, hielt ich es doch für meine Pflicht, auch diese Dinge angemessen zu untersuchen, und soweit es in meinen Kräften stände, sie zu ordnen. Mein Besuch war denn auch in dieser Beziehung nicht

ohne gute Folgen. Der Commandant des Spitals, ein alter neapolitanischer Offizier, war voller Klagen. Es fehlte an Krankenwärterpersonal, und das vorhandene hatte keine Autorität. Wenn auch mancher brave Kerl im Spital elend daniederlag, sind doch dafür unter den Lazarethbrüdern immer gar viele, die nur ins Spital gehen, um dort ein müßiges Leben zu führen und sich mit guter Manier vor einem etwaigen Erscheinen im feindlichen Feuer zu schützen. Diese Bursche erhoben große Ansprüche an die Verpflegung, konnten nicht müde werden, dieses oder jenes Extragericht zu verlangen, lehnten sich gegen die Wärter auf und gingen sogar spazieren, wohin sie wollten, wahrscheinlich in die Kneipen von Caserta, wenn es ihnen einfiel. Die Wärter waren offenbar zu schlecht bezahlt, man konnte für das Geld, das sie erhielten, keine vernünftigen Leute bekommen. Allerdings trieben sich im Lazareth eine Menge Leute von dem Priesterbataillon umher; aber diese Kerle wollten keinen Krankenwärterdienst thun, und was sie sonst eigentlich hätten thun können, war mir unklar. Vielleicht wollten sie sich anbeten lassen.

Alle diese Dinge mußten geändert werden. Es ward eine tüchtige Polizeiwache fürs Lazareth gegeben, Offiziere dorthin commandirt, um die Disciplin aufrecht zu erhalten, und ein Reglement für das Lazareth aufgestellt, demgemäß die Krankenwärter von den Kranken als Vorgesetzte zu behandeln wären; die Priester, welche nicht als Krankenwärter Dienst thun, also nicht in wahrhaft evangelischem Sinne handeln wollten, sollten aus dem Spital entfernt werden.

Viele Damen meldeten sich in dieser Zeit zum Dienste im Spital; die bekanntesten von ihnen sind die Contessa und Miß White (Signora Mario); von beiden habe ich viel Gutes gehört; die letztere war indessen nicht gerade eine angenehme Erscheinung, sie machte sogleich den Eindruck eines Blaustrumpfs. Tausend Piaster, welche sie, wenn ich nicht irre, durch Sammlungen in England für unsere Lazarethe zusammengebracht hatte, mußten ihr auf Garibaldi's

Befehl zurückgestellt werden, welcher meinte, daß Neapel reich genug sei, um diejenigen zu heilen und zu erhalten, welche für seine Befreiung bluteten. Diese Rückerstattung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, da die Dame anfangs nicht zu finden war. — Ich meinestheils hatte eigentlich nichts gegen die Betheiligung der Damen an der Krankenpflege einzuwenden, bin sogar überzeugt, daß dieselben viel Gutes schaffen können. Indessen hat jedes Ding seine zwei Seiten, und meine Aerzte, Ziliani und Gemelli, wollten von den Damen im Lazareth gar nichts wissen.

Ziliani, ein junger Mann von der höchsten Bravour und dem reinsten Streben, hatte eine ideale Welt vor Augen, er wollte alles vollkommen haben, und ich hatte am wenigsten recht, gegen diesen heute sogenannten — — Fehler etwas einzuwenden. Gemelli, mehr Weltmann, gewandter im Umgang, stimmte doch in Bezug auf Frauenzimmer in den Lazarethen völlig mit ihm überein.

„Mit den Damen“, sagte Ziliani, „ist im Lazareth durchaus keine Ordnung zu erhalten. Ein Frauenzimmer bleibt immer ein Frauenzimmer. Der Ordnung fügt es sich nicht und stört jede vernünftige Behandlung nach seinen tollen Eingebungen des Augenblicks. Die Frauenzimmer suchen sich die hübschen Bursche heraus, nicht die Kranken, welche ihrer Sorge am meisten bedürften; bei den hübschen Burschen hocken sie nun immer, dort machen sie sich zu schaffen und sind nicht davon fortzubringen; vielleicht hängen sie sich schließlich an Einen und die Sache wird noch toller. Natürlich fehlt es auch nicht, daß die jungen hübschen Kerle unter den Händen der Damen sich aufregen, und so wird ihre Besserung aufgehalten; ja in kritischen Augenblicken, wie nach Amputationen u. s. w., kann die «liebevolle Behandlung» geradezu den Tod herbeiführen, während ohne die liebevolle Behandlung die Heilung sicher gewesen wäre.“ „Ich leugne ja gar nicht“, fügte er dann auf eine etwaige Einwendung von meiner Seite hinzu, „daß die . . . . . . höchst angenehm ist. Befehlen Sie mir was Sie wollen, daß ich ihr die Cour mache, daß ich, ich weiß nicht

was thue. Ich will ja alles thun. Aber nur nicht ins Spital mit ihr. Neulich hat sie einen Bevorzugten dadurch getödtet, daß sie ihm auf eigene Faust von ihren Mixturen eingegeben und ihn ein Dutzend Eier zum Abend hat verspeisen lassen. Ich bitte um Gottes willen, was soll bei solchen Pfuschereien werden?"

Diese letztern Zusätze variirten bei den verschiedenen Gesprächen, die ich über den Gegenstand mit Ziliani hatte, natürlich verschieden, je nach den Umständen und Personen.

Mit der Contessa war ich in dieser Zeit immer besser bekannt geworden. Der Umgang mit einer gebildeten und geistreichen Frau ist mir ein großes Bedürfniß; ich meine, man ergänzt sich durch die Unterhaltung mit einer solchen in vielen Stücken, und ich kann halbe Stunden lang eine solche Frau mit dem größten Interesse über Gegenstände sprechen hören, über welche unsere Meinungen ganz und gar auseinander gehen, während ich einem Mann gegenüber stets zu Einwürfen geneigt sein würde. Wir betrachteten einander als gute Kameraden, und die Contessa nannte mich scherzweise zuweilen den jüngsten ihrer platonischen Anbeter. Bricoli war in der Zwischenzeit von Santa-Maria nach Caserta gebracht worden, und ich besorgte ihm hier ein Zimmer in meiner Nähe im Schloß. Obgleich ich mich soviel als möglich um ihn kümmerte, ward er doch bei dem vielen und mannichfaltigen Dienst, der gerade in jene Zeit fiel, sehr vernachlässigt. Die Angelegenheit unsers Tisches war damals noch nicht so wie später geordnet, die Kneipen in der Stadt selbst waren alle geschlossen, und so kam es vor, daß Bricoli, wie wir andern auch, bisweilen nichts zu essen bekam, und wenigstens nicht das, was ihm bei seinem Zustande am passendsten gewesen wäre. Unter solchen Umständen sprach er mir den Wunsch aus, nach Neapel gebracht zu werden, wo er eine Braut hatte und der besten Pflege versichert sein konnte. Die Contessa hatte einen vortrefflichen leichten, zum Krankentransport ganz besonders geeigneten Wagen. Ich bat sie, diesen Bricoli zur Verfügung zu

stellen, was sie mit ihrer gewohnten Bereitwilligkeit that. Kaum war dies geschehen, als einige bedenkliche Gemüther mir zu Herzen führten, daß vielleicht die Contessa selbst mit Bricoli nach Neapel fahren könne. Dies möchte von der Braut Bricoli's und deren Aeltern falsch verstanden werden u. s. w.

Ich beruhigte sie darüber und sagte, ich werde das der Contessa selbst sagen, was ich denn auch ausführte. Sie lachte und erwiderte, ich solle ohne Sorgen sein. In der That schickte sie am frühen Morgen des 26. September ihren Wagen unter der Escorte eines jungen, ihr befreundeten Engländers, und Bricoli fuhr nach Neapel, wo er die erwartete liebevolle Pflege fand. Ich vermuthe, daß er jetzt vollständig hergestellt und auch in anderer Beziehung glücklich ist.

Wie ich es vorausgesehen, hatte der Besuch im Spital für meine Gesundheit üble Folgen; schon am 23. befiel mich ein nichts weniger als angenehmer Durchfall, am 24. mußte ich mir alle Arbeit vom Halse schaffen und Ziliani rufen lassen, der mir denn auch sogleich etwas verschrieb. Ich nahm diese Mixtur nach meiner Gewohnheit pünktlich und war am 25. so ziemlich wiederhergestellt.

Am 25. September ward das Hauptquartier der Armee nach Caserta verlegt, sodaß ich nun aus meiner Stellung als Stabschef der sämmtlichen in erster Linie concentrirten Truppen zurücktrat, und — woran ich eigentlich früherhin nicht gedacht hatte — mir nominell nur die Generalstabsgeschäfte der 15. Division blieben. Factisch allerdings blieb mir noch manches auf dem Halse, was als allgemeine Arbeit gelten mußte; ich erwähne davon nur das Munitionsmagazin zu Caserta. Ich richtete sogleich einen Rapport an Sirtori über die bisherige Thätigkeit des Generalstabs der Avantgarde, über die Organisation, über die Anlage des Munitionsmagazins, über den Bureaudienst, über die Stellung der Truppen. Ich fügte einige Vorschläge hinzu, welche mir von großer Bedeutung erschienen, und zwar folgende: Das Generalcommando

möge die Divisionen in sich concentriren und einer jeden ihren bestimmten Wirkungskreis anweisen; es möge dann nur Befehle an die Divisionen, niemals an Brigaden oder gar einzelne Bataillone oder Regimenter geben, wie es leider Gottes bisher weniger aus Böswilligkeit als aus Unverstand oft vorgekommen war; es möge das Munitionsmagazin in Caserta unter die Leitung des Artilleriecommandanten der Armee stellen, da ich es allerdings auf eigene Faust gegründet habe und auch willens sei, es zu verwalten, bis ich es einem andern übergeben könne, aber allerdings mit Dienst so überhäuft sei, daß es mir lieb sein würde, wenn dieses Geschäft in andere, und zwar in diejenigen Hände überginge, welchen es eigentlich gehöre, zumal da ich jetzt als Generalstabschef einer einzelnen Division nicht erwarten könne, daß mir die Munitionsrapporte aller Truppen zugingen, welche ich bisher von denjenigen Truppen, die in die erste Linie rückten oder nur ihr nahe kamen, mit Noth und Mühe und unter übermäßiger Anstrengung meiner Offiziere, soweit es unumgänglich nothwendig war, hatte zusammensuchen lassen. Endlich bat ich, mir die Schererei mit dem Platzdienst in Caserta, mit dem Hospitaldienst und endlich noch ein sonderbares Geschäft, von dem ich sogleich reden werde, abzunehmen, lauter Dinge, die ich alle erst organisirt hatte, und um die sich gewisse chevauchirende Herren freilich nicht bekümmerten, die blos herauskamen, wenn sie eine Gelegenheit witterten, auf Kosten anderer Leute sich ins Licht setzen zu können. Hol' sie der Teufel!

Das sonderbare Geschäft, welches ich eben erwähnte, war folgendes. Unter den obwaltenden Verhältnissen schien es unangemessen, den Besuch des Parks von Caserta aller Welt freizugeben. Garibaldi hatte daher befohlen, daß der Park nur von Leuten betreten werden dürfe, die mit Erlaubnißkarten versehen wären, und die Ausstellung der Erlaubnißkarten war Sache des Generalstabs der ersten Linie. Der Zudrang zum Park wurde nun von Tage zu Tage größer; mein Bureau war förmlich belagert, und zwei meiner Offiziere hatten den ganzen Tag eigentlich nichts weiter zu thun,

als Erlaubnißkarten zu schreiben. Auch dies wollte ich los sein. Alle die zuletzt erwähnten Geschäfte fielen in das Bereich des Waffencommandanten, welcher in der Person des alten neapolitanischen Obersten Somma neuerdings für Caserta ernannt worden war und ohne jene Geschäfte eigentlich nichts zu thun hatte.

Außer diesem Specialrapport an Sirtori sendete ich ihm meine Ansichten über die zu unternehmenden Operationen. Am 30. September hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß Sirtori, der seine ganzen Tage damit zubrachte, Rapporte zu schmökern, den meinigen, den wichtigsten von allen, noch nicht gelesen hatte. Es ist hier der Ort, über diesen eigenthümlichen Mann einige Worte einzuschalten.

Sirtori war in seiner Jugend Priester; 1848 griff er zu den Waffen und zeichnete sich namentlich bei der Vertheidigung Venedigs durch seine glaubensvolle Tapferkeit aus. Darauf lebte er in Frankreich im Exil und suchte sich insbesondere durch Studien militärisch fortzubilden. Diese Ausbildung war eine sehr einseitige. Sirtori liebte es besonders, Dufour zu citiren, dessen methodischer Lehrgang, wie dem Soldaten hinlänglich bekannt, den Anforderungen einer richtigen Kriegstheorie keineswegs genügt. Als Garibaldi 1860 seinen Zug nach Sicilien antrat, machte er Sirtori zum Chef seines Stabes. Dieser entwickelte einen ungemeinen Fleiß. Man rühmte ihm nach, daß er bei der Einnahme Palermos der einzige gewesen sei, welcher von vornherein daran arbeitete, Einheit in die Leitung zu bringen. Für Karten hatte er eine große Leidenschaft und ließ deren so viele zusammensuchen und zeichnen, daß es an der Hälfte mehr als genug gewesen wäre. Im Aeußern hatte er noch vieles vom Priester; er ging z. B. ganz so, als ob er die Kutte noch immer auf dem Leibe habe, auch seine eigenthümlich accentuirte Sprache kam mir wie ein Ueberbleibsel seiner geistlichen Erziehung vor. Man wollte behaupten, daß ihm auch innerlich vieles von dieser geblieben sei, wie seine Abneigung gegen die Frauenzimmer, eine gewisse Kleinigkeitskrämerei, bis auf einen gewissen Punkt die Fähigkeit, sich zu beherrschen, wenn es auch in

ihm loderte und brannte, große Neigung, andern etwas nachzutragen, kurz, eine Anzahl von Eigenschaften, die in den Klöstern ausgebrütet werden. Selbst diejenigen, welche ihm entschieden freundlich gesinnt waren, hielten dafür, daß er besser als commandirender Offizier an der Spitze einer Truppe als an der Spitze eines Armeestabes stehen würde. Mir fiel bei verschiedenen Gelegenheiten auf, daß ihm der Sinn für die kameradschaftliche Zuneigung zum Soldaten fehlte, welche den Offizier gewissermaßen instinctiv erkennen läßt, worauf dieser — vielleicht in Kleinigkeiten großes Gewicht legt. Es gibt manche Aeußerlichkeiten, deren Verletzung den Soldaten leicht beleidigt, deren Beachtung ihn ebenso leicht gewinnt. Davon wußte Sirtori nichts. Auch auf die Bequemlichkeit und die Sorge für den Soldaten nahm er so gut als keine Rücksicht. Und doch ist eine nicht nothwendige Anstrengung der Kräfte oft geradezu verderblich. Daß Sirtori einen ungemeinen Ehrgeiz habe, war eine allgemein verbreitete Annahme in der Armee. In der Bethätigung seiner vortrefflichen Eigenschaften ward er bisweilen durch den Umstand behindert, daß er ein schlechter Reiter war. Nach der Landung zu Marsala hatte er zum ersten mal in seinem Leben ein Pferd bestiegen, und auch am Volturno liebte er das Reiten noch nicht. Eine Dame hatte ihm den Spitznamen „der Cardinal“ gegeben, und dieser Name war bald in weiten Kreisen bevorzugt.

Wie ich es vorausgesehen hatte, fingen bei der Bewahrung unserer Defensive bald die Gerüchte von Offensivabsichten der Königlichen an eine große Rolle zu spielen, und bei dem geringen Vertrauen, welches man darein setzte, daß die Vortruppen ihren Dienst vollkommen, wie es sich gehört, versehen würden, wurden bei jedem kleinen Alarm sämmtliche Truppen gewöhnlich schon in der ersten Morgenfrühe unter die Waffen gerufen, und dort mußten sie denn in der Regel bis um Mittag stehen, bis man sich überzeugt hatte, daß es diesmal wieder nichts sei. Dies Verfahren ermüdete nicht blos die Truppen, es verhinderte auch sehr die voll=

ständige Organisation des innern Dienstes, obgleich jetzt alle Elemente vorhanden gewesen wären, diesen wenigstens in der 15. Division regelmäßig zu versehen. Es war für dieselbe nunmehr ein permanentes Kriegsgericht eingesetzt, welches sein Bureau und Amtslokal im hintern Schloßflügel rechter Hand hatte. Ambulancen hatte die Division jetzt sogar zwei unter Leitung der Divisionsärzte Ziliani und Gemelli. Die Intendantur im rechten Seitenflügel des Schlosses ward von dem geschickten Intendanten Ghiglione verwaltet, einem Mann von Geschick in seinem Fache und feinen Manieren. Obgleich es, wie das zwischen den eigentlichen Militärbehörden und der Intendantur wol zu kommen pflegt, auch zwischen Ghiglione und mir bisweilen zu einem kleinen Span kam, ward doch die Sache immer schnell und leicht wieder ausgeglichen; wir gingen so gut Hand in Hand, als es wol selten wieder in einem Truppenkörper der Fall sein wird, und dieses glückliche Verhältniß kam unsern Truppen ganz besonders gut zu statten, als sie 14 Tage lang bei meist schlechtem Wetter im October vor Santa-Maria auf Vorposten gegen Capua standen. Wenn ich im Sanitätsdienst oder im Intendanzdienst irgendetwas für wünschenswerth hielt, so beobachtete ich das Verfahren, zuerst immer das Gutachten des Divisionsarztes oder des Intendanten, wenn beide Fächer collidirten, auch wol beider einzuholen, ehe die Anordnung wirklich getroffen ward. Da ich nichts anderes wünschte, als was ich für zweckmäßig oder nothwendig erkannt hatte, so fielen die Gutachten fast immer meinen Wünschen vollständig entsprechend aus. Dabei ward die Feindseligkeit, welche durch gegenseitige unvermittelte Ansprüche zwischen verschiedenen Dienstzweigen sonst wol hervorgerufen wird, gänzlich vermieden, die Verwaltungsdienstzweige arbeiteten mit doppeltem Eifer für das, was sie selbst zuvor als gut anerkannt hatten, und ich gewann mir ein Vertrauen in meine Sachkenntniß, welches mir oft die Freude verschaffte, daß ich in Dingen um Rath gefragt wurde, bei denen ich selbst mir keinen Eingriff erlaubt haben würde, daß wenn es einmal Noth war, sofort anzuordnen, weil keine Zeit verloren wer-

den durfte, auch sofort das Verlangte geleistet ward, soweit nur irgendmöglich. Alles dies kam dann den Truppen wieder zugute. Ich hatte niemals Ursache, über Pflasterkasten oder Mehlwürmer zu schimpfen, wie es andere Führer wol mit Behagen thun, sondern vielmehr alle Veranlassung, dem sämmtlichen Personal der Verwaltungsdienstzweige die höchste Anerkennung zu zollen. Auch die Staatskasse fuhr dabei gut; denn obgleich die 15. Division die stärkste war, was den wirklichen activen Stand betrifft, tritt sie doch in den veröffentlichten Rechnungen über die Kosten des Krieges fast mit dem niedrigsten Ausgabebudget auf.

Ich glaube, daß ich mit Recht auch von diesen stillen Verdiensten, von welchen in Kriegsgeschichten nicht wohl geredet werden kann und nicht leicht geredet wird, hier sprechen soll, um so mehr, da sie mir wol keiner wird bestreiten wollen, der sonst große Lust hat, was ich gethan auf seine Rechnung zu setzen.

Mein Wunsch war es, sobald als möglich auch eine administrative Musterung der Division durch den Intendanten vornehmen zu lassen, um den wahren Stand der Stärke zu constatiren, und damit vollständige Ordnung in die Rechnungen zu bringen, da der größte Theil der 15. Division sich jetzt in Caserta befand, konnte mit den hier vorhandenen Brigaden begonnen werden und später bei günstiger Zeit die Fortsetzung folgen. Indessen verzögerte sich bei dem ewigen unnützen Stehen unter Waffen die Sache sehr, und als kaum angefangen war, kamen die Ereignisse des 30. September und 1. October dazwischen, und die Fortsetzung mußte abermals verschoben werden.

Am 25. September passirte eine eigene Geschichte. Ich habe früher davon erzählt, daß während der Expedition von Ariano der Oberst Gandini die Brigade Milano abgeben mußte. Nun erschien dieser plötzlich wieder in Caserta und wollte, ohne mir ein Wort zu sagen, dies Brigadecommando wieder antreten. Auf die Meldung von de Giorgis hierüber befahl ich diesem, Gandini einen Posten vor die Thür zu stellen. Denn so sehr ich glaubte, daß

man in Bezug auf Gandini etwas gar zu schnell verfahren war, konnte ich doch unmöglich dulden, daß geradezu Unordnung und Indisciplin aller Art sich einschliche. Ich hatte selbst den von Türr unterzeichneten Brief an Gandini schreiben müssen, in welchem demselben angezeigt ward, daß nach Entschließung des Dictators von seinen Diensten bei der Südarmee kein Gebrauch gemacht werden könne. Darauf kam de Giorgis persönlich zu mir und bat mich, ich möge doch meinen Befehl zurücknehmen, ich würde begreifen, daß es ihm, der vorher unter Gandini gedient und nun dessen Brigade übernommen habe, schmerzlich sein müsse, den Befehl auszuführen. Ich sah dies freilich ein; zufällig erfuhr ich nun auch, daß Türr von Neapel her in Caserta sei. Ich beschloß also diesen aufzusuchen. Ich traf ihn im Park mit Garibaldi und Cosenz und erzählte ihm den Fall. Ich sagte dabei, daß meiner Meinung nach, möge Gandini unrecht geschehen sein oder nicht, sein Rücktritt an die Spitze der Brigade unmöglich sei, ohne total alle Disciplin zu untergraben und die größten Unzukömmlichkeiten zu bereiten. Natürlich setzte ich voraus, daß man nur nach vollständiger Kenntnißnahme von der Sachlage Gandini von der Armee entfernt habe, nicht auf bloßes Gerede hin; darin mußte mich noch bestärken, daß einige Tage zuvor der Major Bruzzesi vom Generalstabe Sirtori's bei mir gewesen war, um zu erfahren, was ich von der Sache denke, und daß ich diesem schriftlich meine Ansicht von der Sache mitgetheilt hatte, so wie sie in diesen Blättern erzählt ist. Erst darauf, obgleich ich durchaus nichts Gravirendes gegen Gandini vorgebracht hatte, war der Befehl Garibaldi's, Gandini fortzuschicken, erfolgt. Jetzt ward mir erzählt, daß Gandini einen Brief Bertani's mitgebracht habe, in dem er völlig von jeder Schuld freigesprochen ward. Bertani fungirte damals als Generalsecretär der Dictatorialregierung. Sein Zeugniß war selbstverständlich gegenüber einem Dictatorialbefehl ganz und gar irrelevant und konnte am wenigsten Gandini berechtigen, ohne weiteres das Commando wieder übernehmen zu wollen.

Türr sprach mit Garibaldi und Cosenz, und das Endresultat war eins der gewöhnlichen Compromisse. Gandini ward zur Disposition des Kriegsministers gestellt, also der frühere Befehl in Bezug auf ihn aufgehoben. Nachher beschäftigte sich, wie ich hörte, Gandini mit der Bildung einer neuen Brigade zu Nola, aus welcher nichts wurde, und späterhin sah ich ihn auf dem Marsche jenseit des Volturno noch einmal bei dem Stabe der Division Bixio.

Mir ist oft meine ruhige, vermittelnde Thätigkeit zum Vorwurf gemacht; es scheint mir indessen viel besser die Dinge von vornherein ohne Geschrei sacht ins Gleiche zu bringen, als mit vielem Geschrei bei der geringsten Gelegenheit zu beginnen, „energisch" aufzutreten, wie dies Schreien oft genannt wird, und dann schließlich doch sich in etwas anderes zu fügen als dasjenige, was man so ungeheuer energisch gewollt hat, und dabei dann vielleicht nur noch andern die Sorge für die ruhige Ordnung der Angelegenheiten auf den Hals zu laden oder auf dem Halse zu lassen.

Der 26. war ein Tag, an welchem ich viele Besuche empfing. Unter anderm war auch der evangelische Pfarrer der Gemeinde zu Neapel bei mir. Es handelte sich um jenen Ulrich; von welchem ich im Eingange dieser Erinnerungen erzählt habe, der sich für einen preußischen Artillerieoffizier ausgab und absolut von mir spedirt sein wollte. Er war endlich glücklich nach Sicilien gekommen, auch von Garibaldi, wie gewöhnlich, ohne Umstände in die Artillerie eingestellt worden; auf dem Marsche durch Calabrien war er mit einem höhern Offizier in irgendeinen Disput gerathen, der natürlich sehr elementarer Natur sein mußte, da Ulrich kein Wort italienisch und der andere schwerlich ein Wort deutsch verstand. Ulrich hatte bei dieser Gelegenheit seinen Säbel gezogen, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und, nachdem er sich vor diesem gar nicht vertheidigt hatte, was ihm der Mangel jeder Sprachkenntniß absolut unmöglich machte, zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Aus dem Loche hatte sich Ulrich nun, wie mir der Pfarrer sagte, an den preußi=

schen Consul zu Neapel gewendet und dessen Einsprache angerufen. Der preußische Consul hatte aber erwidert: mit einem preußischen Unterthan, der sich in eine Flibustierarmee begebe, habe er nichts zu thun; derselbe müsse sich eben den Flibustiergesetzen fügen. Obwol diese Antwort des preußischeu Consuls nicht für außerordentlich christlich gelten kann, schien sie mir doch auf seinem Standpunkt vollständig gerechtfertigt, insbesondere da er ein Gouvernement vertrat, in welchem der jetzt liberal geheißene aber ganz legitimistische Schleinitz Minister des Auswärtigen war, während der Unterthan Vincke für den Führer der Kammeropposition galt und in den Geruch eines Radicalen gerathen war. Der Pfarrer kam nun zu mir, um meinen Rath zu hören; diesen ertheilte ich und die Sache ward durch eine Begnadigung seitens Garibaldi's in Anbetracht des gänzlichen Mangels an Sprachkenntniß des Ulrich erledigt. Wie ich später vernommen habe, hat sich der letztere der Güte Garibaldi's durchaus nicht würdig bewiesen. — Mit dem Pfarrer kam auch ein Arzt aus Neapel, geborener Preuße, der von mir wissen wollte, ob einige junge preußische Mediciner eine Beschäftigung bei der Südarmee finden könnten. Ich glaube wol, daß dies möglich war, denn so vortrefflich unser Sanitätsdienst bestellt war, kann man doch nicht leicht tüchtige Aerzte genug finden; doch war es nicht meine Sache, solche anzustellen; ich mußte an die Divisionsärzte verweisen.

Dann kam der holländische Hauptmann von Rodenburgh, der sich einmal die Dinge bei der Garibaldi'schen Armee ansehen wollte. Er gerieth zum Generalstab der 15. Division und war nicht wenig erstaunt, mich dort zu finden. Aus meinen Schriften, die in Holland sehr gelesen sind, war ich ihm völlig bekannt. Wir verplauderten miteinander ein angenehmes Stündchen. Er hatte eben erst mit meinem „Italienischen Krieg von 1859“ in der Hand die Schlachtfelder Oberitaliens bereist und konnte nicht genug rühmen, wie leicht er sich nach dem Buche orientirt hatte.

Auch an einem Brocken „Nationalitätenkram“ fehlte es an diesem

Tage nicht. Ein Böhme, Namens Ruffer, wendete sich an mich. Er wollte, daß Garibaldi eine Proclamation an die slawischen Soldaten in der Armee des Königs Franz erlasse, um sie zum Uebertritt zu bestimmen. Er erzählte mir, daß er mit irgendeinem böhmischen Vereine viele entlassene slawische Soldaten bestimmt habe, in die königliche Armee von Neapel einzutreten, als für dieselbe in Oesterreich geworben ward. Dies sei eben geschehen, um die neapolitanische Armee zu ruiniren. Bei Salerno seien er und seine Genossen es gewesen, welche die Meuterei anstifteten, desertirten und dann das Freiheitscorps der Vesuvjäger, von welchem ich vor dem Feind nichts gesehen habe, gründeten. In Capua seien nun noch viele Slawen, und sie würden ohne Zweifel auf den ersten Ruf Garibaldi's ihre Fahnen verlassen. Ich wußte mir nicht zu erklären, weshalb erst ein Ruf Garibaldi's nöthig sei, wenn die Leute überhaupt nur in der Absicht davonzulaufen in die neapolitanische Armee eingetreten waren, und witterte hinter der ganzen Sache wieder so einen Legionsschwindel, bei dem sich einige Leute auf wohlfeile Art und auf Kosten anderer wichtig machen wollten; schickte ihn daher zu Garibaldi, um so mehr, da er, wie er sagte, einen Empfehlungsbrief Bixio's an Garibaldi in der Tasche habe. Garibaldi sah indessen die Sache, wie es scheint, gerade so an wie ich und wollte nichts davon hören.

Abends nach gethaner Arbeit und wenn das herkömmliche Alarmgerücht für diesen Tag wieder einmal verklungen war, befand ich mich jetzt oft mit meinen „Söhnen" Vigo, Ronchetti, Catenacci bei der Contessa. Wenn diese besonders freundlich zu mir war, so wußte ich regelmäßig, daß ich ihr irgendeinen Schein zum Besuche des Spitals ausstellen sollte, und fühlte dann bereits meine beiden Aerzte auf dem Rücken. Aber einer Dame läßt sich so schwer etwas abschlagen.

Draußen bei San-Angelo gegen Capua hin waren gegenwärtig verschiedene Batteriearbeiten, Deckungsarbeiten, wie zum Beginn einer Belagerung —, im allgemeinen in Uebereinstimmung mit den

Ansichten, die ich über die Fortsetzung unserer Operationen ausgesprochen hatte, begonnen. Auch sollte daselbst ein Brückentrain angekommen sein.

Um mir diese Dinge einmal in der Nähe anzusehen, ritt ich am 28. abends mit Vigo, Catenacci und dem Doctor Gemelli hinaus nach San-Angelo; die Batterien, deren Bau man begonnen hatte, mehr gegen das rechte Volturnoufer oberhalb Capua als gegen die Festung gerichtet, konnten sich eben meines Beifalls nicht erfreuen, und der Brückentrain, aus schändlichem alten neapolitanischen Material zusammengelesen, erst recht nicht. Bei dem Hause San-Jorio sah ich zum letzten mal den braven Oberstlieutenant Brocchi, der in Sicilien ein sogenanntes Genieregiment gebildet hatte und erst vor wenigen Tagen mit diesem bei der Armee eingerückt war. Drei Tage nachher, in der Schlacht vom 1. October, fand er seinen Tod. Bei San-Jorio mußten wir die Pferde zurücklassen und kamen in einer Art Laufgraben bis dicht an das linke Ufer des hier nahe der Scafa di Trifisco tief eingeschnittenen Volturno; man hörte hier fast, was drüben in den neapolitanischen Batterien auf den Höhen von Gerusalemme gesprochen ward. Es fiel während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit auf den Vorposten kein Schuß.

Am Abend vorher waren die Arbeiter an diesem Laufgraben, vom Regiment Dunue, auf einige Schüsse von der neapolitanischen Seite her in der größten Unordnung davongelaufen. Man erzählte mir, wie die Contessa ihren kleinen Säbel gezogen und sich bestrebt hatte, sie wieder vorwärts zu treiben. Garibaldi sei untröstlich gewesen, er habe die Offiziere degradirt und einmal über das andere gerufen: „Wo sind die Soldaten von Calatafimi?"

Es ist ganz sicher leichter, unter einem Corps von 1000 Mann lauter oder wenigstens in einem ansehnlichen Verhältnisse Helden zu haben als unter einer Armee von 20—25000 Mann. Jedoch bin ich überzeugt, daß sowol der Heldenmuth der ersten Zeit als die — nicht zu leugnende Verschlechterung des Stoffes in der

letzten Zeit mit der Zunahme der Armee übertrieben worden sind, und zwar geschah dies besonders von einigen höhern Führern, die, wie es mir vorkam, sich in der Führung größerer Abtheilungen nicht ganz sicher fühlten, und deshalb jeder ernsten Thätigkeit mit ewigen Klagen gegen die schlechte Beschaffenheit der jüngern Truppen entgegenarbeiteten. Besonders mußten die Sicilianer und Calabresen, meist collectiv Piciotti (Jungens) genannt, stark herhalten, sodaß sich endlich Garibaldi selbst bewogen fand, in einem Tagesbefehl das Lächerlichmachen dieser nationalen Soldaten, welches in der That von Tage zu Tage unberechtigter ward, zu verbieten.

Ich kann nicht anders sagen, als daß mit sehr wenigen Ausnahmen und in einzelnen Fällen sich alle die Soldaten, welche wirklich vor dem Feinde waren, brav geschlagen haben bis auf die letzte Stunde, auch den Sicilianern und Calabresen konnte man bald nichts mehr vorwerfen. Aber — was war wirklich vor dem Feinde? Ich glaube den activen Theil der Armee mit 20000 Mann schon ziemlich hoch anzuschlagen. In der Parade vor Garibaldi am 6. November zu Caserta waren 14—15000 Mann, und ich habe nun rechnen mögen soviel ich wollte, ich konnte nicht mehr als 4- bis höchstens 5000 Mann activer Truppen herausbringen, die bei dieser Parade nicht anwesend waren. Nun habe ich später zu meinem Erstaunen gehört, daß man in der Garibaldi'schen Armee bis zu 50000 Mann herausgerechnet habe. Ich muß dies vorläufig für eine piemontesische Erfindung halten, die gemacht ward, um die sechsmonatliche Soldabfertigung, die bei Entlassung der Armee verabfolgt ward, recht hoch erscheinen zu lassen. Aber daß allerdings ein Schwanz von nichtsnutzigen Tagedieben sich zur Armee rechnete und auf eine oder die andere Weise einschlich, das kann man nicht leugnen. Ein Freund taxirte das, was von diesem Schwanz sich am 6. November auf der Esplanade von Caserta als Zuschauer umhertrieb, auf etwa mindestens 3000 Menschen — Mann mag ich nicht sagen.

Vergesse man nicht, daß die italienische Südarmee, um es deutlich zu sagen, eine Landsknechtsarmee war und nothwendig an deren Mängeln leiden mußte; vergesse man ferner nicht, daß uns bei der unausgesetzten Thätigkeit zu einer durchgreifenden Controle keine Zeit blieb. Schließe man von den Fehlern, die kein verständiger Offizier der Südarmee als bestehend ableugnen wird, nicht darauf, daß diese Fehler auch gedauert hätten, wenn wir einmal zusammenbleibend nur zwei Monate Ruhe gehabt hätten. O nein! sie wären gehoben worden; denn mehr als irgendein anderer, der post festum Vorwürfe erhebt, litt unter diesen Mängeln der tüchtige Offizier, der brave thätige Soldat der Armee selbst.

Unzweifelhaft hob die ganze Armee das Bewußtsein, für eine große Sache zu streiten; der junge italienische Soldat war begeistert für seine Nationalsache; der Führer, selbst wenn er nicht geborener Italiener, wenn er nur überhaupt ein gebildeter, aus geistigem Interesse nach Italien gegangener Mann war, sah sich hier im Kampfe für die Interessen der wahren Freiheit, unter einem General, der jede Sache, die er ergreift, durch seine edle Uneigennützigkeit adelt. Aber, wenn ich von der ganzen Armee rede, so verstehe ich darunter nur die ganze active Armee. Was den Schwanz betrifft, so verhält es sich freilich anders.

Ich habe von dem Unwesen der Depots, der neu zu formirenden Regimenter, von den Lazarethbrüdern, von den überflüssigen Stäben, die sich mancher Großhans bildete, dieser Dienerschaft vom Leibarzt und Zeitungshomer herab bis zum Kammerdiener und Küchenjungen herunter bereits öfter beiläufig geredet. Man bedenke, daß, als wir am Volturno kämpften, unser Schwanz durch das Principat, die Basilicata, Calabrien über Messina, Palermo und Girgenti bis nach Marsala reichte, und überall dort militärische Neubildungen!! begonnen wurden ohne jede Absicht, jemals vor dem Feinde zu erscheinen, ja vielfach mit der bestimmten Absicht, niemals vor dem Feinde zu erscheinen. Auch nicht alles, was aus Oberitalien

hinabkam, war pur! Gar mancher Clubredner, der dort oben ausgerufen hatte: „Ich und mein Sohn wir wollen für die Freiheit sterben!“ machte dabei den Vorbehalt des alten Hillgärtner: „Soweit es in unsern Kräften steht.“ Und es stand dann wenig in den Kräften, der Heldenmuth hörte gewöhnlich dort auf, wo er bei braven Menschen anfängt; es ging vielen dieser Helden nicht besser und nicht schlechter als dem Heldenkönig von Gaeta, dessen Heldenmuth präcis aufhörte, als die Piemontesen anfingen, aus einer allenfalls vernünftigen Entfernung zu schießen. Bei dieser Gelegenheit die beiläufige Bemerkung, daß es mir nicht einfällt, das Unglück zu verspotten; ich habe wol oft genug gezeigt, daß mir das nicht in den Sinn kommt. Aber die legitimistischen und auch andere — Gott weiß in welchem Interesse arbeitenden Schriftsteller fordern durch ihre Lobeserhebungen für den „Heldenkönig und seine Fahnentreuen“ dazu heraus, daß man die volle Wahrheit sage, ohne sich darum zu bekümmern, wie das böswillig ausgelegt werden mag. Wäre Franz II. ein Held gewesen, so wären wir bei der Ueberlegenheit seiner Kräfte nicht so schnell bis an den Volturno gekommen, und hätte er eine bedeutende Zahl tüchtiger Offiziere gehabt, so war es fast unmöglich, daß wir am 1. October den Stoß aufhielten. Je mehr man den Feind lobt, desto mehr erhebt man sein eigenes Verdienst, wenn man Sieger geblieben. Das ist wahr; aber es kommt mir gar nicht darauf an, das Verdienst der italienischen Südarmee über die Wahrheit hinaus zu erheben, und auch mit der vollen Wahrheit bleibt ihr — oder vielmehr ihrem activen Kerne — Ruhm genug. Es widerstrebt meinem Gerechtigkeitsgefühl, Franz II. dies Prädicat eines „Heldenkönigs“ zu lassen. Man lese das „Journal du siège de Gaëte“ des Legitimisten Charles Garnier, man streiche daraus die allgemeinen lobenden Phrasen, mit welchen derselbe die Nichtigkeit des ganzen Heldenmuths deckt, man halte sich einfach an die Thatsachen, und man wird von diesen wahrhaftig nicht sehr erbaut sein. Auch ein ehrlicher Legitimist wird sagen müssen, daß ein schmählicher Untergang vollständig verdient war.

Ich habe gesagt, auch das, was aus Oberitalien hinabkam, war nicht alles pur; gar mancher, der mit irgendeinem militärischen Grad nach Unteritalien in einer der Expeditionen ging, dachte nur im Trüben zu fischen. Viele wußten sich in die rückwärtigen Depots einzuschmuggeln, andere in Civilstellen, und alles das machte späterhin seinen militärischen Grad geltend, als nichts mehr zu thun war, worunter natürlich die Tapfern, welche die ganze Last des Krieges getragen hatten, nur leiden konnten. Aus diesen Zuständen eben machte sich Fanti eine Waffe gegen die Südarmee; wer unparteiisch war, der konnte nicht sagen, daß er absolut unrecht habe, aber wer den Geist in dem activen Theil der Südarmee kannte, der mußte Fanti durchaus unrecht geben, daß er die allerdings nothwendige Purification nicht der Südarmee selbst überließ, die das alles vollständig kannte und mehr Interesse daran hatte als die Piemontesen, dem Schwanze die gebührende Nullstelle zuzuweisen.

Auf dem Ritte nach San-Angelo sah ich auch zum ersten mal den alten ehrwürdigen General Avezzana, der soeben aus Amerika herbeigeeilt war, wo er so lange Jahre im Exil gelebt hatte. Garibaldi hatte ihm den Befehl über die erste Linie gegen Capua übertragen. Avezzana, noch in Civilkleidung, den breitrandigen Pflanzerstrohhut auf den grauen Locken, war gerade damit beschäftigt, sich auf dem Terrain zu orientiren.

Nach der Rückkehr von San-Angelo machte ich noch einen Besuch bei der Contessa, theils um ihr Nachrichten zu bringen, theils um solche von ihr zu erhalten, da sie das verschiedenste, auch von Privatangelegenheiten zu vernehmen pflegte. Sie probirte eben ein Paar neue Reiterstiefeln an, welches ziemlich lange dauerte, da sich dieselben oben im Bein als zu eng erwiesen, sodaß wir während der Probe gar vieles miteinander reden konnten. Ich hatte in dieser Zeit nun bereits die Erfahrung in Bezug auf den Einfluß, welchen die „defensive Stellung“ auf unsere jungen Truppen üben mußte, für mich; die activen Kräfte schmolzen von Tage zu Tage

durch den Abgang in die Lazarethe, der zum Theil nur aus Unlustigen, nicht aus Kranken bestand. Die Contessa mußte meine Wahrnehmungen bestätigen.

Auch am 29. September waren alle unsere Truppen wieder consignirt und eine ganze Zeit lang unter den Waffen. Endlich am 30. September schien es Ernst werden zu sollen.

XVIII.

Aus der Schlacht am Volturno.

Am 30. September nachmittags ward alles unter die Waffen gerufen, was sich zu Caserta befand; zuverlässige Spionenberichte sprachen davon, daß die Neapolitaner von Capua und der Volturnolinie aus einen großen Schlag vorbereiteten, einen Entscheidungsschlag. In der That hatten sie an diesem Tage eine Bewegung von Capua her unternommen, und es war bei San-Angelo zu einem Kampfe zwischen ihnen und einem Theil der Division Medici gekommen. Unsere erste Linie, aus einer Brigade der 16. Division unter Milbitz und verschiedenen beigegebenen Truppen bei San-Tammaro und Santa-Maria, dann aus der Division Medici und der Brigade Spangaro der 15. Division bei San-Angelo bestehend, in der rechten Flanke gedeckt bei San-Leucio durch Sacchi, war vollkommen alarmirt; den Rücken deckte Bixio bei Maddaloni mit seiner schwachen Division und einer Brigade der Division Medici. (Eberhard, früher 1. Brigade der Division Terranova.) Die Reserve sollte in Caserta vereinigt bleiben und ward unter den Befehl Türr's gestellt, welcher eben von Neapel zurückgekehrt war. Ich übernahm die Stelle des Generalstabschefs für die Reserve, welche sich theils an der großen Straße von Caserta nach Santa-Maria, theils auf der Esplanade des Schlosses von Caserta entfaltete.

Da wir nicht wußten, welche Truppen eigentlich für das Reservecommando verfügbar wären, so sendete mich Türr zu Sirtori, um dies in Erfahrung zu bringen. Es ergab sich Folgendes:

Wir hatten die Brigade Eber von der 15. Division, etwa 1500 Mann.

Brigade de Georgis (Milano) von derselben Division, höchstens 800 Mann.

Brigade Assanti von der 16. Division, etwa 1100 Mann.

Bataillon Paterniti, 250 Mann.

Brigade Pace, 2100 Mann.

Dazu an Geschützen 13 Stücke von drei verschiedenen Batterien, von denen nur vier Feldgeschütze, der Rest Gebirgsgeschütz. Im ganzen verfügten wir also über etwa 5800 Mann am 30. September nachmittags. Von der Brigade Pace waren aber nur etwa 200 Mann mit guten Waffen versehen, was eben bei uns gute Waffen hießen; 500 Mann waren mittelmäßig bewaffnet, der Rest von 1400 Mann war für jetzt ganz unverwendbar im Felddienst. Höchstens bestand also in Wahrheit die Reserve gegenwärtig aus 4400 dienstfähigen Combattanten.

Im Hauptquartier Sirtori's erhielt ich dann auch die Gewißheit, daß dieser meinen Rapport vom 25. September über die Organisation des Dienstes zu Caserta vor seiner Ankunft noch gar nicht gelesen hatte. Es kamen nämlich, als ich bei ihm war, mehrere Offiziere von verschiedenen Divisionen und klagten über Mangel an Munition. Als sie sich nun mit Sirtori darüber die Köpfe zerbrachen, sagte ich: „So schlimm steht die Sache doch auch nicht, wir haben immer noch unser Magazin hier zu Caserta.“ — „Und wie viel Patronen sind darin?“ fragte Sirtori. — „Ich weiß es nicht genau, wie viel noch darin sein werden“, erwiderte ich, „da heute Vormittag viel ausgegeben worden ist; doch ist das leicht zu ermitteln, übrigens schätze ich, daß mindestens noch 150000 Patronen vorhanden sind.“ — „150000 Patronen!!“ rief Sirtori, „und davon weiß man gar nichts!“

Die „150000 Patronen" waren offenbar ein Freudenruf. In der That für uns war es eine ungeheuere Zahl, eine ganz unbegreifliche, sie reichte ja nach den herkömmlichen Austheilungen allein für 10000 Mann aus. Dagegen war mir der Zusatz: „Und davon weiß man gar nichts!" welcher durchaus wie ein Vorwurf für mich klang, denn doch ein wenig zu bunt. Noch Vorwürfe hören sollen, wo man durch Mühe und Arbeit den besten Dank redlich verdient hat, das geht am Ende nicht an. So sehr ich also die Sache im Auge hatte, sagte ich denn doch kurz: es sei nicht meine Schuld, wenn man davon nichts wisse; ich hätte über das Magazin in Caserta weitläufig berichtet, sogar gebeten, daß die Sorge für dasselbe mir abgenommen und einem Manne übergeben werde, in dessen Ressort die Munitionsbesorgung für die ganze Armee mehr gehöre als in den meinen. Uebrigens werde ich sogleich den Hauptmann Vedova mit dem Rapport über den gegenwärtigen Munitionsbestand hinübersenden.

Dies geschah denn auch, und es fand sich, daß ich noch zu niedrig geschätzt hatte, wir besaßen etwa noch 200000 Patronen in Reserve. Welcher überschwengliche Reichthum!

Als ich endlich von Sirtori loskam, fing es bereits an dämmerig zu werden. Ich suchte Türr, nachdem ich an Vedova meine Aufträge gegeben. Türr, dem die Geduld gerissen war, war unterdessen gegen Santa-Maria hin, an die Spitze der Colonne geritten. Da ich mich nicht vor einem entscheidenden Befehl von Caserta entfernen mochte, wo einer von uns, um Dummheiten zu verhüten, höchst nöthig war, so sendete ich einen Offizier vorauf zu Türr, um diesem mitzutheilen, was ich über die Stärke der Reserve ermittelt hatte. Der Offizier kam zurück und brachte mir von Türr die Nachricht, daß wir in die Kasernen rücken könnten. Bald kam auch Türr selbst heim und bestätigte mir dies. Wir schwebten wieder in Ungewißheit und man konnte schon wieder glauben, daß überhaupt nichts Ernstes im Werke sei.

Die Truppen rückten ein. Während ich im Schloßhof von

Caserta und auf der Esplanade, theils zu Fuß, theils zu Pferde mich etwa vier Stunden umhergetrieben hatte, hatte ich mehrere Botschaften von der Contessa erhalten, welche mich bitten ließ, ihr doch sogleich Nachricht zu geben, wenn wirklich etwas Ernstes vorfiele. Ich hatte versprochen dies zu thun, und falls überhaupt bis zum Abend nichts Ernstes vorkomme, wollte ich am Abend selbst zu ihr kommen und ihr erzählen.

Als nun die Truppen wieder eingerückt waren, hinterließ ich, wo ich zu finden sein werde, gab noch die nothwendigsten Befehle für das Bereithalten der Pferde und den Bureaudienst und ging dann zur Contessa. Ich erzählte ihr, was vorgefallen war, und sprach meine Meinung aus, daß ich nicht recht mehr an Offensivunternehmungen der Neapolitaner glaube, desto dümmer sei es, daß wir nichts unternähmen oder nicht längst etwas unternommen hätten. Diese von gewissen Leuten angestiftete verzweiflungsvolle Ruhe unsererseits sollte allerdings eigentlich den Königlichen Muth machen. Ich sprach mich im ganzen ziemlich bitter aus, und ich glaube nicht mit Unrecht. Mochte andern das Umherstolziren um nichts und wieder nichts behagen, mir behagte es nicht, und ich war nicht dazu nach Italien gekommen. Glücklicherweise sollte es am 1. October wirklich einmal wieder etwas Ernstes zu thun geben.

Die Contessa wollte noch ins Spital und an mehrere andere Orte gehen, dachte aber bald wiederzukommen. Sie bat mich, sie zu erwarten, gab mir eine englische illustrirte Zeitung, in welcher ich mehrere englische „Helden" verherrlicht fand, bereitete mir aber zu gleicher Zeit, wahrscheinlich in der richtigen Voraussicht, daß diese Helden nicht im Stande sein würden, mich zu begeistern, auf einem Divan ein Ruhelager.

Kaum war sie gegangen, als ich in der That mich auf diesem Divan ausstreckte und in den Schlaf des Gerechten versank. Ich versäumte darüber ein höchst interessantes Zwiegespräch zwischen der Contessa und Dr. Gemelli, die beide zufällig zusammen bei meinem

Generalstabe eingefallen waren, über medicinische Gegenstände. Erst lange nach Mitternacht kam die Contessa heim und weckte mich aus dem tiefsten Schlafe. Nach dem, was ich von ihr vernahm, hielt ich es für das Beste, mich ins Schloß zu begeben, um dort noch ein paar Stunden zu ruhen und die Ereignisse zu erwarten.

Der erste Befehl, der am Morgen eintraf, früh vor Tagesanbruch, hieß: Alles, was in Caserta sich befindet, ist in den Kasernen consignirt! Dies war eine so gewöhnliche Sache, daß man schon kaum noch sich weiter um diesen Befehl bekümmerte, als daß der Befehl an die Brigaden weiter gegeben ward.

In den ersten Vormittagsstunden des 1. October erfuhren wir dann, daß schon mehrere Abtheilungen der Reserve, wie gewöhnlich ohne das Reservecommando davon auch nur im geringsten zu benachrichtigen, auf directen Befehl Sirtori's nach Santa-Maria in Bewegung gesetzt seien. Endlich etwa um 9 Uhr ward der Befehl gegeben, daß alles, was noch von der Reserve disponibel in Caserta sei, sich auf der Esplanade, jeden Augenblick zum Abmarsch bereit, aufstelle.

Diesmal war es Ernst. Die ganze Reserve, welche noch zu Türr's Verfügung war, bestand aus den Brigaden Eber und de Giorgis, höchstens 2300 Mann. Alles andere war schon vorwärts beordert; von der großartigen Artillerie von gestern war nicht mehr ein einziges Stück zu unserer Disposition; dagegen mochten in der erwähnten Mannschaftszahl noch gegen 100 von unsern Husaren sein, von denen aber ein Theil wieder zur unmittelbaren Disposition Sirtori's gestellt werden mußte. Die Contessa schickte zu mir, und ich ließ ihr sagen, was vorging. Wir waren auf zwei Punkten, vorwärts Capua, dann auf der Linie von Ducenta von den Königlichen aufs heftigste und mit sehr überlegenen Kräften angegriffen.

Am westlichen Rande der Esplanade lagerten die Truppen der kleinen Reserve so gut es sich thun ließ, unter den Bäumen dort

den Schatten suchend. Der Stab suchte sich mitten unter ihnen ein Plätzchen. Ein erster Befehl zum Vorrücken ward widerrufen, noch ehe angetreten war. Recognoscirungspatrouillen wurden in verschiedenen Richtungen ausgesendet; die eine gegen das Kloster Santa-Lucia und Maddaloni hin, um zu sehen, ob die dortige Gegend irgendwie bedroht sei; die andere mußte später über Macerata in der Richtung auf San-Tammaro südlich der Eisenbahn vorgehen, da es hieß, daß Colonnen der Königlichen über jenen letztern Ort bereits in der linken Flanke von Santa-Maria vorgedrungen seien.

Von San-Angelo und Santa-Maria her tönte der Kanonendonner, wie es schien von Stunde zu Stunde näher zu uns herüber; von der Linie von Maddaloni hörte man nichts, doch mittels unserer Teleskope sahen wir die Höhen von Alt-Caserta mit Truppen bedeckt, und allem Anscheine nach waren es Königliche, die dort standen.

Fünf Miglien (fünfviertel Meilen) im Westen und kaum so weit im Osten der Esplanade von Caserta stand also am Vormittage schon der Feind; die einlaufenden Nachrichten wie die Wegziehung aller Reserven bis auf das kleine Häuflein, welches endlich nur noch unter Türr's Commando zu Caserta übrig blieb, zeugten von der entschiedenen Ueberlegenheit der Neapolitaner; das Näherkommen des Gefechts schien anzudeuten, daß wir wenigstens bei Santa-Maria im Nachtheil seien.

Bereit, jeden Augenblick zu marschiren, zum Theil selbst mittels der Eisenbahn befördert zu werden, denn ein Extratrain stand an der Station von Caserta bereit, aber darauf angewiesen, den Befehl zu erwarten, überließen wir uns meist heitern Gesprächen. Die Contessa schleppte ein Frühstück heran und auch Giovanni brachte ein Frühstück, welches wir im Schloß nicht hatten verzehren können, für mich und die Meinen auf die Esplanade. So hatten wir für viele Offiziere Speise und Trank, die sich um dieses Centrum gruppirten, auch für die Truppen war ausreichend gesorgt.

Von Zeit zu Zeit zog ich mich ein wenig aus dem geselligen Kreise zurück, um über unsere Lage nachzudenken. Wo war der Hauptangriff des Feindes? Bei Santa-Maria oder bei Maddaloni? Ich wußte nichts darüber, und an die verschiedenen Schätzungen der feindlichen Streitkräfte, welche umzulaufen pflegen, kann man selten glauben; da ist es immer am besten selbst zu sehen. Die wenigsten Leute haben das Talent den Feind richtig zu schätzen. Das Näherkommen des Gefechts bei Santa-Maria schien mir, da auch wir dort die meisten Truppen hatten, ein Beweis, daß die Hauptsache von den Neapolitanern bei Santa-Maria gesucht werde. Gefährlicher für uns war freilich die Richtung von Maddaloni. Ward die Reserve dorthin gerufen, so hatte Garibaldi Sorge um unsern Rückzug, und dann schienen mir die Dinge schlecht zu stehen; ward sie nach Santa-Maria beschieden, so hieß das so viel, als Garibaldi wollte dort um jeden Preis siegen, ganz unbekümmert um unsern Rückzug, um nachher, geschehe unterdessen bei Maddaloni was immer wolle, dahin zurückzukehren und auch den Rückzug durch die Niederlage des Feindes frei zu machen. Meinen ganzen militärischen Anschauungen entsprach das letztere Verfahren am meisten; aber man kann sich nach dem Gesagten doppelt klar denken, daß ich mit Spannung auf den Befehl für uns wartete. Da dieser noch immer nicht kam, ließ ich unsern Pferden noch zu fressen geben, Gott wußte, wann sie wieder dazu kommen, und ob sie es am Abend noch nöthig haben würden.

Endlich gegen 2 Uhr nachmittags kam der Befehl für die Reserve vorzurücken, und zwar nach Santa-Maria. Türr wies mich an mit den Offizieren des (thätigen) Stabes und 12 Husaren, die noch verfügbar waren, auf der Landstraße vorzugehen; die Brigade Eber sollte mir auf dem gleichen Wege folgen; Türr selbst mit seiner persönlichen Gefolgschaft und der Brigade Milano (de Georgis) wollte auf der Eisenbahn nach Santa-Maria gehen. Die Befehle wurden ausgegeben und ich stieg mit meinen Offizieren

zu Pferde. Seit einigen Tagen waren auch meine Pferde, die auf dem Landwege durch Calabrien gegangen waren, wie dem Leser bekannt ist, in Caserta angekommen, sodaß die ewige Pferdequal, wenigstens für mich ein Ende hatte.

Ich bestieg meinen Falben, einen schönen und kräftigen Normänner, als Campagnepferd unvergleichlich, prächtig im Feuer, aber auch vom vortrefflichsten Gang. Die andern Pferde ließ ich mir vom Guidensergeanten Rastelli nachführen, welcher selbst den Schimmel Ariano bestieg.

Abwechselnd Trab und Galop reitend kamen wir in einer halben Stunde nach Santa-Maria, weit allen Truppen voraus, auch den mit der Eisenbahn spedirten. Ich wußte, daß ich noch viel Zeit hatte, ließ einen Offizier am Eingange von Caserta her, einen andern auf dem runden Platz in Santa-Maria zurück, an welchem die Straßen von der Eisenbahn, von Caserta, von Capua und von San-Angelo sich kreuzen, und begab mich ans Capuaner Thor, um mich soweit möglich zu orientiren. Auf dem Wege durch die Stadt hatte ich manches niedergeschlagene Soldatengesicht gesehen, welches ich durch die Versicherung erheiterte, daß ich die Reserve, 5000 oder 10000 Mann — mit der Zahl nahm ich es nicht so genau, bringe.

Am Capuaner Thor traf ich, es mochte $2^3/_4$ Uhr sein, gerade eine Pause des Kampfes; der General Milbitz, welcher hier commandirte, lag auf einem Strohbunde an der Mauer. Obgleich ich den Mann hier zum ersten mal sah, hatte ich doch schon von ihm reden hören. „Milbitz", sagte man mir, „beißt sich überall fest, wohin er kommt. Erhält er den Befehl an einen andern Ort vorzurücken, so schickt er vor allen Dingen seine Küche mit Zubehör voran und dann kommt er, wenn diese eingerichtet ist, mit den Truppen auch nach." So biß er sich denn auch in Santa-Maria fest. Er war in den letzten Tagen des September dort eingerückt und verließ die Stadt nicht eher, als bis die letzten Corps der 16. Division in die Heimat entlassen oder nach Neapel geschickt

waren, d. h. gegen Ende November. Er war ein schon ältlicher Herr, dem Anschein nach ein Funfziger, von kleiner hagerer Statur; ohne Zweifel war er von deutscher Abstammung, da sein ganzer Name Milbitz von Isenschmid war, doch nannte er sich einen Polen und wollte ein Pole sein; daß er jedenfalls polonisirt war, ergab sich aus seinem ganzen Benehmen. Als ich ihm sagte, daß die Reserve herankomme, und ihn fragte, ob er etwa Bestimmungen für sie habe, wo Garibaldi sei und ähnliches, antwortete er mir nur mit Stöhnen und Aechzen. Bald danach erhob er sich und ließ sich von zweien seiner Offiziere ein wenig herumführen. Ich erkannte sogleich, daß es mit seiner Verwundung nicht weit her sei und diese sich auf eine leichte Contusion reducire; doch war das Bild des „sterbenden Helden" ganz gut dargestellt. Der Kriegsname „l'Eroe moriente" war denn auch bald in weiten Kreisen heimisch.

Da ich sah, daß hier wol schwerlich etwas herauszubringen sein würde, kehrte ich alsbald nach dem runden Platze von Santa-Maria zurück. Eben als ich dort vom Capuaner Thor her ankam, traf Garibaldi von der Seite von San-Angelo ein. Er war in Schweiß gebadet und hatte, da die Straße von San-Angelo noch immer von den Königlichen besetzt war, auf Seitenpfaden durch die Berge seinen Weg nach Santa-Maria nehmen müssen. Ich meldete ihm — es mochte jetzt 3 Uhr nachmittags sein — die Annäherung der Reserve. Er fragte mich nach der Stärke, und auf meine Antwort erwiderte er mir: „Gut! der Sieg ist unser, ich will nur noch den letzten Schlag thun; sobald die Leute ankommen, lassen Sie dieselben ausruhen. Ich brauche frische Truppen!"

Mit diesem Bescheide kehrte ich in die Mitte des runden Platzes zurück, während Garibaldi langsam nach der Barrikade am Thore von San-Angelo ritt. Eben kam auch die Spitze der Brigade de Georgis von der Eisenbahn herauf, auf dem runden Platze an. Um die Brigade ruhen zu lassen, lenkte ich sie links ab unter die

Bäume. Aber die Brigade war noch nicht ganz in die neue Richtung abgebogen, als auch schon der neue Befehl kam, sie sofort auf der Straße von San-Angelo vorrücken zu lassen; diesem Befehle ward Folge gegeben. Als die Brigade abdefilirt war, ritt ich mit Catenacci an die Spitze.

Sirtori mit dem ganzen großen Generalstabe hielt auf dem runden Platze, den dieser große Generalstab fast ausfüllte. Was aber der große Generalstab etwa that, blieb ein Räthsel. Kaum hatte ich den Rücken gewendet, als zwei Offiziere, die ich noch mit Aufträgen zurückgelassen hatte, Vigo und Ronchetti, für den Dienst Sirtori's und später Garibaldi's in Anspruch genommen wurden. Sie waren jetzt, während der große Generalstab sich ausruhte, beständig bis zum Abend auf der Hetze. Ronchetti, der sehr schlecht beritten war, nahm zu diesem Behufe meinen Giorgio, ein feines englisches Pferd, achtete nicht darauf, daß es ein Eisen verlor, und verdarb ihm einen Huf. Als ich ihn nachher darüber anließ, sagte er: ich hätte selbst die Instruction ertheilt, daß ein Generalstabsoffizier, der einen Auftrag habe, sich gar nicht darum kümmern dürfe, ob er ein Pferd todt ritte oder nicht. Dies war nun allerdings richtig, indessen war es mir doch um so mehr unangenehm, daß gerade mein Pferd so behandelt worden war, als der Giorgio längere Zeit nach dem 1. October das einzige vollkommen brauchbare Dienstpferd blieb, über welches ich verfügte, sodaß ich außer Stande war, ihn eine Zeit lang zu schonen.

Als ich über die Barrikade am Thor von San-Angelo herauskam, sah ich Garibaldi in dem Baumschlag rechts von der Straße. Ich begab mich sofort zu ihm, die Brigade sollte auf der Straße folgen.

Kaum waren wir ein paar hundert Schritte vorgeritten, Garibaldi rechts, ich ihm links zur Seite, als uns bereits die Flintenkugeln der Neapolitaner um die Ohren pfiffen. Der linke Flügel der Division der Königlichen, welche am Morgen gegen Santa-Maria und San-Tammaro vorgerückt war, stand in dem Winkel

zwischen den beiden Straßen, die von Santa-Maria nach Capua einerseits, nach San-Angelo andererseits führen, ungefähr auf der Höhe der Ziegelei, höchstens 700 Schritte von der Barrikade des Thors von San-Angelo (in Santa-Maria) entfernt. Eine matte Flintenkugel, die zwischen Garibaldi und mir einschlug, traf erstern am linken Bein, jedoch ohne ihm zu schaden. Er wischte sich nur sogleich den Staub von der Hose. Eine kleine Abtheilung Calabresen, die wir trafen, von der Brigade Pace, mußte links von der Straße von San-Angelo vorgehen, um dort das Terrain zu säubern.

Unterdessen waren die Versaglieri von Mailand herangekommen, und Garibaldi befahl sie beiderseits der Straße zu entwickeln. „Der Sieg ist unser!“ sprach er sie an, „ihr werdet die Ehre haben, die Königlichen heute vollends nach Capua hineinzuwerfen.“ Ein paar Worte Garibaldi's belebten jedesmal die Truppen aufs höchste. Ich bat de Giorgis, den rückwärtigen Bataillonen die Ansprache Garibaldi's mitzutheilen.

Die Versaglieri entwickelten sich. Neuer Kanonendonner zu unserer Linken zeigte, daß der Kampf an der großen Straße nach Capua vor dem Capuaner Thor von Santa-Maria sich neu belebte. Durch die Lichtung im Baumschlag erkannte ich eine neapolitanische Batterie an jener Straße, ungefähr in der Gegend der Ziegelei, und mehrere geschlossene Bataillone; im Baumschlag zu unserer Linken wimmelte es von Tirailleurs der Königlichen, dagegen sah ich direct vor uns durchaus nichts vom Feinde und vernahm auch nichts. Es schien mir unter solchen Umständen wichtiger, die ganze Brigade Milano links der Straße von San-Angelo zu ziehen, und in der Richtung ungefähr gegen die Taverne von Virilasci vorgehen zu lassen. Auf diese Weise mußten wir den bereits ermüdeten Vertheidigern von Santa-Maria Luft machen und zugleich winkte uns die Hoffnung, vielleicht die neapolitanische Batterie zu nehmen. Die Richtung gegen die linke Flanke der Königlichen, welche an der Straße von Capua kämpften,

mußte auch insofern entscheidend sein, als, wenn es uns gelang, hier Terrain zu gewinnen, wir entweder den Königlichen, die noch gegen San-Angelo standen, den Rückzug nach Capua abschnitten, oder sie wenigstens zu einem eiligen Rückzuge dorthin bestimmten. Da ich vermuthete, daß die Brigade Eber der Brigade Milano bald folgen werde, und zwar gerade auch an der Straße nach San-Angelo, so war das Manöver der Brigade Milano, welches ich vor Augen hatte, desto ungefährlicher; denn wenn sich selbst die Neapolitaner von San-Angelo in die rechte Flanke der Brigade Milano geworfen hätten, so wären sie von der vorrückenden Brigade Eber selbst wieder in die linke Flanke genommen worden.

Ich lenkte also die Kette der Bersaglieri von Mailand sofort links von der Straße ab. Und anfangs gingen die Bersaglieri rüstig vor, die neapolitanischen Schützen vor sich hertreibend. Um nicht zu nahe an Santa-Maria in die große Straße nach Capua einzufallen, wodurch der Zweck des Manövers nicht erreicht werden konnte, wies ich den kleinen braven Trompeter Stella von den Bersaglieri, der mich begleitete, an, immer abwechselnd einmal „Vorwärts!" und einmal „Rechtsziehen" zu blasen, und um die Bewegung möglichst zu beschleunigen, begab ich mich zu wiederholten malen vor die Tirailleurkette und ritt bis dicht an die Schützenlinie der Neapolitaner heran. Da es hier mehrere Lichtungen gab, so konnte man von der Straße von San-Angelo her unsere Bewegung einigemal übersehen. Offiziere, die zu dieser Zeit, etwa um 3¼ Uhr, gerade von Santa-Maria aus auf die Straße von San-Angelo kamen, versicherten mich, es habe einen eigenthümlichen Anblick gewährt, den einen einzigen „rothen Teufel" auf dem hohen Pferde zwischen den beiden Plänklerketten die neapolitanische eigentlich allein vor sich hertreibend — was ich nicht einmal so wie jene beurtheilen konnte — zu sehen.

Die Batterie an der Capuaner Straße fuhr über Hals und Kopf ab mit Zurücklassung zweier sechszölliger (Vierundzwanzigpfünder) langer Haubitzen, deren sich eine Abtheilung unserer Husaren

bemächtigte, welche eben zu dieser Zeit einen Ausfall aus dem Capuaner Thor von Santa-Maria machte.

Gerade als die Bersaglieri wieder auf eine jener Stellen gelangten, wo der Baumschlag lichter stand, brachen mehrere Schwadronen neapolitanischer Cavalerie von der Capuaner Straße her vor. Die Bersaglieri hatten sich, wie gewöhnlich, trotz wiederholten Zurufs ein wenig weit auseinander gezogen; jetzt sammelten sie sich wenigstens sogleich in Gruppen. Die mittlere Gruppe stand an einige Bäume gelehnt in zwei Gliedern, je 40—50 Schritte links sammelten sich ähnliche. Keine von ihnen war, soweit ich mich erinnere, über 20 Mann stark. Die mittlere Gruppe, hinter welcher ich mit Catenacci hielt, hatte sich in zwei Glieder formirt. Ich wies die Leute an, nicht eher als auf meinen Ruf zu feuern. In entschlossener Spannung erwarteten meine jungen Schützen den Feind. Ich konnte mir unmöglich denken, daß wir jetzt ohne Handgemenge davonkommen würden, und zog den Degen, was sonst meine Gewohnheit nicht ist. Es dauerte nicht solange, als der Leser braucht, um diese Erzählung anzusehen, als uns die Schwadron, welche gerade auf die mittlere Gruppe losritt, bis auf 30, höchstens 40 Schritte nahe gekommen war. Nun commandirte ich Feuer! Die Bersaglieri feuerten. Einige Pferde der Carabinieri scheuten, auch kam es mir vor, als ob hier und da ein Mann wankte, kurz diese mittlere Schwadron kehrte mit verhängtem Zügel um. Auch die seitwärtigen Bersaglierigruppen hatten ihr Feuer abgegeben und auch die andern neapolitanischen Schwadronen machten kehrt.

Ich habe hier die Sache erzählt, wie sie mir vorkam. Catenacci, der nur die mittlere Schwadron im Auge gehabt hatte, während ich meine Augen nach allen Seiten schweifen ließ, meinte, diese mittlere Schwadron sei kurz vor unserer Fronte auf ein kurzes Stück Graben oder Hohlweg, wie sie in dieser Gegend nicht selten sind, gestoßen und lediglich umgekehrt, um dieses Hinderniß zu umgehen und uns von der Seite zu packen, er glaube nicht, daß

das Feuer unserer Bersaglieri auch nur einen Mann verwundet habe.

Ich führe dieses Beispiel hier nur an, um zu zeigen, wie die Auffassungen selbst von zwei nahen Augenzeugen verschieden sein können. Wir beide waren gleich nahe Augenzeugen. Wer richtiger gesehen hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Es ist möglich, daß die mittlere Schwadron nur deshalb umkehrte, um uns nachher besser packen zu können, aber sicher ist es, daß nun sogleich auch die Schwadronen auf den Flanken kehrt machten, und nun ist es wieder möglich, daß sie der mittlern Schwadron das Beispiel gaben, aus der ursprünglichen Absicht der Umgehung einen totalen Rückzug zu machen. Es steht fest, daß die neapolitanische Cavalerie uns hier nicht mehr behelligte. Erwähnen muß ich ausdrücklich noch, daß gerade in dem Augenblick, als der Cavalerieangriff erfolgte, auf der Lichtung zwischen den Häusern Moricelli und di Napoli die beiden Bataillone Infanterie — die drei ursprünglichen waren seit einiger Zeit wegen der stattgehabten Verluste in zwei zusammengeschmolzen — der Brigade Milano in Colonnen formirt von der Straße von San-Angelo vorbrachen, um als Unterstützung den etwa 500 Schritte vor ihnen befindlichen Bersaglieri zu folgen. Damit sind alle Daten für diesen Reiterangriff und seine Abwehr gegeben.

Der Hauptgrund, weshalb ich mich bei diesem an und für sich geringfügigen Ereigniß verhältnißmäßig lange aufgehalten habe, ist wie schon angedeutet der, daß hier zwei Augenzeugen, beide scharfe Beobachter, der eine mit bewaffneten, der andere mit unbewaffneten Augen aus nächster Nähe den Zusammenhang der Dinge ganz verschieden auffaßten, ohne daß der eine irgendeine Veranlassung gehabt hätte, etwas anderes sehen zu *wollen* als der andere. Ich könnte genug Beispiele der Art anführen, doch ziehe ich es vor, *eins* desto näher zu besprechen. Die Sache ist nicht ohne Wichtigkeit für die Kriegsgeschichte und deren Beurtheilung. Wie oft hören wir hier mit Ostentation *Augenzeugen* anrufen

und anführen? Und was beweisen diese? Die großen Züge einer kriegerischen Begebenheit kann man aus der Ferne so gut auffassen wie aus der Nähe; kein officieller Bericht, mit welcher Absicht er abgefaßt sein möge, kann sie einem geschulten, klaren und wahrheitsliebenden Geiste verdecken, im Gegentheil wird ein solcher die Wahrheit durch alle Abweichungen hindurch leicht auffinden. Was aber die Einzelheiten betrifft, so sind auch Augenzeugen keine durchaus stichhaltigen Zeugen, und wenn man sich im Garten der Einzelheiten ergehen will, so wird man oft für drei oder mehr verschiedene Darstellungen drei oder vier verschiedene Augenzeugen anrufen können. Viele Controversen ganz unnützer Art werden oft in die allgemeine Kriegsgeschichte durch die Misachtung der hier aufgestellten allgemeinen Wahrheiten hineingetragen, besonders bei solchen Gelegenheiten, wo subalterne Offiziere es für nothwendig halten, Heldenstücke, die sie verrichtet haben wollen oder auch wirklich verrichtet haben, geltend zu machen, während sie vielleicht von der allgemeinen Kriegsgeschichte nur deshalb nicht erwähnt worden sind, weil dies gegen Sinn und Geist einer vernünftig geschriebenen allgemeinen Kriegsgeschichte ist. Und die unvernünftigen Homere unvernünftiger Achille machen auch aus diesem Umstande allzu oft eine Waffe gegen die rechte wahre Kriegsgeschichte. Jeder aufrichtige und tüchtige Soldat wird Beispiele zu demjenigen vorbringen können, was wir hier besprochen haben, weil es uns der Beachtung in hohem Maße werth schien.

Was den Zweck des erzählten neapolitanischen Reiterangriffs betrifft, so muß ich voraussetzen, daß er stattfand, um das Vorrücken der Brigade Milano bis zum Abfahren der erwähnten neapolitanischen Batterie an der Straße nach Capua zu verhindern.

Nachdem der Reiterangriff von uns abgeschlagen war, kamen sogleich die neapolitanischen Tirailleurs wieder zum Vorschein und unterhielten über die Lichtung hinweg, an deren einem Rande wir standen, ein lebhaftes Feuer. Es ist niemals leicht, eine Plänkler-

kette, die an einem Walde oder Buschsaume halt gemacht hat, wieder vorwärts zu bringen. Im vorliegenden Falle ward mir dies um so schwerer, da die Versaglieri durch den drohenden, ihnen mindestens fünffach überlegenen Reiterangriff, wenn sie ihn auch abgeschlagen hatten, dennoch etwas eingeschüchtert waren, und als sie jetzt, um in der vor mir angestrebten Richtung vorwärts zu kommen, sich immermehr rechts halten und dabei ein vollkommen freies, durchaus nicht mit Bäumen besetztes Terrain auf wenigstens 250 Schritte zu überschreiten oder zu durchlaufen hatten. Während ich einen Augenblick darüber nachdachte, wie es am besten anzustellen sei, sie lebhaft vorzuführen, erhielt mein Falber einen Flintenschuß ins linke Vorderbein. Er war gelähmt, und das tapfere Thier weiter zu gebrauchen war eine reine Unmöglichkeit. Vergebens sah ich mich nach meinen andern Pferden um. Erst am Abend erfuhr ich, daß Ronchetti meinen Braunen, den Giorgio, genommen hatte, und daß der Schimmel, den Sergeant Rastelli ritt, sobald er ins ernste Feuer kam, seinen Reiter zu wiederholten malen auf die harte Chaussee gesetzt, mehrere Zügel zerrissen und den Reiter gezwungen hatte, aus dem Feuer umzukehren.

Den Falben, den ich zurückführen lassen mußte, hoffte ich zu heilen; Catenacci gab mir vorläufig seinen nichts weniger als guten, doch immerhin brauchbaren Gaul, und da es für ihn sehr schwierig war, ein anderes Pferd im Augenblick zu finden, folgte er mir von nun an zu Fuß, soweit es einem Fußgänger möglich war.

Während ich den Gaul Catenacci's bestieg, bemerkte ich, wie die Avantgarde der Brigade Eber, die ungarische Legion und die Fremdencompagnie (Compagnia estera), das Ganze vielleicht 250 Mann stark, eben links von der Straße nach San=Angelo abbog, um sich im Laufschritt auf den rechten Flügel der mailänder Versaglieri zu setzen. Sie kamen im Augenblick etwa 400 Schritte südlich des meist tiefeingeschnittenen Weges zu stehen, welcher von der Straße nach San=Angelo bei dem Hause di Napoli nach dem

Wege von der Capuaner Straße zum Wege nach der Scafa di Formicola läuft, und in letztern nahe beim Hofe Ambrosio ausmündet. Dies war gerade die Richtung, in welcher ich die mailänder Bersaglieri hätte haben mögen, wie die Sachen gegenwärtig standen. Es war indessen gleichgültig, ob mailänder Bersaglieri, ob ungarische Legion. Ich rief daher den Milanesen nur zu: „Wer wird jetzt der erste sein? Mailänder oder Ungarn?“ und ritt zu den letztern, um sie mit ähnlichen Worten vorwärts zu treiben.

Mit der alsbald vorgesendeten Plänklerkette ritt ich selbst, die Reserve sollte geschlossen rasch folgen. Die Königlichen wurden von den bloßen Plänklern überall zurückgedrängt; diese letztern zogen sich auch trotz wiederholter Abmahnung sehr weit auseinander. Ich hatte mich so daran gewöhnt, die Soldaten italienisch anzureden, daß ich es auch bei der ungarischen Legion that. Catenacci machte mich später auf diesen Umstand aufmerksam. „Warum reden Sie“, sagte er zu mir, „mit den Ungarn nicht deutsch? Sie verstehen ja meist nicht italienisch.“ Nun weiß ich nicht, ob es Catenacci bekannt war, daß die ungarische Sprache von der deutschen verschieden ist; wenigstens habe ich manchen gebildeten Italiener gefunden, dem es nicht bekannt war, und wenn ich mich nicht sehr irre, war einst an der Generalstabstafel außer mir der Hauptmann Vedova, der 1849 in Ungarn gedient hatte, der einzige, welcher von dem Unterschiede wußte. Jetzt weiß ich nun freilich auch, daß die sogenannte ungarische Legion außer den Offizieren vielleicht kaum 10 Proc. Ungarn enthielt; der Rest war von allen Nationen, und zwar fand ich später zu meinem Erstaunen, daß eine ganze Menge Deutsche und vor allem auch — Preußen in der sogenannten ungarischen Legion dienten. Ein gleiches Verhältniß bestand in den ungarischen Husaren, welche alle die Krone des heiligen Stephan an der Mütze trugen. In diesem letztern Corps fanden sich neben den andern Nationen auch viele Italiener. Schwindel über Schwindel! Ich kannte ihn damals

noch nicht, obgleich ich freilich den Commandanten der ungarischen Legion mit einem ungarischen Namen, Megyorody, seine Leute im schönsten Wienerisch hatte anreden hören. Ich bemerke hierbei, was mir auch erst später mitgetheilt ward, daß unter den Offizieren der ungarischen Legion gar mancher Deutsche war, von denen aber die meisten ihre Namen ins Ungarische übersetzt hatten. Catenacci hatte also noch weit mehr recht, als er selbst denken konnte.

Wir waren nach einigen kurzen Halten fast im Laufschritt bis zu demselben Abschnitte vorgedrungen, an welchem am 19. September der ernste Kampf sich entsponnen hatte, jenem Abschnitte, welcher sich links an den Hof Saullo anlehnt. Der Leser erinnert sich wol leicht der Gegend. Rechts lehnt derselbe Abschnitt sich an den Hof Ambrosio. Die Plänklerkette der sogenannten Ungarn befand sich beiderseits des Hohlweges, längs welchem wir vorgerückt waren. Der Hof Ambrosio mag etwa 200 Schritte rechts von dem Hohlwege liegen, der rechte Flügel der Plänklerketten war noch etwa 100 Schritte von dem Hofe Ambrosio entfernt. Der letztere liegt 1400 Schritte von den nächsten Theilen des Hauptwalles von Capua. Vorwärts des Abschnitts, auf welchem wir uns jetzt befanden, war freies Terrain. Auf diesem sah ich plötzlich eine dichte Reitermasse vorbrechen; wie sich nachher ergab, war es die ganze Reservecavalerie der Königlichen, welche auf 1000—1200 Pferde angegeben ward. Auf dem rechten Flügel der Plänklerkette hatte ich vor mir Carabinieri zu Pferde. Ich sah rechts von mir den Hof Ambrosio, der mit einer niedern Mauer umgeben ist. Diese gewährte vortrefflichen Schutz gegen Cavalerie. Ich rief also den Leuten zu: nach dem Hause dort! Ich selbst ritt voran und war bald im Hofe. Die Leute der ungarischen Legion folgten mir auch sogleich und gaben den Ruf weiter. Catenacci, wie man sich erinnert, zu Fuß, den gezogenen Säbel in der Faust, erreichte mit den ersten 12 Mann einen großen Baum, etwa 50 Schritte von dem Hofe. Dort machte

er halt; er sah, daß er bis in den Hof selbst nicht mehr gelangen könne; die Leute gruppirten sich um ihn und den Baum. Augenblicklich kam eine Reiterschwadron auf den kleinen Klumpen los. Ich hielt ihn für verloren; jedenfalls war zum Widerstand nichts Besseres zu thun, als was Catenacci gethan hatte; also nicht einmal mit einem guten Rathe hätte ich helfen können, viel weniger mit der That. Vergebens sah ich mich noch immer nach der Reserve um, die wahrhaft im Schneckenschritt vorgegangen sein mußte, da man immer noch nichts von ihr erblickte. Etwa 20 Mann, die ich beim Hofe, an dessen nördlicher Seite gefunden hatte — wahrscheinlich waren sie von der Division Medici, liefen trotz meines Zurufs, in den Hof zu kommen, davon, sobald sie die Cavalerie sahen.

Die Lage war also diese: ich allein im Hofe, 50 Schritte von mir Catenacci mit seiner Hand voll Leute, noch weiter gegen den Hohlweg zu eine andere kleine Gruppe; was sich jenseit des Hohlwegs befand, konnte ich wegen des Baumschlags nicht mehr sehen. Auf 20 Schritte waren die neapolitanischen Carabinieri bereits an die Gruppe Catenacci's herangekommen, und noch immer feuerte diese Gruppe nicht. Catenacci sagte mir nachher, er und die Leute hätten mit stummer Resignation das Herankommen der Feinde erwartet, um im Handgemenge mit Säbel und Bajonnet ihr Leben theuer zu verkaufen.

Da ereignete sich ein Wunder! ein Hagel schwerer Kartätschen kam von der Festung her und schlug nicht in die Gruppe Catenacci's, sondern in die königlichen Carabinieri ein. Diese machten augenblicklich kehrt und gingen zurück.

Catenacci benutzte den Moment, um sich jetzt in den Schutz des Hohlwegs und womöglich auf die geschlossene Reserve, welche erwartet wurde, zurückzuziehen. Südlich des Hohlwegs waren die Carabinieri wirklich zum Einhauen gekommen; wir hatten hier 26 durch Säbelhiebe Verwundete, darunter auch den braven Lieutenant Flügel, der im Spitale zu Santa-Maria wenige Tage darauf starb.

Meine Lage war durch diesen Vorfall um nichts gebessert. Noch immer wimmelte es rings um den Hof von neapolitanischen Carabiniers. Sobald ich den Hof verließ, mußte ich bei der Mangelhaftigkeit des Gauls, den ich ritt, nur einigermaßen kräftig verfolgt, fast mit Nothwendigkeit eingeholt werden. Ich hatte daher einen Augenblick den Gedanken, den Gaul ins Haus zu ziehen, mich selbst in das obere Geschoß des Hauses zu begeben, und falls ich entdeckt würde, mich womöglich zu vertheidigen, bis die Reserve herankäme. Mislich war auch dieses, da ich meinen Revolver nicht bei mir hatte.

Uebrigens war ich schon entdeckt. Fünf Reiter hatten mich bemerkt und versperrten mir soeben die Ausgänge aus dem Hofe, welche ziemlich enge waren, drei an der nördlichen, zwei an der südlichen Thür. Mich zu ergeben, das fiel mir auch nicht einmal ein. Aber, daß mein Ende nahe sein könnte, schwebte mir ziemlich deutlich vor. Während ich den Degen zog, empfahl ich meine Lieben und meine eigene Seele dem Herrn der Heerscharen, gab meinem Gaule die Sporen, sprengte auf die beiden Reiter an der südlichen Thür los und brüllte sie an: „Platz, Spitzbuben!“ (Via birbanti!) — — — — Und sie gehorchten dem Commando, der eine rechts, der andere links; ich mitten hindurch. Mein Gaul ging wunderbar, wie von einer überirdischen Macht geleitet. Einige Pistolenschüsse knallten hinter mir her und Geschrei tönte mir nach. Etwa 600 Schritte östlich vom Hause Ambrosio sah ich die ersten rothen Kappen der Reserve aus einem Hohlwege in der Höhe des Hauses Avallo auftauchen. Da konnte ich es nicht lassen, mich umzudrehen. Ich sah die fünf Neapolitaner einige hundert Schritte hinter mir halten; wahrscheinlich hatten sie mittels ihrer durch die Furcht geschärften Sinne die rothen Kappen früher als ich bemerkt. Ich sendete ihnen ein Hohngelächter zu und war im Nu bei der Reserve; dankte aber Gott von Herzen für die Rettung aus dieser Gefahr.

Nachdem ich wußte, daß die Reserve im Vorgehen zur Unter-

stützung der Plänklerkette war, wendete ich mich links gegen die große Capuaner Straße hin, um die Brigade Milano aufzusuchen. Ich fand ihre äußersten Versaglieriposten etwas hinter dem Hofe Saullo; das Gros hinter der Taverne Virilasci. Ich ließ es zur Unterstützung noch etwas vorgehen; wir trafen auf keinen Feind mehr, nur auf weggeworfene Tornister, Mützen und namentlich viele „Abrechnungsbüchlein". Bald erhielt ich den Befehl, den Kampf einzustellen. Es war eben dämmerig, als die Brigade Milano hinter der Taverne Virilasci ihr Bivouak nahm; nur ein einfältiger Schuß von Capua her unterbrach noch hin und wieder die feierliche Stille auf dem weiten Schlachtfelde.

Die Versaglieri und das Regiment Bassini der Brigade Eber standen bei dem Kapuzinerkloster. Auf der Straße nach San-Angelo war außer der ungarischen Legion und der Fremdencompagnie, von deren Verwendung ich eben gesprochen hatte, unter Eber's Befehl nur das Regiment Cossowich vorgegangen.

Die Versaglieri und das Regiment Bassini hatte Türr selbst gegen das Kapuzinerkloster geführt. Wie sich aus dem Rapport des Generals Milbitz ergibt, war dies um 4 Uhr, und Türr hatte nichts mehr vor sich als eine dünne, schon weichende Tirailleurlinie. Ich bemerke dies ausdrücklich und zwar unter Anführung der Angabe eines dritten, welche mit meiner eigenen Wahrnehmung und mit allen andern Zeitverhältnissen durchaus übereinstimmt, weil Türr, dem es von Tage zu Tage schwerer ward, mir die verdiente Anerkennung zu lassen oder nur nicht zu beschneiden, mir auch bestreiten wollte, daß durch meinen Flankenangriff von der Straße von San-Angelo her die Räumung der Straße von Capua bewirkt worden sei, und behauptete, daß sein Vorgehen gegen das Kapuzinerkloster diesen Erfolg gehabt habe. Jeder Verständige sehe sich die hier einfach erzählten Thatsachen an, deren Wahrheit unbestreitbar ist; vergleiche die Zeiten, die Lage des Hofes Ambrosio und das Kapuzinerkloster, und urtheile dann.

Im Tagesbefehl Garibaldi's über die Schlacht am Volturno heißt es in Bezug auf die Thätigkeit der Reserve:

„Die von Caserta gerufenen Reserven kamen in diesem Augenblicke an. Ich ließ sie in Angriffscolonne auf der großen Straße nach San-Angelo formiren. Die Brigade Milano war an der Spitze, die Brigade Eber folgte, einen Theil der Brigade Assanti ordnete ich in Reserve. Ich befehligte auch die braven Calabresen von Pace zum Angriff, welche ich in dem Busche zu meiner Rechten fand und welche glänzend kämpften.

„Kaum war die Spitze der Colonne aus dem Baumschlag heraus, gegen 3 Uhr nachmittags, als der Feind sie bemerkte und mit Granaten zu feuern begann, was einige Unordnung bei der Entfaltung der jungen Versaglieri von Mailand hervorbrachte, die voran waren. Doch stürzten diese braven Soldaten beim Sturmruf der Hörner sich alsbald auf den Feind, der nun gegen Capua zu weichen begann.

„Die Ketten der mailänder Versaglieri wurden bald von einem Bataillon derselben Brigade unterstützt, welches unerschrocken den Feind angriff, ohne einen Schuß zu thun.

„Die große Straße, welche von Santa-Maria nach San-Angelo führt, bildet mit der Richtung derjenigen von Santa-Maria nach Capua einen Winkel von ungefähr 40 Grad, sodaß beim Vorrücken der Colonne auf der Straße von San-Angelo sie abwechselnd zuerst nach links, dann erst nach vorwärts entfaltet werden mußte. Als demnach die Brigade Milano nebst den Calabresen ins Gefecht gebracht war, brachte ich rechts von jener erstern die Brigade Eber vor.

„Es war ein schöner Anblick, die ungarischen Veteranen ins Feuer gehen zu sehen, mit derselben Ruhe und Ordnung, wie auf dem Exercirplatz. Ihre unerschütterliche Unerschrockenheit trug nicht wenig zum Rückzuge des Feindes bei.“

Man sieht, daß der Thätigkeit der Reserve in dem Tagesbefehl ein schöner Platz eingeräumt ist. Ich muß gestehen, daß ich mich

sehr gefreut haben würde, meinen Namen in diesem Tagesbefehl, in dieser Aufzählung der Wirkungen der Reserve zu finden; keiner hatte dies an dem Tage mehr verdient als ich. Man erlaube mir daher wenigstens einige Bemerkungen zu dem Tagesbefehl, der im ganzen die Thätigkeit der Reserve richtig schildert.

Von der erwähnten Unordnung bei den mailänder Bersaglieri habe ich gar nichts bemerkt, obgleich ich doch gerade im Anfange des Gefechts immer bei ihnen war. Es fällt mir hierbei ein, daß Türr es liebte, überall dort, wo ich commandirte, „Unordnung“ zu sehen; er las dieselbe allmählich sogar aus meinen Rapporten heraus. Aus einem aufrichtigen Rapport, dessen Verfasser ihn nicht geschrieben hat, um sich selbst zu verherrlichen, sondern um den Truppen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wird dies immer leicht sein. Daß ein Commandant einer größern Schar einmal, namentlich in einem Terrain wie jenes, auf welchem wir kämpften, ein Bataillon eine Zeit lang aus den Augen verliert, daß er überhaupt nicht jeden einzelnen Soldaten am Bindfaden hält, weiß jeder Mann; tadelnswerth ist er deswegen nur, wenn er keine geschlossenen oder versammelten Reserven hat, was wol andern, mir niemals passirt ist. Richelieu verlangte ja nur drei geschreibene Worte, um einen Menschen an den Galgen zu bringen. Es erscheint mir immer nothwendiger, auf diese anscheinenden Kleinigkeiten ein wachsames Auge zu haben, da ich in allen Revuen die Namen Türr und Eber, Eber und Türr umherschwirren sehe, wo ich nicht genannt bin und doch der erste sein sollte, der genannt würde.

Die mailänder Bersaglieri wurden nicht von einem, sondern von zwei geschlossenen Bataillonen der Brigade Milano unterstützt.

Von der Brigade Eber ging nur die ungarische Legion, die Fremdencompagnie und das Regiment Cassowich auf der San-Angelostraße vor, und nur die beiden erstern Truppentheile setzten sich auf den rechten Flügel der Brigade Milano und nahmen am wirklichen Gefecht theil.

Die Tapferkeit der ungarischen Legion wird mit Recht gelobt, aber freilich bestand diese Legion weder aus Ungarn noch aus Veteranen, und nur die Jägerkette der Legion, welche ich vorwärts führte und weil ich sie vorwärts führte, verdient das Lob mit Recht; die geschlossene Reserve könnte wegen ihres langsamen Nachrückens mit viel größerm Recht getadelt werden.

Weshalb die „Ungarn" besonders belobt werden mußten, wird keinem Klarsehenden ein Räthsel sein.

Fast als eine Merkwürdigkeit muß ich es noch erwähnen, daß in Garibaldi's Tagesbefehl des Vorrückens Türr's gegen das Kapuzinerkloster mit der einen Hälfte der Brigade Eber gar keine Erwähnung geschieht!

XIX.

Vierzehn Tage in Santa-Maria.

Als ich am Abende des 1. October nothdürftig und soviel es sich thun ließ für eine Herzstärkung unserer Truppen gesorgt hatte, welche mindestens für diese Nacht und Gott wußte wie lange draußen auf Vorposten bleiben mußten, begab ich mich nach Santa-Maria zurück. Ziemlich ermattet ließ ich mich am Capuaner Thor, in dessen Nähe meine Pferde in einem Hofe untergebracht wurden, auf dem Banket der dortigen Erdverschanzung nieder, um vorerst noch einige Offiziere zu erwarten, die mit verschiedenen Aufträgen entsendet worden waren. Hier gesellte sich ein Calabrese, allem Anschein nach ein Offizier, zu mir, mit dem ich mich über die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages unterhielt. Da ich über den Zusammenhang der Dinge und über die entscheidenden Augenblicke die beste Auskunft geben konnte, so sammelte sich bald ein Kreis von Offizieren und Soldaten der Truppen, die in der Stadt am Thore bivouakirten, um mich, und über dem lebhaften Fragen, welches das beste Zeugniß von dem Interesse meiner Zuhörer ablegte, vergaß ich fast alle Müdigkeit.

Plötzlich vermißte ich mein Taschentuch, welches mir doch, da ich stark schnupfte, höchst nöthig war. Ein zweites hatte ich nicht, denn außer einer wollenen Campirdecke hatte ich durchaus kein Gepäck von Caserta mit mir genommen, als wir am Mittage ausrückten. Da erbot sich einer der Soldaten, mir zwei Taschentücher verkaufen zu wollen. Er schleppte denn auch auf meine Zustim=

mung richtig zwei sonderbare Lappen herbei, für welche ich dankbar 35 Bajocchi baar erlegte, und welche ich der Merkwürdigkeit halber, obgleich so manches andere verloren gegangen ist, richtig mit nach Zürich gebracht habe.

Als die von mir erwarteten Meldungen eingelaufen waren und ich sah, daß draußen anhaltende Ruhe herrschte, gedachte ich auch für mich einige Ruhe zu suchen und schlenderte nach meinem alten Quartier im Hause della Curte. Da fand ich denn richtig schon einige meiner Offiziere und die andern fanden sich später auch ein, sodaß die ganze Familie glücklich zusammenkam.

Unsere Aufnahme war heute —, aus welchen Gründen wollen wir unentschieden lassen — eben nicht die freundlichste. Kanonikus und Nationalgardehauptmann klagten über die drückende Einquartierungslast, Lebensmittel sollten gar nicht vorhanden sein.

Was nun die Einquartierungslast betraf, so erfuhr ich auf mein Befragen, daß Oberst Fardella mit seinem Stab im Hause seine Wohnung habe. Da dieser für die Nacht sicher auf Vorposten war, war Platz genug für uns. Dieser Punkt also war erledigt; große Lust, länger als ein paar Stunden im Hause della Curte zu bleiben, verspürte ich nach den Gesichtern, welche uns hier geschnitten wurden, durchaus nicht.

Der Punkt der Lebensmittel war ein sehr wichtiger, denn wir alle hatten den ganzen Tag gearbeitet und seit dem Vormittag nichts genossen. Auch dieses mußte also erledigt werden; und nach einer Rücksprache mit der alten Haushälterin und Zahlung der erforderlichen Gelder fanden sich denn wirklich Lebensmittel und Getränke in völlig genügender Menge.

Nach einigen Stunden Schlafs war ich am 2. October morgens ganz früh auf den Beinen. Es galt gar manches zu regeln, welches am 1. October in der Nacht nicht mehr zu ordnen gewesen war. Unsere Vorpostenstellung war für die Truppen, über welche wir disponirten, ein wenig zu weitläufig und mußte zusammengezogen werden; außerdem waren die Todten zu begraben, die etwa

noch vergessenen Verwundeten zusammenzusuchen. Mit dem Todtengräbergeschäft ward Catenacci, der freilich am wenigsten dafür paßte, an der Spitze von Arbeitern, die aus Santa-Maria und der Umgegend requirirt wurden, beauftragt. Ich selbst besorgte die neue Aufstellung der Vorposten und ließ San-Tammaro, welches die Neapolitaner noch am Abend des 1. geräumt hatten, wieder besetzen. Darüber kam der Mittag heran.

Genossen hatte ich nichts, und für den Nachmittag schien es denn doch nothwendig, an etwas Speise und Trank zu denken. Ich verabredete mit meinen Offizieren, daß sie uns ein Diner bei der Marketenderin Puppi's bestellen sollten. Diese junge Dame hatte nach dem Tode Puppi's Anspruch auf dessen Nachlaß erhoben, und da sie sich über ihre Rechte auswies, so war ich ihr dazu behülflich, daß sie schnell in dieselben eintrat, soweit wir überhaupt die Möglichkeit hatten, über den besagten Nachlaß zu verfügen. Sie gründete nun sofort ein Speisehaus am runden Markt von Santa-Maria —, in der „günstigsten Lage" der Stadt, und auf meine Bestellung versprach sie uns denn auch ein glänzendes Diner, da sie mir einigen Dank schuldig zu sein glaubte, obgleich ich nur meine Pflicht gethan und ihr höchstens etwas schneller als sonst gebräuchlich zu dem Ihrigen verholfen hatte.

Indessen sollte unser Opferfest schmählich unterbrochen werden. Am Nachmittag lebte fast der ganze Stab auf der Straße; der runde Markt war das allgemeine Rendezvous. Ich hatte noch die Brigade Basilicata, welche unter Oberst Corte von Aversa herbeigerufen war, auf die Vorposten spedirt, und dieselbe war seit einiger Zeit abmarschirt, als plötzlich ein Alarm entstand. Eine bunte Menschenmasse, Civilisten und Soldaten, wälzte sich vom Capuaner Thor zum runden Markt und über diesen fort dem entgegengesetzten Ende der Stadt, dem Thor von Caserta zu. Aus dieser Menschenmasse hörte man verworrene Rufe, aus denen ich nur unterschied: „Die neapolitanische Cavalerie kommt!"

Wie auf Commando zogen die sämmtlichen Offiziere, welche

eben am runden Markte sich befanden, die Säbel und hieben auf die Flüchtigen ein. Aber es half nichts. Sich duckend und mit unglaublicher Geschmeidigkeit nach allen Seiten ausbiegend wälzte sich der Schwarm der sicilianischen Soldaten dem Thor von Caserta zu.

Man mußte die Bursche vorerst laufen lassen.

Türr, der ein gesatteltes Pferd bereit hatte, saß auf, ließ ein Husarenpiket aufsitzen und jagte zum Capuaner Thor hinaus, theils um zu sehen, woher der Alarm entstanden, theils um dem ausgerissenen Volke Muth zu machen, indem er Reiterei der angeblichen Reiterei des Feindes entgegenwürfe.

Ich gab Commendù den Auftrag, unsere Pferde aufzäumen zu lassen, und schlenderte langsam, ohne mich weiter um die Flüchtlinge zu bekümmern, dem Capuaner Thor zu. Daß der Alarm ein falscher war, lag außer allem Zweifel, denn von unsern Vorposten war keine Meldung gekommen, auch hörte man nicht die geringste Spur von Feuer.

Allmählich hatte sich der Schwarm der Flüchtigen beruhigt und strömte nun nach einigem Besinnen wieder vom Thor von Caserta nach dem von Capua zurück. In der Mitte des Schwarms lief ein langer Schlingel mit einem completen Negergesicht und brüllte fortwährend mit einer kläglichen Heulstimme: Avanti i superiori! avanti i superiori! (Vorwärts die Offiziere!)

Als er bei mir vorbeikam, heulte er auch mich mit diesem Klageruf an und schwenkte die große tricolore Fahne, welche er in den schwarzen Fäusten hielt. Daß dieser ausgerissene Lump solches wagte, ärgerte mich einen Augenblick so, daß ich ihm mit einem nicht sehr anständigen Zuruf ein paar Jagdhiebe mit meiner Reitpeitsche über die Ohren riß, die sich gewaschen hatten. Jetzt stieß der Kerl ein abscheuliches Klagegeheul aus, setzte sich aber sogleich in einen entschiedenen Trab, und der ganze Schwarm fiel augenblicklich in die gleiche Gangart, um sich den Jagdhieben, die auch ihn treffen konnten, zu entziehen. So ärgerlich mich dies infame Ausreißen gestimmt hatte, bei dem Anblick dieser heulend vorwärts

trabenden Hammelheerde hätte sich niemand des Lachens erwehren können.

Am Thore angekommen brachte ich die Proviantwagen, welche eben im Marsch zu den Vorposten gewesen und nun beim Alarm gleichfalls umgekehrt waren und sich am Thore gestopft hatten, wieder in Ordnung und vorwärts, und bald kam auch Türr mit den Husaren und mit der Nachricht zurück, daß weit und breit kein neapolitanischer Reiter zu sehen sei.

Früherhin hatte ich mich oft darüber verwundert, weshalb sich die Militärschriftsteller der alten Griechen und Römer so eingehend mit den „panischen Schrecken" beschäftigen und nicht müde werden in der Mittheilung von Recepten zu ihrer Verhütung oder ihrer Bewältigung. Heute ward mir die Sache klar. Bei nordischen Heeren wird so etwas kaum passiren können. Wenn man bedenkt, daß die Infanterie hinter den Verschanzungen am Capuaner Thor gegen jeden Reiterangriff vollständig sicher war, so wird man ein solch schimpfliches Ausreißen kaum begreifen, gerade im Moment, wo es darauf angekommen wäre, auf dem Posten zu bleiben, falls wirklich neapolitanische Reiterei sich zeigte.

Trotz aller Mühe, die wir uns gaben, war es uns unmöglich, den Urheber oder die eigentliche Ursache des panischen Schreckens zu ermitteln. Ich glaube aber, daß irgendein Spion der Königlichen oder sonst ein Reactionär aus Caserta den ersten Alarmruf ausgestoßen hatte.

Alle Läden waren geschlossen, ein großer Theil der Verkäufer war entflohen, unter ihnen auch die Marketenderin Puppi's, sodaß wir um unser bestelltes Diner, auf welches wir uns so stark gefreut hatten, schmählich betrogen wurden.

Am Abend kamen noch die Nachrichten von dem glücklichen Schlage Bixio's und Sacchi's, die auf den Höhen von Alt=Caserta und San=Leucio über 3000 Königliche von der gegen Neu=Caserta bestimmten und zu spät gekommenen Colonne gefangen gemacht hatten.

Bis spät abends blieb ich mit meinen Offizieren auf der

Straße; da es aber den Anschein gewann, als würden wir mindestens noch acht Tage in Santa-Maria bleiben, so war es angemessen, daß ich mich für mich und meinen Stab um ein passendes Quartier bemühte. Ich sendete daher Commendù zum Syndikus, der denn auch bald eine Quartieranweisung schickte; bei näherer Besichtigung ergab sich aber, daß das angewiesene Quartier bereits anderweitig vergeben war. Da dieselbe Geschichte sich ein zweites mal wiederholte, so ward ich sehr wild und verlangte das persönliche Erscheinen des Syndikus oder der Quartiercommission. Einige Herren der letztern erschienen denn auch nach mehrerem Sträuben, aus dem Schlafe aufgerüttelt, und es erwies sich, daß in dem mir angewiesenen Hause sich allerdings noch ein großes Quartier befand, dessen Besitzer nach Neapel ausgerissen waren und das Logis sorgsam verschlossen hatten. Nicht ohne Mühe ward endlich der Schlüssel aufgetrieben, und um Mitternacht nahmen wir Besitz.

Da wir nun etwa 14 Tage in diesen Räumen gewirthschaftet haben, so will ich von ihnen ein wenig reden, sowie von den Zuständen, die dort theils vorgefunden wurden, theils sich allmählich herstellten.

Das Haus, dicht am runden Markte gelegen, gehörte der Familie de Carolis. Es war gebaut, wie gewöhnlich in diesen Gegenden die herrschaftlichen Häuser. Die vier Flügel umschlossen einen geräumigen Hof, in welchen man von der Straße her durch ein weites Einfahrtsthor gelangte. Von der gewölbten Einfahrt gingen auch die Treppen nach den obern Etagen aus. Hinter dem Hause befand sich ein nicht großer, aber hübscher Garten.

In der Parterreetage befanden sich rings um den Hof Stallungen, Wirthschaftsräume und Wohnungen, die theils für die Hausdienerschaft bestimmt, theils an arme Leute vermiethet waren.

In einer dieser Wohnungen wohnte eine Art Major domus, der zugleich Nationalgardist war, mit seiner Gattin, einem ganz hübschen Weibe von etwa 30 Jahren, welches die Wäsche und ähnliches besorgte und allgemein die Maria hieß. Der Major domus wurde nur die Nationalgarde (La guardia nazional')

genannt und verstand sich auf mancherlei Dinge, unter anderm auch auf die Beschaffung gefälliger Frauenzimmer. Bei dieser Gelegenheit entstand die Frage, welche späterhin beim Betreten einer neuen Ortschaft häufig gethan ward: „Ist die Nationalgarde gut organisirt?“ was soviel heißen wollte als: „Gibt es hier junge Damen, die gute garibaldinische Gesinnung haben?“

In einer andern der Parterrewohnungen hauste ein Schuster mit seiner Frau und seinem ältesten Sohne. Die Frau des Schusters, etwa 40 Jahre alt, hatte kein ausgezeichnet angenehmes Gesicht, eher konnte man das Gegentheil behaupten. Dagegen hatte sie ein paar Augen im Kopf, die Löcher in vierundzwanzigfüßige Mauern zu brennen vermochten, und in den preußischen Kammern wäre sie mit ihren schlechten rothen Gesinnungen für eine ausgezeichnete Communistin erklärt worden, obgleich sie selbst von dem Dasein eines solchen Wortes gar nichts wußte. Hätten die preußischen Junker und Männer der neuen Aera dieses Weibsbild sprechen gehört, sämmtliche Unterthanen hätten unzweifelhaft geheult: Sie will theilen! Haltet die Taschen fest!

Trotz meiner geringen Ansprüche habe ich immer das Glück gehabt, ein Liebling des schönen Geschlechts zu sein, ein Glück, welches mir selbst dort passirte, wo es mir ein wenig unbequem ward. Und mit dem ganzen weiblichen Hauspersonal liebte mich dann auch, nachdem sie in der ersten Nacht sämmtlich Angst vor mir gehabt hatten, die Schustersfrau mit treuer Schwesterliebe, erzählte mir mit unnachahmlichen Gesten von ihrem ersten Seligen, und machte mir auf meine wiederholten Fragen, ob sie jetzt zwei Männer habe, mit Worten und denselben unnachahmlichen Gesten deutlich, daß sie sich immer nur noch eines Gatten erfreue, obgleich deren zwei ihr durchaus nicht zu viel sein würden. Der Sohn des Schusters war ein junger vielversprechender Künstler von 20 Jahren, welcher nicht blos Stiefel machte, sondern auch in unserer Küche mehr zu seinem als unserm Vortheil mit aushalf. Ich ließ mir unter anderm von ihm bei dringendem Bedürfniß ein

Paar Stiefel anfertigen, welche ich nicht tragen konnte, weil er sie nach palermitanischer Mode mit feingezackten Lederspitzen vorn über den Zehen verziert hatte. Der Seltenheit halber führte ich dieses Brüderpaar gewissenhaft mit mir nach Zürich. Jetzt ist es verschwunden; wahrscheinlich hat es einen armen Reisenden glücklich gemacht.

Nach und nach tauchten noch mehrere andere Gestalten aus den untern Räumen des Hauses de Carolis auf. Die erste Etage bezog ich mit den Meinen. Die Einrichtung war dort folgende:

Von der Treppe, die aus der Einfahrt aufstieg, gelangte man in einen Vorplatz; aus diesem direct in mein Bureau, das ehemalige Bureau des Advocaten de Carolis; aus diesem in den Salon, in welchem neben einigen Kanapees sich auch ein Pianoforte befand, welches bei Gelegenheit geselliger Unterhaltung von der Contessa, Catenacci und Commendù oder auch von seltenern Gästen stark gemishandelt zu werden pflegte. In dem Salon, auf einem der Kanapees hatte Ronchetti sein Nachtlager aufgeschlagen, weil er, wie er behauptete, in den vorhandenen Betten zu sehr von den Wanzen geplagt wurde. Aus dem Salon gelangte man in das Schlafzimmer Vigo's, aus diesem durch ein kleines Nebencabinet in den gewaltigen Speisesaal. Neben dem Speisesaal befand sich einerseits die Küche, andererseits eine Art kühler Gartensaal, den ich als Arrestlokal für meine Offiziere und Guiden benutzte, in welchem aber auch freiwillig der Großstallmeister Commendù sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Auf einer dritten Seite trat man aus dem Speisesaal in einen Vorflur, von dem man auf einer verborgenen Treppe sowol in den Garten als auf den Hof des Hauses gelangte. Jenseit des Vorflurs befanden sich ein paar Zimmer, in denen der Hauptmann Vedova, Catenacci und noch einige andere Offiziere und Guiden des Stabes schliefen. Hinter diesen Zimmern folgten zwei solche für mich. Es waren zufällig die beiden Schlafzimmer der beiden Hausfrauen der Familie, welchen das Haus gehörte. Die eine dieser Frauen war eine junge Witwe, die schöne und liebenswür-

dige Giulietta, welche ich später zu Caserta kennen lernte. Für jetzt war die ganze Familie nach Neapel geflüchtet.

Aus einem meiner Zimmer gelangte ich auf eine kleine Terrasse, von der ich die Aussicht in den Garten hatte; eine andere größere Terrasse lief längs der Nordseite des Hauses hin und trennte es von dem Nachbarhause.

In jedem meiner beiden Zimmer stand ein mächtiges Doppelbett, bequem genug im Nothfall für vier Personen.

Balcons lagen in der ersten Etage sowol nach der Straße heraus als nach dem Hofe; die letztern gingen ziemlich ringsum und bildeten eine bequeme Verbindung zwischen den Zimmern, die sich nach ihnen hin öffneten.

Ein sonderbarer kleiner Kerl bot sich uns alsbald als Koch an. Er war Sicilianer, hatte unter Ferdinand und noch unter Franz II. gedient, und duldete es mit achtungswerther Anhänglichkeit nicht, daß über seine Könige in seiner Gegenwart geschändet wurde. Meine Offiziere waren alle viel zu gebildet und zu gutartig, als daß sie einem Subalternen gegenüber in solchen Dingen ihr Vorrecht gemisbraucht hätten. Nur einmal gerieth einer von ihnen ein wenig in Hitze und machte Miene, den kleinen Koch — denn als solcher war er wirklich bestens empfohlen worden — zu einem Pereat auf Franz II. zwingen zu wollen. Aber das Kerlchen hielt zu allgemeiner Genugthuung tüchtig stand und ließ sich durchaus nicht einschüchtern.

Ich weiß nicht mehr, wer den Koch zum Kaplan getauft hatte; doch ward er bald im ganzen Hause so genannt.

Seine Kochkunst erregte keineswegs die allgemeine Zufriedenheit, und endlich schien sich auch herauszustellen, daß der gute Mann uns, wahrscheinlich um seine Könige an uns zu rächen, auch noch bei den Einkäufen auf dem Markte beschiß. Er wurde um so mehr seiner Aemter enthoben, als sich unterdessen ein Ersatz für ihn gefunden hatte, und beschäftigte sich dann vorzugsweise mit der Unterstützung des Schusters in dessen Berufe. Daß er in den paar

Tagen, in welchen er in unserm Dienste gestanden, etwas erworben hatte, zeigte sich in seiner Kleidung, und besonders in einer äußerst bunten Mütze, welche er sich zulegte und welche er für ein entschiedenes Prachtstück zu halten schien.

Der Ersatz für den Kaplan war Maria Luigia oder Maria Luidsch, wie sie gerufen wurde. Maria Luidsch war die Kammerjungfer der Frau de Carolis, und wurde am zweiten Tage auf die jämmerlichen Berichte, welche die Nationalgardenfrau Maria und die Magd Concetta über den Einbruch der Baschkiren in die friedliche Behausung nach Neapel auf irgendeinem Wege gesendet hatten, ausdrücklich von dort nach Santa-Maria geschickt, um für unsern Leib soweit möglich auf unsere Kosten Sorge zu tragen. Als Maria Luidsch erschien, erhielten wir sogleich frisch überzogene Betten, und auch die Küche übernahm sie, wie schon bemerkt, nach wenigen Tagen. Sie selbst, wenn ich nicht sehr irre, hatte die Entdeckung gemacht, daß der Kaplan uns beschiß.

Maria Luidsch, eine Syrakusanerin, war klein, aber wunderbar schön gewachsen; sie mochte etwa 26 Jahre alt sein, ihr Gesicht war von Pockennarben entstellt, hatte dabei aber einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck, besonders hatte Maria Luidsch höchst feurige Augen. Die Contessa nannte sie nicht anders als die Löwin, und wirklich mit einer Löwin hatte Maria Luidsch eine auffallende Aehnlichkeit. Leute, die sie nicht leiden mochte, wußte sie sich mit bester Manier, und wenn es nicht anders sein konnte, mit kräftiger Faust vom Leibe zu halten. Mich hatte sie sehr gern, und so oft ich späterhin durch Santa-Maria ritt, konnte ich sicher sein, daß sie mir, auch wenn ich an der Spitze der Division war, nachlief, um mich und mit mir die Truppen aufzuhalten, Neuigkeiten zu erzählen und die mutatio rerum zu beklagen, die im Hause de Carolis eingetreten war, seit ich mit den Meinen es verlassen hatte.

Den ersten Bericht nach Neapel über unser anfangs etwas ungestümes und unter den obwaltenden Umständen nicht sehr freundliches Eindringen in die Wohnung hatte aller Wahrscheinlichkeit

nach ein Subject verfaßt, bei welchem nach langem Suchen der Schlüssel aufgefunden war, welches sich in den ersten Tagen mit einer gewissen Inspectionsmiene in unsern Zimmern umhertrieb und sich selbst den Titel Giovane da scrivere oder Giovane di studio beilegte, welcher auf deutsch etwa mit Schreiberjunge oder Schreiberbursche wiederzugeben wäre. Nach diesem Titel wird der günstige Leser, wenn ich nach dem urtheilen soll, was mir oft selbst bei dem eigenthümlichen Gebrauch des italienischen Giovane passirte, sich wahrscheinlich denken, daß besagtes Subject ein Bürschlein von etwa 20 Jahren gewesen sei. Indessen verhielt es sich keineswegs so; der Giovane war ein Jüngling, der wenigstens nahezu seine funfzig auf dem Rücken haben mochte.

Türr's Krankheit stellte sich wieder einmal mit äußerster Stärke ein, und er reiste krank am 5. October morgens nach Neapel, wo er trotz seiner Krankheit zum Commandanten ernannt wurde: eine Sache, die mir nicht recht einleuchten wollte, da die Commandanturgeschäfte in der Hauptstadt sicherlich einen kräftigen Geist und einen rüstigen Körper erforderten. Indessen, wie überall, so passirte auch bei der italienischen Südarmee manches Wunderbare, dem einfachen Menschenverstand nicht recht Zugängliche.

Ich mußte nun wieder das Commando der 15. Division übernehmen. Zu ihr gehörten damals die Brigaden Spangaro, Eber, de Giorgis (Milano), La Masa und auf einige Tage auch Basilicata (Corte). La Masa arbeitete eben damals stark an seiner Emancipation und der Gründung einer sicilianischen Division, wovon schon früher die Rede gewesen ist. Da solche Emancipationsgelüste stets sehr störend auf den Dienstgang einwirken, so mußte der Sache ein Ende gemacht werden, entweder mußte La Masa sich unterordnen oder er mußte aus der 15. Division ausscheiden. Im Einverständniß mit Türr schrieb ich in diesem Sinne an den Kriegsminister, und da eine eigentliche Antwort auf mein Schreiben nicht erfolgte, so bekümmerte ich mich um die emancipationslustige Brigade oder Division oder was sie sonst war, nicht mehr. Später kehrte

die Brigade als Brigade wieder zur 15. Division zurück, erst nach dem Abgange La Masa's und unter dem nominellen Commando des Obersten Corrao, der am 1. October verwundet worden war, unter dem factischen des braven Oberstlieutenants La Porta. Darauf werden wir an passender Stelle zurückkommen.

Die Brigade Spangaro stand bei San-Angelo; die Brigaden Eber und de Giorgis vor Santa-Maria; die Brigade La Masa in Santa-Maria.

Anfang October begann entschieden schlechtes Wetter einzutreten. Unsere Soldaten bauten sich allerdings Laubhütten, waren jetzt auch gut mit Kleidern versehen; doch schien es mir immerhin nothwendig, bei dem anstrengenden Vorpostendienst, in welchem fast täglich ein großer Alarm entstand und eine Schlacht von Waghäusel oder Rastadt geliefert ward, etwas für den innern Menschen, sowol materiell als geistig zu thun.
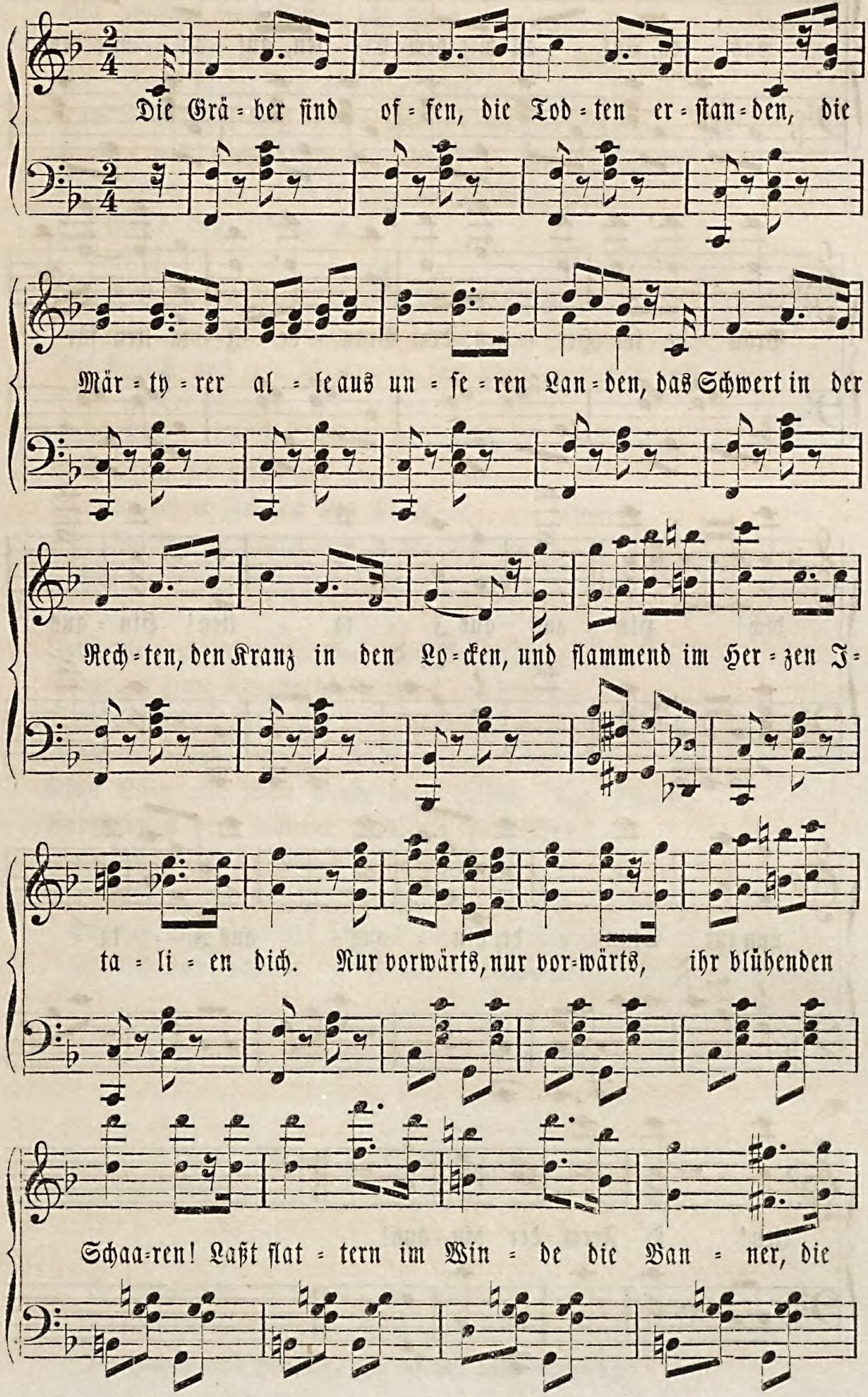
Ich sorgte daher dafür, daß die Soldaten der Division doppelte Weinportionen und ihren Kaffee erhielten. Diese Sache war — dank der Unterstützung des Intendanten Ghiglione — sehr bald geregelt.
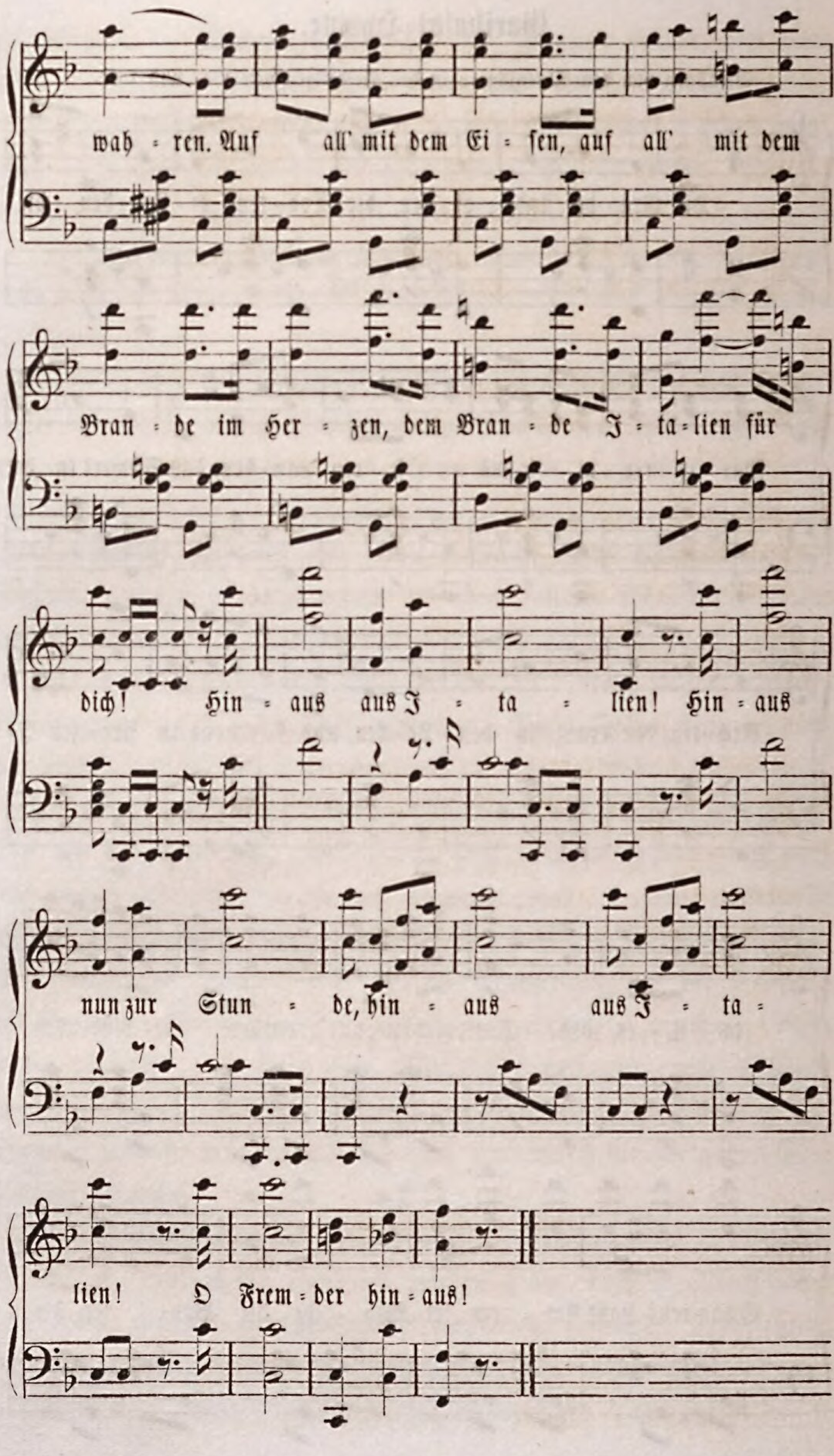
Obgleich nun die italienischen Soldaten viel weniger sanglustig sind als die Deutschen, war es mir doch nicht zweifelhaft, daß auch jene durch Gesang ein wenig angeregt und in den mancherlei Leiden, welche ihnen das schlechte Wetter bereitete, aufrecht erhalten werden würden. Ich ließ daher zur Vertheilung an die Truppen die Garibaldi-Hymne in vielen hundert Exemplaren drucken. Alles dieses verfehlte auch seine gute Wirkung keineswegs, und vielleicht war keine einzige Division in dieser ziemlich trüben Zeit so auf dem Damme und so munter als die 15., namentlich die Brigaden Eber und de Giorgis.

Die Garibaldi-Hymne ist in mehrfachen Beziehungen ein historisches Lied, und da sie, wie ich gesehen habe, doch in Deutschland sehr wenig bekannt ist, gebe ich hier eine sehr gelungene Uebersetzung derselben von Georg Herwegh nebst der Musik, die ich einer Freundin verdanke, und füge endlich auch den italienischen Text hinzu.

Garibaldi-Hymne.

Gesungen von den Alpenjägern in den Feldzügen von 1859 und 1860.




wah = ren. Auf all' mit dem Ei = sen, auf all' mit dem
Bran = de im Her = zen, dem Bran = de I = ta = lien für
dich! Hin = aus aus I = ta = lien! Hin = aus
nun zur Stun = de, hin = aus aus I = ta =
lien! O Frem = der hin = aus!

Die Erde der Blumen, der Töne, der Lieder,
Zur Erde der Waffen jetzt werde sie wieder!
Mit hundert von Ketten die Hand war gebunden,
Doch nicht ihr entwunden, Legnano, dein Schwert.
Der Stock kann, der deutsche, Italien nicht zähmen,
Ins Joch kann kein Sohn sich der Römer bequemen;
Italien will nicht mehr die Fremden, die Dränger,
Will Knecht sein nicht länger am eigenen Herd!
Hinaus aus Italien u. s. w.

Die Häuser Italiens für uns sind erbauet,
Und dort an der Donau das deine man schauet.
Du stiehlst uns das Brot und das Land uns das schöne,
Doch unsere Söhne, die wollen jetzt wir!
Zwei Meer' und die Alpen zur Grenze! Uns tragen
Von Küste zu Küste die feurigen Wagen.
Hinweg jedes Zeichen der Trennung, der alten!
Für Italien entfalten wir unser Panier.
Hinaus aus Italien u. s. w.

Jetzt nicht mehr gesprochen, die Arme bewehret!
Entgegen dem Feinde die Stirne gekehret!
Bald sondern uns beide der Alphöhen Schranken,
Wenn nur Ein Gedanke Italien wird sein.
Nicht Sieg und nicht Beute kann helfen. Nur schnelle
Verschlossen dem Räuber Italiens Schwelle!
Italiens Völker in Eines verschmolzen,
Die Städte, die stolzen, die hundert in Eins!
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Jalien! O Fremder hinaus!

Inno di Garibaldi.

Cantato dei Cacciatori delle Alpi nelle Campagne del 1859 e del 1860.

Si 'schiudon le tombe, si levano i morti;
I martiri nostri son tutti risorti!
I brandi nel pugno, gli allori alle chiome,

La fiamma ed il nome d'Italia nel cor!
Corriamo! corriamo! su giovani schiere!
Su al vento, su tutte le nostre bandiere!
Su tutti col ferro, su tutti col fuoco!
Su tutti col fuoco d'Italia nel cor!
  Va fuori d'Italia, va fuori ch'è l'ora,
  Va fuori d'Italia, va fuori o stranier!

La terra de' fiori, de' suoni, de' carmi
Ritorni qual era, la terra dell' armi.
Di cento catene le avvinser la mano,
Ma ancor di Legnano sa i ferri brandir.
Bastone tedesco l'Italia non doma;
Non crescon al giogo le stirpi di Roma.
Più Italia non vuole stranieri e tiranni,
Già troppo son gli anni, che dura il servir.
  Va fuori d'Italia etc.

Le case d'Italia son fatte per noi,
E là sul Danubio la casa de' tuoi.
Tu i campi ci guasti, tu il pane c'involi;
I nostri figliuoli per noi li vogliam.
Son l'Alpi e i due mari d'Italia i confini,
Con carro di fuoco rompiam gli Appennini!
Distrutto ogni segno di antica barriera!
La nostra bandiera per tutto innalziam.
  Va fuori d'Italia etc.

Sien mute le lingue, sien pronte le braccia!
Soltanto al nemico volgiamo la faccia!
E tosto oltre i monti ne andrà lo straniero.
Se tutto un pensiero l'Italia sarà!
Non basta il trionfo di barbere spoglie;
Aí ladri sian chiuse d'Italia le soglie!
Le genti d'Italia sien tutte una sola!
Sien tutte una sola le cento città!
  Va fuori d'Italia, va fuori ch'è l'ora.
  Va fuori d'Italia! va fuori o stranier!

Giovanni hatte ich in Caserta gelassen, wo auch mehrere meiner Offiziere als an dem Centralplatze der Armee zurückblieben; ich berief auch Giovanni nicht nach Santa-Maria, da sich hier schon in den ersten Tagen der häusliche Dienst zur Zufriedenheit organisirte und es gut war, daß ein ganz zuverlässiger Mann die Wohnung in Caserta, welche sonst Gefahr lief von andern in Beschlag genommen zu werden, für den Fall einer baldigen Rückkehr dorthin hütete. Aber schon an einem der ersten Tage meines Aufenthalts zu Santa-Maria kam der treue Giovanni dorthin, um mich zu beglückwünschen, daß ich am 1. October wieder einmal durch so manche Gefahr ohne Schaden hindurchgekommen, mir versorglich ein reines Hemd, reine Strümpfe und meine Hausschuhe zu bringen, und mir zugleich von seinen Erlebnissen am 2. October zu erzählen.

An diesem Tage waren, wie man weiß, die Königlichen bis in die Straßen von Caserta vorgedrungen. Giovanni, sobald er sich überzeugt hatte, daß so etwas zu befürchten sei, hatte alles Eigenthum, welches seiner Obhut anvertraut war, in die Kutsche gepackt, die ich im alten Hauptquartier der Division am 1. October zurückgelassen, war auch den Offizieren und Sergeanten des Stabs behülflich gewesen, das Archiv der Division in der Kutsche zu versorgen, und nun war er an die Eisenbahnstation gefahren, an welcher ein Extrazug für Neapel bereit stand, mit der Absicht, wenn dem Vordringen der Königlichen nicht Einhalt gethan würde, unser ganzes Vermögen auf den Zug zu packen und mit demselben nach Neapel zu fahren. Er wartete kaltblütig; die Königlichen wurden schließlich zurückgejagt, und nun kehrte Giovanni nach dem Palast zurück und packte wieder aus. Ich muß hierbei bemerken, daß unter den Dingen, welche in Giovanni's Obhut standen, sich auch eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes befand. Ende September hatte die Bezahlung unserer Gehalte auf piemontesischem Fuße, sowie der Equipagegelder und anderer Competenzen begonnen. Jeder Offizier bekam dadurch auf einmal oder in kurz aufeinander

folgenden Terminen eine nicht unansehnliche Summe Geldes in die Hände. Dies Geld wurde in Silberpiastern von den Kassen ausgezahlt. Nun ließen wir allerdings alles dasjenige, was voraussichtlich nicht für den Hausverbrauch in nächster Zeit nöthig war, baldmöglichst zu Neapel in Gold umwechseln; indessen das Wechselgeschäft konnte nicht alle Tage betrieben werden, und so blieben stets Summen in Silber zurück, welche nicht blos von mir, sondern auch von andern Offizieren des Stabes Giovanni anvertraut wurden. Ich glaube sehr stark, daß wenn ich Giovanni alle meine Ausgaben überlassen hätte, während ich ihm nur die laufenden überließ, ich dabei ein sehr gutes Geschäft gemacht haben würde.

Giovanni mußte für diesmal nach Caserta zurückkehren. Erst als unser Aufenthalt zu Santa-Maria sich immermehr in die Länge zog, ließ ich ihn auch nachkommen; er übernahm dann die Geschäfte des Major domus auch hier, und wie es mir schien, entdeckte er alsbald verschiedene Unordnungen in der Küche, in welcher Maria Luidsch mit der Nationalgarde, der Nationalgarden-Maria und dem Schusterssohne jetzt ihr Wesen trieben. Eines schönen Morgens vermißte ich dieses ganze Personal. Nach meiner Gewohnheit, um dergleichen Wirthschaftsangelegenheiten und häusliche Zwiste mich nicht zu kümmern, fragte ich auch diesmal nicht nach dem Grunde dieser Abwesenheit und einer gewissen Unruhe, die im ganzen Hause herrschte, wurde auch — da man wußte, daß ich die Topfguckerei nicht liebe, nicht mit Aufklärungen über den Gegenstand behelligt. Doch vermochte ich aus einzelnen beiläufigen Aeußerungen den Schluß zu ziehen, daß Giovanni Unterschleife verschiedener Art aufgefunden, davon einige meiner Offiziere in Kenntniß gesetzt hatte, daß diese darüber wüthend geworden waren, daß das gesammte Hauspersonal bis auf den Schuster dessen Frau und den Kaplan, der mit Grimassen voller Satisfaction zu den Hofbalconen hinaufschaute, von Furcht ergriffen, ausgewandert war. Bald fand es sich wieder ein und unterwarf sich dem von Giovanni dictirten Markt- und Küchenrecht, welches von diesem

nun mit eiserner Faust zu allgemeiner Zufriedenheit auch zu Santa-Maria aufrecht erhalten ward.

Da ich des 2. October und des Gefechts von Caserta hier gedacht habe, muß ich doch auch noch einer Angelegenheit Erwähnung thun, deren Verlauf ich allerdings nur zum Theil aus eigenem Wissen, im übrigen von Hörensagen kenne.

Herr G. Rasch, der sich als Correspondent einiger deutschen Blätter in Neapel aufhielt, schrieb eines Tages zwischen dem 19. September und dem 1. October an mich, sprach mir den Wunsch aus, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, und fragte mich nach meiner Wohnung und der Zeit, wo er mich sprechen könne. Ich antwortete ihm, indem ich ihm meine Wohnung im Palast von Caserta bezeichnete; über die Zeit, wo er mich sprechen könne, konnte ich ihm selbstverständlich keine Mittheilungen machen, da diese durchaus von den Begebenheiten abhängig war. Ich weiß nicht, wie Herr Rasch dazu kam, gerade am 2. October nach Caserta zu fahren, um mich aufzusuchen, da er doch zu Neapel an diesem Tage bereits Nachricht von der Schlacht am Volturno haben mußte und wol denken konnte, daß ich alle Hände voll zu thun haben, auch voraussetzen konnte, daß ich nicht gerade im Schloß zu Caserta zu finden sein würde. Kurz, er fuhr nach Caserta und gerieth hier noch während des Verlaufs des Kampfes zwischen unsere Soldaten. Hier ward er, so erzählte man mir bald darauf, für einen „Spion" gehalten — aus welchen Gründen ist mir natürlich unbekannt —, kam in Gefahr füsilirt zu werden, und ward nur durch mein Antwortschreiben gerettet, welches er bei sich führte und zur rechten Zeit hervorzog.

Das Privatleben im Hause de Carolis war ein ziemlich bewegtes. Wir hatten viele Besuche; die Contessa kam sehr oft und musicirte mit Catenacci und Commendù; auch Offiziere von der Division ließen sich sehen, wenn es ihr Dienst erlaubte. Am 10. abends hatte ich auch das Vergnügen, Herrn Rega, meinen freundlichen Wirth von Mugnano, bei mir zu sehen, der als Offizier der

mobilisirten Nationalgarde aus dem jenseitigen Principat jetzt in Caserta stand und mit mehreren Kameraden nach Santa-Maria kam, um mich und die in jenen Gegenden unvergessene, nunmehr auf Vorposten befindliche Brigade Milano zu besuchen, für welche ich ihm einen Paß mitgab.

Eines schönen Tages kam dann auch der Eigenthümer unserer jetzigen Wohnung, der Advocat de Carolis an, um sich sein von den Baschkiren in Besitz genommenes Haus und die Baschkiren selbst anzusehen, die in demselben wirthschafteten. Er erschien in Nationalgardenuniform, wahrscheinlich um seine gute Gesinnung zu bekunden. Denn der nächste Grund seines Besuchs war offenbar der folgende. Ronchetti hatte neben mehreren ähnlichen auch einen Brief in unserer Wohnung entdeckt, welcher von einem jetzt in Capua befindlichen königlichen Offizier herrührte und an eine Verwandte des Hauses, eine „cara Antonetta", adressirt war. Dieser Brief war vom 12. September datirt, und es war darin unter anderm bemerkt, daß die Garibaldiner beabsichtigten, Caserta und Santa-Maria zu invadiren. Der Briefsteller zweifelte an der Wahrheit dieser Behauptung, betitelte uns, die Garibaldiner, aber in seinem Briefe nicht aufs allerfeinste. „Canaille" war die Durchschnittsbenennung. Ronchetti fragte mich um meine Meinung, was mit dieser Art Briefe aufzustellen sei. Ich sagte ihm, er möge den eben näher bezeichneten einen für alle mit einem höflichen Schreiben an den Herrn de Carolis nach Neapel senden, da er an eine Dame gerichtet sei, und dabei zugleich in meinem Namen eine Einladung an den genannten Herrn richten, uns nächster Tage zu besuchen, damit er die „Canaille" näher kennen lerne. Hierauf erschien der Herr, frühstückte mit uns und schied von uns, wie ich glauben muß, mit der besten Meinung. Wenigstens muß ich dies aus den Besuchen angerer Familienglieder schließen, die nun nach und nach auch ankamen und mich nicht blos in Santa-Maria, sondern auch später noch, als ich schon nach Caserta zurückgekehrt war, aufsuchten.

Zu ihnen gehörte auch der junge Abbé Panico, ein vollständiger Unitarier und seit den Octobertagen wenigstens auch vollständiger Mazzinist, der von mir die Vergünstigung erbat, als mein Ehrenkaplan dienen zu dürfen, eine Vergünstigung, die ich ihm, da sie der Staatskasse nichts kostete, gern gewährte. Wir werden später auf diesen jungen Mann, der eine große Anhänglichkeit an mich hatte, mich durch selbige in manchen Momenten allerdings langweilte, andererseits aber dafür auch wieder weidlich belustigte, noch zurückkommen.

Daß es an Gefechten von Waghäusel und Wiesenthal nicht fehlte, kann man sich bei der geringen Entfernung, auf welcher die Vorposten einander gegenüberstanden, leicht denken. Bald wurden auf dieser, bald auf jener Seite zuerst Gespenster gesehen: ein beliebiger Baum — und deren waren auf unserm Terrain sehr viele vorhanden — erschien bald dem neapolitanischen Vorposten als ein Garibaldiner, bald dem garibaldinischen als ein Neapolitaner, der hinterlistig die ganze Armee vernichten wollte; Häuser wurden zu Colonnen, und je unbeweglicher sie in Wirklichkeit standen, desto schneller marschirten sie in der Phantasie. Nun schoß irgendein Dichter auf dieser oder auf jener Seite seine Flinte ab, wie streng die Sache auch verpönt, welche guten Lehren auch gegeben sein mochten; dann ward natürlich von der andern Seite herübergeknallt, und bald lief die Knallerei über die ganze Vorpostenlinie. Die Brigaden, welche die Unterstützungen der Vorposten bildeten, mußten nothwendig auf unserer Seite bei der Nähe an Capua jedesmal unter Gewehr treten, wie sehr die Commandanten immerhin überzeugt sein mochten, daß die Sache unter zehnmal neunmal bloßer Unsinn sei; denn zufällig konnte diesmal das zehnte mal sein; die Neapolitaner hatten dies nicht nöthig, weil sie sich auf die Festung Capua stützten und in dieser gegen einen Ueberfall immer sicher waren.

Die vernünftigen Offiziere schämten sich des Unsinns; die unvernünftigen aber machten aus jeder solchen unsinnigen Knallerei

eine Schlacht und eine Heldenthat, und diese Schlachten und Heldenthaten spukten in den europäischen Zeitungen herum, und eine Menge Helden kamen dabei zum Vorschein, über deren Heldenthum nur Europa, die Südarmee dagegen gar nichts wußte, und die man vielmehr als Vogelscheuchen in einem Heldenacker ganz gut hätte gebrauchen können.

Man kann nicht genug darauf dringen, daß bei einer phantasiereichen Armee —, und jede junge Armee ist das —, der Vorpostendienst mit möglichst wenig Posten und soweit als irgendmöglich mit Patrouillen betrieben werden sollte. Von meiner Seite geschah in dieser Beziehung alles nur Mögliche; indessen ein einziger dringt in diesen Beziehungen nur allmählich durch, und wenn auch in den von mir commandirten Truppen alle nach meinen Anweisungen gehandelt und sie richtig verstanden hätten, so würde es ihnen noch wenig genutzt haben, da nicht alle Truppen vor Santa-Maria unter meinem Commando standen, und der Unsinn auf einem ganz beliebigen Punkt der Linie seinen Anfang nehmen konnte.

Ich für meine Person blieb während dieser Gefechte von Waghäusel und Wiesenthal in der Regel ruhig im Bette; nur zweimal erinnere ich mich herausgesprengt worden zu sein. Gewöhnlich, wenn mir gemeldet wurde, daß die Knallerei wieder losginge, befahl ich lediglich unsere Pferde zu satteln und sandte einen Offizier mit einem Guiden ans Capuaner Thor, um sofort sichere Nachrichten erhalten zu können. Meine Toilette nahm nie mehr als fünf Minuten in Anspruch, sodaß ich sicher war, im Ernstfalle rechtzeitig auf den Platz kommen zu können.

Das erste mal, als ich hinausging, hatte ich eben von Sirtori die Anzeige erhalten, daß Cosenz über die sämmtlichen Truppen zu Santa-Maria jetzt den Befehl übernommen habe. Nun fing an demselben Abend die Knallerei stärker als gewöhnlich an. Da glaubte ich, daß Cosenz selbst irgendeinen Offensivplan habe, und saß auf. Ich traf mit meinem vollzähligen Stabe Cosenz beim

alten Amphitheater, erfuhr von ihm, daß er durchaus nichts beabsichtige, und wußte nun, daß es wiederum nur die alte Knallerei sei. Vom Capuaner Thor, wo sie schon aufhörte, ritt ich noch mit Cosenz ans Thor von San-Angelo. Auch dort stellte sich Ruhe ein, als wir kaum dort erschienen waren, und bald rückte alles in seine Stellungen, ich rückte ruhig auf mein Lager wieder ein.

Das zweite mal war ich eigentlich selbst daran schuld, daß ich —, diesmal übrigens nur beinahe — aus dem Bett gesprengt wurde. Einer meiner Offiziere, von dessen Tapferkeit ich keine große Meinung hatte, beklagte sich darüber, daß ich ihn nie zu Sendungen auf die Vorposten — die wenigstens theilweise über halbfeindliches Terrain gingen — verwende. Da ich nun für meine Meinung durchaus keinen bestimmten Grund hatte, dieselbe vielmehr nur auf meinem Instinct beruhte, da ich durchaus nicht die Absicht hatte, den Mann zu beleidigen, und er hier vielleicht geprüft werden konnte, so sendete ich ihn eines Abends, als es schon dunkel zu werden begann, mit einem Auftrage nach San-Angelo zu Spangaro.

Der Offizier mochte kaum eine halbe Stunde fort sein, und ich hatte mich bereits — allerdings sehr früh, aber nur infolge außerordentlicher Anstrengungen den ganzen Tag über — ins Bett gelegt, als die gewöhnliche Knallerei stärker als jemals ihren Anfang nahm. Einer meiner Offiziere nach dem andern kam herein, um mir zu sagen, daß die Neapolitaner einen großen Ausfall gemacht hätten, daß sich das Gefecht auf der ganzen Linie entsponnen habe. Als der erste kam, befahl ich, wie gewohnt, die Pferde zu satteln; als der zweite kam, sagte ich, man solle ordentlich aufpassen, und wenn das Gefecht wirklich am Thor von Capua oder von San-Angelo sich entspinne, mir Nachricht geben. Bald darauf trabten unsere Pferde in den Hof. Es regnete. Als der dritte Offizier kam —, ohne daß indessen das Gefecht seitdem sich genähert hatte, wie ich von meinem Bett aus deutlich unterschied —, ließ ich Catenacci rufen und trug ihm auf, aufzusitzen und sich am Orte

des Gefechts selbst zu überzeugen, ob etwas Ernstes los sei. Catenacci mochte eine Viertelstunde fort sein, als ein vierter Offizier hereinstürzte und mir meldete, die Neapolitaner seien nach Aussage der zurückgegangenen Posten ganz dicht beim Thore von San-Angelo. Für alle Fälle war es nun doch gut, daß ich mich anzog, und in der That begann ich langsam mir die Strümpfe anzulegen. Der zweite Strumpf war aber noch nicht vollständig an seiner Stelle, als Catenacci mit der einfachen Meldung erschien: „Es ist nichts los. Sie kommen auch schon zur Vernunft.“

Mit einem Fluch für alle Helden von Wiesenthal und Waghäusel warf ich meine Strümpfe weit weg und mich wieder aufs Bett.

Später ermittelte ich über den dummen Vorfall etwa Folgendes:

Der Offizier, von welchem mir mein Instinct gesagt hatte, daß er für meine Art Generalstabsdienst im Felde nicht gerade besonders tauge, war aus dem Thore von San-Angelo hinausgeritten, um sich zu Spangaro zu begeben. Wenige hundert Schritte vorwärts der Barrikade des Thores bemerkte er in dem Baumschlag etwas Weißes. Dieses Weiße waren nichts anderes als die weißen Lagerdecken, welche verschiedene Bataillone unserer Truppen führten und en bandoulière über die Schulter trugen; die angeweißten Männer waren von unserer Seite auf Vorposten, und es hätte meinen Boten nur noch hundert Schritt vorwärts gekostet, um sich davon zu überzeugen. Indessen seine lebhafte Phantasie versicherte ihn so stark, daß dort zwischen den Bäumen Franciscaner ständen, daß er es nicht für nöthig und nützlich hielt, jene hundert Schritt vorwärts zu machen, sondern es vorzog, spornstreichs umzukehren.

Bei dieser Umkehr begegnete er dem alten Milbitz und hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesem seine Entdeckung nicht als Vermuthung mitzutheilen, und Milbitz ließ auf der ganzen Vorpostenlinie ansagen, daß man auf einen feindlichen Angriff gefaßt sein

möge. Nun war es natürlich kein Wunder, daß auf jedem größern Posten wenigstens eine Schildwache den Feind vor sich sah und zu feuern anfing; so lief das Feuer bald über die ganze Linie und auch die Königlichen, die ebenso wenig etwas vom Feinde sahen als die Garibaldiner, waren nicht faul, eine gehörige Knallerei loszulassen.

Ein Glück war es bei alledem, daß wir uns nicht unsere eigenen Leute todt schossen, was sich bei solchen Gelegenheiten, wenn hinterstehende Posten in den eigenen vorgeschobenen den Feind erkennen wollen, nur zu leicht ereignen kann.

Den Offizier, der die ganze Geschichte angerichtet hatte, bekam ich 48 Stunden nachher nicht zu sehen. Als die Gespenster des weißen Lederzeugs der Neapolitaner sich in die weißen Lagerdecken der Garibaldiner aufgelöst hatten, machte er seinen Ritt zu Spangaro, und am folgenden Tage ließ er sich in aller Frühe von Vigo einen Auftrag geben, der ihn für eine längere Zeit entführte.

So wenig ich im ernsten Gefecht es vermeide mich auszusetzen, glaube ich doch, daß der Soldat die Gefahr nicht aus bloßer Bravade aufsuchen soll, um etwa für nichts und wieder nichts einer dummen Kugel die Gelegenheit zu geben, ihm das Lebenslicht auszublasen. Ich ging daher auch nicht ohne die dringendste Veranlassung auf die äußersten Vorposten.

Eines Morgens fuhr ich mit Catenacci nach San-Angelo zu Spangaro hinaus, mit welchem ich über eine ihn betreffende Angelegenheit persönlich zu reden hatte. Der Regen wollte in jener Zeit gar kein Ende nehmen; wenigstens jede Nacht hatten wir einen Guß, der ein paar Stunden anhielt.

Daß unter solchen Umständen trotz aller meiner Fürsorge und des guten Geistes unserer Soldaten diese sehr litten, und daß es viele Kranke gab, kann man sich denken. Bei den Brigaden Eber und de Giorgis (Milano) war die Sache mäßig; soviel ich mich erinnere, stieg hier der Krankenstand kaum jemals über 10 Procent;

anders verhielt es sich bei der Brigade Spangaro, der frühern Brigade Nicotera. Spangaro sagte mir an jenem Tage, daß er kaum 500 dienstfähige Leute habe, und bei der großen Strecke, die er besetzen mußte, kamen die Dienstfähigen kaum vom Posten herunter, sodaß man fürchten mußte, die ganze Brigade würde allmählich ins Lazareth wandern. Der Brigadearzt schrieb in einem Gutachten, zu dessen Abgabe er aufgefordert wurde, den schlechten Gesundheitsstand dieser Truppe außer auf die Strapazen auch auf die geringe Sorgfalt, welche bei der Auswahl der Leute beobachtet war. Das sitzende Handwerk war in dieser Brigade, die aus demokratischen Arbeitervereinen wesentlich hervorgegangen war, sehr stark vertreten, und es fanden sich viele skrofulöse Leute in ihr.

Eine Ablösung der ganzen Division, insbesondere aber der Brigade Spangaro von den Vorposten, wenn dieses nicht, wenigstens eine Beschränkung der Vorpostenlinie, welche von der Division zu besetzen war, dergestalt, daß ich je auf einige Tage eine Brigade gänzlich in Reserve zurückstellen konnte, schien mir unter den obwaltenden Umständen dringend geboten, wenn die Truppe nicht absichtlich ruinirt und unbrauchbar für noch zu erwartende Gefechte werden sollte. In solchem Sinne hatte ich mich bereits an Cosenz gewendet, und jetzt, da ich mich persönlich von dem leidenden Zustand der Brigade Spangaro überzeugt hatte, forderte ich von Spangaro noch einen genauen ärztlichen Rapport, um ihn zur Bekräftigung meiner frühern Aussprüche Cosenz übergeben zu können.

Eine Ablösung war freilich bei der Schwäche der Armee und bei der Länge der Linie, welche wir besetzt hielten, schwierig, da sich eben fast alles auf Vorposten befand. Dies konnte mich nicht abhalten, im Interesse meiner Leute die Ablösung zu verlangen. War sie unmöglich, so erfolgte sie ja doch nicht. Ich nahm hierbei wieder Gelegenheit, auf die Unzukömmlichkeiten hinzuweisen, welche daraus entstehen, wenn man eine junge Freiwilligenarmee wie unsere Südarmee zu dem geduldigen Ausharren in einer Vertheidigungsstellung, die Nase dicht am Feinde, verdammt. Offenbar hätten

wir in ein paar tüchtigen Gefechten am rechten Ufer des Volturno, die uns zugleich vorwärts brachten, nicht so viele Leute eingebüßt, als uns jetzt die Krankheiten raubten.

Verschanzungen wurden allerdings auf den Vorposten erbaut; die Brigade Milano erwies sich dabei besonders rüstig, sie hob sich, nur zum Theil mit Hülfe requirirter Bauern, auf der Strecke zwischen der Capuaner Straße und der Straße nach San-Angelo ein vollständiges Retranchement aus. Den Leuten machte diese Arbeit vielen Spaß; der Major Sessa von der Infanterie und die Offiziere von der mailänder Geniecompagnie leiteten die Arbeit, und bei gelegentlichen Spazierritten gab ich selbst die beste Führung der einzelnen Schläge an. Eine andere Schanze, in der Kehle palissadirt und zur Armirung mit Geschütz bestimmt, ließ Garibaldi vorwärts des Retranchement der Brigade Milano links der Straße nach San-Angelo in jener Gegend erbauen, in welcher am 1. October die Colonnen der Neapolitaner über die Straße von San-Angelo hinaus bis auf die Höhen südlich von diesem Dorfe vorgedrungen waren. Diese Schanze hatte den Zweck, für ähnliche Fälle wie am 1. October die wichtige Verbindung zwischen den Linien von San-Angelo und Santa-Maria zu sichern. Aehnliche Verschanzungen wurden bei San-Angelo selbst erbaut. Indessen man weiß, daß alle solche Verschanzungen den Zweck, Truppen für den Vorpostendienst zu ersparen, nur sehr unvollkommen erfüllen.

Im Quartier Spangaro's sah ich auch Proben der Geschosse der neapolitanischen gezogenen Kanonen. Sie schienen mir im ganzen große Aehnlichkeit mit den französischen Spitzgeschossen zu haben. Hier wurden sie als Kerzenstöcke verwendet. In jedem war ein Wachslicht aufgepflanzt.

Als wir über unsere Geschäfte gesprochen hatten, begab ich mich mit Spangaro und einigen Offizieren auf die Höhe von San-Nicola über San-Angelo, wo Spangaro sich ein Observatorium ausgesucht hatte. Ich sah hier wieder einmal, was man so oft sehen

kann, wie unvernünftig im Kriege Munition verschwendet wird. Am rechten Volturnoufer auf der Straße, welche von Capua nach der Scafa di Triflisco führt, waren zwei neapolitanische Sechspfünder aufgefahren, welche ein beständiges Feuer auf unsere Vorposten vor San-Angelo am linken Volturnoufer unterhielten. Die Entfernung dieser Sechspfünder von ihren nächsten Zielen betrug schlecht gerechnet 2500 Schritte, und alles, was die neapolitanischen Artilleristen von uns sehen konnten, waren einzelne Posten. Dies kümmerte aber die Leutchen gar nicht, sie feuerten unverdrossen ihre Paßkugeln zu uns herüber; die meisten werden wol in den Volturno gefallen sein, der Rest hat höchstens einige unschuldige Bäume am linken Volturnoufer getödtet.

Auf dem Rückwege von San-Angelo nach Santa-Maria unterhielt mich Catenacci höchst angenehm. Ich hatte ihm schon einige Zeit angemerkt, daß er etwas auf dem Herzen habe.

Er fürchtete nämlich, daß ich ernstlich verliebt sei oder mich ernstlich verlieben könne in eine junge Dame, von welcher er wenig hielt und ernste Gefahren für meinen Geldbeutel sowol als für meine Gesundheit besorgte. Aber eben, weil er glaubte, daß die Bewußte mir beträchtlich ans Herz gewachsen sei, getraute er sich nicht geradezu mit seinen Warnungen und seiner Wissenschaft herauszurücken. Heut zum ersten mal that er dies in unverblümterer Weise. Glücklicherweise befand er sich über meine Gefühle in einem vollständigen Irrthum, obgleich ich die Dame allerdings in der Gesellschaft sehr gern hatte. Ich antwortete also noch unverblümter auf seine Andeutungen und ermunterte ihn, nur vollständig seine Wissenschaft zu entfalten, wenn mir auch einiges von seinen Mittheilungen bereits bekannt sein sollte. Das that denn mein Benjamin auch und wußte in höchst anziehender Weise an das Specielle das Allgemeine, eine Art Grundrisses der Philosophie der Liebe, wie er sie sich zurecht gemacht, anzuknüpfen, wobei er vorzugsweise eine ausgedehnte Kunde der verschiedenen Arten verrieth, alle Freuden der Liebe zu genießen, ohne sich den bei minderer Vor-

sicht damit verknüpften möglichen Nachtheilen und Gefahren auszusetzen. Dieses Kapitel machte ihn warm und er sprach über dasselbe mit aristophanischer Ungebundenheit und Zierlichkeit, sodaß es ein wahrer Genuß war, ihm zuzuhören, und ich ihm von Herzen für seine Vorlesung ein größeres Auditorium, sowie diesem Auditorium diese Vorlesung gegönnt hätte. Wenn die Welt nicht so demoralisirt und folglich so prüde wäre, so würde ich mich mit Vergnügen zum Dolmetscher von Catenacci's Gefühlen machen. Doch was ist aus der Moralität Deutschlands geworden! Zu Cäsar's Zeit badeten noch die jungen Damen und jungen Herren friedlich miteinander in den Bächen, ohne daß dies den geringsten Anstoß erregte, und jetzt hat man besondere Damencoupés, in welche nicht einmal der begleitende Bruder oder Gatte, viel weniger der Cousin zugelassen wird, auf den deutschen Eisenbahnen!

Am 12. October hatte ich eine große Freude. Seit Genua kamen die ersten Briefe aus der Heimat von meinem Weibe, von Herwegh und andern in meine Hände. Seit Milazzo bis zur Niederlassung in Caserta hatte ich natürlich nicht heimschreiben können. Aber kaum in Caserta angekommen, hatte ich am 17. September einen Brief abgesendet und am 21. September nach dem glücklich bestandenen Gefecht von Capua einen zweiten folgen lassen. Ein Brief von Caserta nach Zürich oder umgekehrt ging damals zehn Tage, sodaß zwischen jedem Briefe und der Antwort darauf für mich drei Wochen lagen. Meine Nachrichten hatten natürlich in Zürich große Freude erregt und ich erfuhr nun, daß es nach den Umständen gut daheim stehe. Das Marieli hängte jetzt, wie mir Anna schrieb, an sein gewöhnliches Abendgebet noch den Satz an: „Lieber Gott, beschütze meinen lieben Papa in Italien!"

Wie konnte es mir da an Gottes Schutz fehlen? Und nun hatte ich ja wirklich schon wieder einen heißen Tag glücklich hinter mir!

In den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Santa-Maria begruben wir daselbst zwei brave Offiziere, die im Spital an den

am 1. October erhaltenen Wunden gestorben waren, den Lieutenant Romualdo vom Bataillon Venuti und den Lieutenant Flügel von der ungarischen Legion. Den erstern kannte ich schon von Genua her. Er war ein junger Mann von 19 Jahren, hoch aufgeschossen, aus den Abruzzen gebürtig und auf einer Militärschule gebildet, wo er sich sehr schöne allgemeine und militärische Kenntnisse erworben hatte. Auf meine Frage: ob er nicht in den Generalstab eintreten wolle, antwortete er ablehnend mit dem Beifügen: er wolle sich schlagen. Der junge Mann hatte auch die sonderbare, aber allerdings sehr weit verbreitete Ansicht, daß der Generalstab nicht zum Schlagen komme, keiner Gefahr ausgesetzt sei. Bisweilen mag die Ansicht zutreffen, aber ich glaube doch nur bei einem schlechten Generalstabe, der das eben nicht ist, was er sein sollte. Romualdo ward auf sein Begehren in die Infanterie eingetheilt und benahm sich bei jeder Gelegenheit mit der äußersten Bravour, wie er sich denn auch stets als einen diensteifrigen Offizier zeigte und trotz seiner schwachen, mindestens zarten Körperconstitution alle Strapazen der Märsche und Lager bestand, ohne jemals ein Zeichen der Ermüdung zu geben. Am 1. October hatte er bei dem Vordringen der Brigade auf Virilasci eine tödliche Wunde erhalten.

Ich meine es war am 3. October morgens, als ich nach dem Spital von Santa-Maria gehen wollte, um unsere Verwundeten im allgemeinen, vorzugsweise aber Romualdo zu besuchen. Unterwegs begegnete mir die Contessa und erzählte mir, daß ihr durch einen Befehl des Chefarztes der Südarmee der Eintritt in das Spital versagt sei. Es befinde sich da ein Anschlag etwa des Inhalts: „Ein Frauenzimmer, welches sich Gräfin della Torre nennt und vorgibt, bei der Krankenpflege hülfreich zu sein, darf auf keinen Fall in die Spitäler zugelassen werden, welche Befehle sie immer und von wem sie dieselben vorweisen möge u. s. w."

Nun bat mich die Contessa, ich möge sie mitnehmen. Dies konnte ich nicht wohl abschlagen, aber allerdings konnte ich ihr auch nicht versprechen, sie gegen einen Befehl des Chefarztes Ri-

pari, der offenbar die Verantwortlichkeit für den Gesundheitsdienst in allen Hauptspitälern hatte, einführen zu wollen. Ich wußte, daß die Contessa im Besitz eines Documents von Garibaldi selbst war, in dem die Befehlshaber und Chefs der Dienstzweige angewiesen wurden, der Dame bei ihrem wohlthätigen Werke möglichst behülflich zu sein, und vielleicht respectirten die Aerzte im Lazareth diese Anweisung Garibaldi's als einen höhern Befehl wie denjenigen Ripari's.

Wir gingen also zusammen. Unfern des Spitals trafen wir auf Massei, der, seitdem die Division Terranova als selbständiger Truppenkörper nicht mehr existirte, von mir der Brigade Milano als Kaplan zugewiesen war. Massei theilte mir mit, daß Romualdo in der vergangenen Nacht in seinen Armen verschieden sei. Da ich fast mit Sicherheit auf die Herstellung des blühenden hoffnungsvollen Jünglings gerechnet hatte, ergriff mich dies sehr. Ich bat den Kaplan, der mit der Familie bekannt war, am Nachmittage zu mir zu kommen, damit ich ihm die nothwendigen Anweisungen betreffs der Uebernahme des Nachlasses und der noch ausstehenden Competenzen des Verstorbenen übergeben könne. Dies geschah denn auch; bei dieser Gelegenheit richtete ich auch ein Trostschreiben an den damals zu Neapel befindlichen Vater Romualdo's.

Für jetzt setzten wir unsern Weg nach dem Spital fort. An dessen Thor trat uns sogleich ein Cerberus in Gestalt eines Arztes entgegen und verweigerte der Contessa den Eintritt. Ich machte den Herrn auf jene obenerwähnte Anweisung Garibaldi's aufmerksam; doch er berief sich dem gegenüber auf seine bestimmte Consigne, und dagegen ließ sich nun allerdings nicht das Mindeste einwenden. Ich betrat demnach das Spital allein. Es befanden sich nur Schwerverwundete darin; es herrschte insofern einige Confusion, als die Verwundeten nicht nach Divisionen geordnet waren und sich auch keine Namen und weitere Angaben auf den Tafeln über den Betten befanden. Von vielen Unglücklichen angerufen, die

schwerlich noch mehrere Tage leben würden, notirte ich mir gern ihre Namen und ihre Verhältnisse, und nahm es auf mich, sei es den Corps, zu denen sie gehörten, sei es Verwandten und Freunden Nachricht zu geben, damit ihre Interessen wahrgenommen würden. Flügel fand ich noch lebend, er starb aber wenige Tage darauf und wurde am 7. October begraben.

Eine eigenthümliche Beschäftigung gab mir in der Zeit des Aufenthaltes zu Santa-Maria auch unsere Artillerie. Orsini war erst am 1. October in Caserta angekommen; die Direction der Feldartillerie der Armee hatte bis dahin der Oberst Longo geführt, der am 1. October tödlich verwundet ward. Orsini wollte nun nach seiner Ankunft bei der Armee die Artillerie „organisiren", sie auf regelmäßigen Fuß bringen; indessen, da er hierzu absolut keine Mittel, auch nicht einmal Leute mitbrachte, so schien es mir, daß er mehr desorganisiren als organisiren werde. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß es in der Zeit von Anfang Juni bis Ende September, also in fast vier Monaten wol möglich gewesen wäre, ein Artillerie- oder ein Artilleristencorps von hinlänglicher Stärke zu formiren und auszubilden, sodaß nunmehr alle unsere Batterien mit ausreichender Train- und Bedienungsmannschaft versehen werden konnten. Dies war aber nicht geschehen, und man hatte daher von der jetzigen Organisation Orsini's mehr zu fürchten als zu hoffen.

Türr, als er am 5. October morgens Santa-Maria verließ, hatte mir mitgetheilt, daß Garibaldi ihm die beiden Batterien der 15. Division, die gezogene und die Sechspfünderbatterie als persönliches Eigenthum zum Geschenk gemacht habe. Mir gefielen dergleichen Geschichten stets wenig. Ich wußte indessen, daß schon damals viel von einem großen Feldzug vom Jahre 1861 an die Küsten Dalmatiens, um die erwartete allgemeine Insurrection Ungarns zu unterstützen und ihr den nothwendigen militärischen Kern zu geben, sowie von der Bildung einer großen ungarischen Legion in Süditalien die Rede war. Wenn ich nun auch über die un-

garische Insurrection, bei welcher die eigenthümlichen Verhältnisse der Slawen nie vergessen werden dürfen, meine eigenen Ansichten hatte und das Zustandekommen einer wirklich ansehnlichen ungarischen Legion in Italien 1860 für ebenso unwahrscheinlich hielt als 1859, so schien mir doch das Geschenk an Türr vorläufig entschiedene Vortheile insofern zu gewähren, als es mich in den Stand setzen konnte, unsere Batterien einer organisatorischen Thätigkeit zu entziehen, welche möglicherweise in eine desorganisatorische ausarten konnte.

Bald nach dem Abgange Türr's erschien dann bei mir der Major Anghera und theilte mir mit, daß er von Orsini beauftragt sei, die Organisation der Batterien der 15. Division zu vervollständigen. Ich erwiderte ihm darauf, daß es mir allerdings nur angenehm sein könne, wenn ein höherer Artillerieoffizier einmal diese Batterien revidire und man so zu einer bestimmten Wissenschaft gelange, was denselben eigentlich noch fehle. Nur müsse ich darauf aufmerksam machen, daß das Material dieser Batterien privates Eigenthum des Generals Türr sei, und ich könne daher mindestens nicht zugeben, daß von dem Material der Batterien irgendetwas entführt werde. Damit erklärte sich Anghera einverstanden; nur wünschte er, daß die beiden am 1. October genommenen großkaliberigen langen Haubitzen, welche vorläufig der Sechspfünderbatterie zugetheilt worden waren, herausgenommen und durch andere kleinern Kalibers, die besser zu den Sechspfünderkanonen paßten, ersetzt würden. Dies war sehr vernünftig, und ich hatte nichts dagegen. Anghera begann darauf seine Arbeit; wie immer eine fremde Einmischung den Leuten nicht ganz genehm ist, so war es auch hier der Fall. Die Offiziere der beiden Batterien wurden ein wenig unzufrieden und ich hatte manche Klage zu vernehmen. In den meisten Dingen hatte Anghera recht und in solchem Falle beruhigte ich die Artillerieoffiziere um so leichter, da sie alle sehr an mir hingen; in andern mußte ich nothwendig ihre Partei ergreifen, da ihnen brauchbares Material, na-

mentlich Zugthiere entführt werden sollten, um durch minder brauchbare ersetzt zu werden. Im allgemeinen gingen die Dinge ohne ernsten Streit ab.

Endlich am 14. October morgens kam die Nachricht, daß die Division von den Vorposten abgelöst werde.

Bald darauf rückte die Division Bixio durch das Thor von Caserta ein; sie war bestimmt, die beiden Brigaden de Giorgis und Eber abzulösen. Ich sendete Ronchetti zu Bixio, damit er diesem unsere Stellungen zeige.

Der schwachen Division Bixio folgte ein piemontesisches Regiment von Neapel her, welches die Brigade Spangaro ablösen sollte. Meine Brigaden waren sämmtlich nach Caserta bestimmt, wo ich sofort die nöthigen Kasernen für sie ermitteln ließ. Dort glaubte ich für einige Zeit vollständige Ruhe zu haben und namentlich auch die administrative Musterung vollenden zu können, welche durch die Schlacht vom 1. October, nachdem sie kaum begonnen hatte, unterbrochen worden war.

Die Brigade de Giorgis marschirte zuerst nach Caserta ab, dann folgte die Brigade Eber, endlich die Brigade Spangaro, welche am letzten abgelöst worden war. Die beiden Batterien mußte ich in den Stellungen zurücklassen, in welchen sie sich befanden und in denen sie, wie man wol nicht ganz mit Unrecht behauptete, unersetzlich waren. Dies entzog die Batterien allerdings meinem directen Schutze und setzte sie manchen Tracasserien von seiten des Artilleriecommandos aus, gegen welche mit aller Mühe schwer vollständig aufzukommen war. Die Sechspfünderbatterie blieb vor Santa-Maria vor dem Capuaner Thor, wo eine Halbredoute errichtet war, und theilweise an der Eisenbahn, die gezogene Vierpfünderbatterie auf den Höhen von San-Angelo.

Auch meinen Falben mußte ich in Santa-Maria zurücklassen. Ich hatte die beste Hoffnung, daß er wieder vollständig hergestellt werden würde, ich hatte ihn in einem guten Stalle untergebracht und einen Gurt zum Aufhängen des Vorderkörpers mit allem Zu-

behör angeschafft. Zwei Thierärzte behandelten das brave Roß, wie es den Anschein hatte, mit aller Sorgfalt. Jetzt ließ ich den Guidensergeanten Rastelli bei dem Pferde und ein Thierarzt sollte täglich von Caserta nach Santa-Maria gehen, um die Cur soweit möglich zu fördern.

Als die dienstlichen und privaten Geschäfte beendet waren, stieg ich selbst mit den Offizieren meines Stabes zu Pferde und ritt nach Caserta, wo ich meine frühere Wohnung im königlichen Palast wieder bezog. Giovanni war mit der Stabskutsche, unsern Effecten und unserer Kanzlei vorausgefahren.

XX.

Neuer Aufenthalt in Caserta.

Kaum hatte ich mich in Caserta festgesetzt, als ich von Sirtori am 15. October auch schon den Befehl erhielt, eine Recognoscirung auf die Höhen von Alt=Caserta und in der Richtung gegen Limatola hin unternehmen zu lassen. Diesem Befehle folgte noch an dem gleichen Tage der andere, überhaupt die Vorposten zur Deckung der Wege nach Limatola einerseits, über Maddaloni nach Ducenta andererseits zu übernehmen.

Zu der Recognoscirung über Poccianello bestimmte ich das Bataillon Venuti von der Brigade Milano und eine kleine Abtheilung Husaren. Nach dem Frühstück ritt ich mit Catenacci und Cosentini selbst über Poccianello hinaus, um mir die Dinge mehr in der Nähe zu betrachten. Offenbar waren wieder allerlei Nachrichten über ein neues verzweifeltes Unternehmen der Neapolitaner ähnlich jenem vom 1. October eingelaufen, und unwahrscheinlich war ein solches gerade jetzt nicht; denn die Piemontesen waren am 9. October aus dem päpstlichen in das neapolitanische Gebiet eingerückt und zogen gegen Süden hinab. Franz II. konnte daher füglich noch einen Versuch machen wollen, uns das Genick zu brechen, ehe die Piemontesen von Norden herankämen. In der Annexionsfrage hatte Garibaldi nachgeben müssen; die sofortige Annexion Süditaliens an Piemont war jetzt endgültig beschlossen

und Garibaldi hatte selbst auf den 21. October die Abstimmung mit Ja oder Nein für Neapel und Sicilien angeordnet. Victor Emanuel hatte sich selbst an die Spitze seiner Armee gestellt, um Garibaldi wenigstens dies zu ersparen, daß er mit seinem Busenfreunde Fanti etwas zu schaffen haben müsse.

Als ich mit meinen Begleitern über Poccianello hinaus war, sah ich schon das Bataillon Venuti auf den Höhen rechts des Weges nach Limatola bei einem alten Thurme und ein Detachement bewegte sich gegen Alt-Caserta. Ich sendete Cosentini den vielgewundenen Weg nach den Höhen hinauf und blieb dort, wo ich am besten übersehen konnte, was sich oben begab, mit Catenacci zurück. Um uns beide sammelten sich Landleute aus der Gegend. Der Gesinnung dieser Leute war man durchaus nicht sicher, auch am 1. und 2. October hatten sie die Colonnen der Königlichen auf Schleichwegen bis in die Nähe von Caserta gebracht. Catenacci begann ein Gespräch, wie es wol diesmal werden würde, wenn die Königlichen wiederum angriffen, wenn z. B. die Soldaten da oben, die Unsern vom Bataillon Venuti, statt dessen Neapolitaner wären. Ich erwiderte darauf, sodaß mich alle Umstehenden hören konnten: sollten die Neapolitaner wirklich Lust haben noch einmal wiederzukommen, so würde es ihnen diesmal jedenfalls noch schlechter ergehen als am 1. und 2. October, denn wir wären jetzt mit dem Terrain bekannt, und durch unsere bereiten Truppen seien wir gegenwärtig vollkommen im Stande, die Leute in der Mausefalle festzuhalten, in welche sie sich freiwillig begeben hätten. Dergleichen kleine Lügen sind niemals übel angebracht, wenn man nicht ganz gewiß ist, mit wem man es zu thun hat, oder wenn man nicht ganz sicher sein kann, ob der Feind nicht von jedem Worte, welches man spricht, unterrichtet wird.

Einst hatten wir in Santa-Maria verschiedene Civilisten von der Familie de Carolis zu Tische, und naiv, wie diese Leute sind, fragte mich denn auch einer ganz friedlich, wie stark eigentlich die Garibaldi'sche Armee sei. Da ich von den Verbindungen dieser

Herren mit den Königlichen, ob mit Recht oder mit Unrecht, nicht die beste Idee hatte, jedenfalls ihrer nicht gewiß war; so erwiderte ich: wir haben wenig über 60000 Mann, sind also kaum so stark als die Königlichen. Meine andern Offiziere hatten entweder nicht zugehört oder mich sogleich verstanden, kurz sie verzogen keine Miene; dagegen sah mich Ronchetti mit einem höchst verrätherisch fragenden Blicke an. Ich sah mich dadurch genöthigt, indem auch ich ihn ansah, zu fragen: „Oder meinen Sie, daß wir stärker seien? Rechnen wir einmal!“ und nun machte ich eine ausgezeichnete Rechnung, die zu wiederholen mir heute schwer werden würde. Ronchetti verstand jetzt und nahm davon Gelegenheit, als wir allein waren, mich zu einem Gespräche über „strategische Lügen“ zu veranlassen, welches für uns alle lehrreich ward.

Nach einer Stunde etwa kam Consentini von den Höhen zurück mit der Meldung, daß von einem Feinde nichts zu sehen sei, daß auch die entferntesten Patrouillen nichts von einem solchen entdeckt hätten. Ich ertheilte daher Venuti den Befehl, einen Posten von etwa 30 Mann oben auf der Höhe zu lassen, mit seinem Bataillon aber sich für die Nacht und auf weiteres in Poccianello einzuquartieren und zu verpflegen, mir übrigens, wenn sich irgendetwas ereignen sollte, sogleich Bericht zu erstatten; worauf ich nach Caserta zurückkehrte.

Als ich hier den Befehl erhielt, überhaupt die Vorposten in den bereits genannten Richtungen zu besetzen, bestimmte ich, daß die beiden Brigaden Milano und Spangaro abwechselnd je auf 24 Stunden mit einem Bataillon den Posten von Poccianello und auf den vorliegenden Höhen von Alt-Caserta besetzen sollten, die Brigade Eber aber Tag für Tag gleichfalls mit einem Bataillon den Posten am Kloster Santa-Lucia mit einem Detachement auf den weiter südwärts gelegenen Höhen von San-Michele vor Maddaloni. Beigegebene Husarenabtheilungen hatten den Patrouillendienst weiter vorwärts auf den Straßen nach Limatola und Ducenta.

Ich war eben von Poccianello zurückgekehrt, als ich auch von

Türr die Mittheilung erhielt, daß Garibaldi am 16. October eine Revue über die 15. Division abnehmen wolle. Türr wollte zu dieser Revue gleichfalls nach Caserta hinüberkommen. Die entsprechenden Befehle für die Paradeaufstellung wurden ohne Verzug von mir ausgegeben, auch traf ich bei der Besetzung der Vorposten solche Anstalten, daß wir zur Revue möglichst vollzählig erscheinen konnten.

Am Abend des 15. October sah ich noch ein Corps über die Esplanade des Schlosses rücken, welches mir sogleich auffiel. Die Mannschaft war auffallend schön in rothe Waffenröcke und Zubehör gekleidet, doch hatte das Ganze einen höchst philisterhaften Anstrich, sodaß man unwillkürlich an eine mecklenburgische Schützengilde erinnert ward. Vorauf dem Corps zog eine Bande von Querpfeifern und Tambours, welche eine vollständige Nachtwächtermusik machten. Die Tambours führten jene kleinen sogenannten Trommeln, welche die lederne Parodie der alten großen Trommel sind, auf denen man weder Napoleon den Großen oder Friedrich in einem entscheidenden Momente der Schlacht sich sitzend, noch zwei arme Sünder um ihr Leben würfelnd vorstellen kann, und deren Nachtwächtertöne nichts von jenem berauschenden, anregenden Klang der alten wahren Trommel haben.

Dideldi, dideldi, dideldi — bem bem, bem bem bem bem, dideldi, bem bem bem! dies war die schöne Musik der bewußten Schützengilde.

Dieselbe war aber nichts mehr und nichts minder als die eben übers Meer und von Neapel herangekommene englische Legion — jene berühmte Heldenschar, von welcher alle Zeitungen Wunderthaten erzählten, noch ehe sie aus dem Mutterleibe Alt-Englands ausgekrochen war, und welche so viele Schlachten nachher gewann, die nur den Fehler hatten, daß sie nie existirten, Schlachten, von denen nicht blos die englischen, sondern in getreuer Nachäffung auch die liberalen deutschen Zeitungen erzählten, die sich in derselben Zeit ein Vergnügen daraus machten, die wirklichen Thaten

der Landsleute mit Stillschweigen zu übergehen oder schimpflich zu entstellen. Ja, es war diese Heldenschar, welche nachher allerdings von England selbst desavouirt wurde, und welche der Leser dieser Blätter hier in ihrer wahren Gestalt, nämlich als das nichtsnutzigste, unbrauchbarste Corps der italienischen Südarmee durch die einfache Erzählung der Thatsachen kennen lernen wird.

Am 16. October morgens stand die 15. Division nach dem von mir ausgegebenen Befehle in Parade auf der Esplanade vor dem königlichen Palast, Fronte gegen diesen. Auf dem rechten Flügel das unberittene Personal des Generalstabs und der Intendantur, dann folgte die Brigade Eber in zwei Treffen, dann die Brigade Milano, endlich auf dem linken Flügel die Brigade Spangaro gleichfalls in zwei Treffen. Die Ambulance stand im dritten Treffen.

Garibaldi und Türr waren in Caserta angekommen; nachdem ich den Fronterapport und die Zeichnung der Aufstellung übergeben hatte, ritt ich mit meinen Offizieren auf die Esplanade hinaus, um dort den Dictator zu erwarten. Da sah ich denn im dritten Treffen auf einer Linie mit unserer Ambulance und hinter der Brigade Spangaro die englische Legion und hatte die erste sanfte Ahnung, daß heute ein kleines Stück Nationalitätenschwindel aufgeführt werden sollte. Bald sollte diese Ahnung sich erfüllen.

Garibaldi erschien mit Türr, galopirte die Fronten der Treffen hinab, die Musik spielte, es wurde präsentirt, kurz es war eine Parade, wie man sie bei einer stehenden Armee auch sieht; nur war hier alles schöner: bis auf wenige Ausnahmen erprobte Soldaten, dazu das viele Roth, ferner die nach den Truppencorps ziemlich verschiedenen Uniformen. Kurz das Bild war lebendiger, als man es bei einer Friedensparade in Wien oder Berlin zu sehen gewohnt ist. Und noch eins muß ich bemerken: ich habe gesagt, „Garibaldi galopirte“; dieser Ausdruck ist nicht ganz richtig, er sprengte in wüthendster Carrière die Fronten hinab. Vigo sagte mir nachher: „Das ist ganz Garibaldi'sche Paradeart; wenn der

Dictator langsamer die Fronten hinabritte, so würde er ja sehen, wie so mancher fehlt; bei seinem Rasen die Linien hindurch entgeht er dem bisweilen niederschlagenden Eindruck des Detail."

Diese Bemerkung enthielt volle Wahrheit; sicher würde aber Garibaldi nicht so groß sein als er ist, wenn er auf dem Standpunkt, den er in Süditalien einnahm, sich zu sehr um das Detail bekümmert hätte.

Nach dem Hinabreiten vor den Fronten wurden die Offiziere vor der Mitte des ersten Treffens zusammengerufen. Der Dictator saß ab, und folglich mußten alle andern berittenen Offiziere auch absitzen. Die sämmtlichen Offiziere, auch diejenigen der englischen Legion, schlossen einen Kreis um Garibaldi, und dieser hielt eine Rede. Er sprach von der Solidarität der Freiheitsbestrebungen aller Völker: Ungarn und Engländer — (jetzt merkte ich vollends, woher der Wind pfiff) sind herbeigekommen, um Italien zu unterstützen. Die Italiener müßten jetzt auch wieder den Ungarn — (warum nicht den Joniern? fragte ich mich) — zur Freiheit verhelfen. „Und das werden wir thun; wir werden es thun!" so schloß der Dictator.

Garibaldi spricht sonst sehr gut, sehr fließend. An diesem Tage war das durchaus nicht der Fall. Er stieß die Sätze einzeln und abgerissen hervor; ging zwischen je zwei Sätzen einige Schritte im Kreise umher, als müsse er erst suchen, was er weiter sagen solle. Auf jenes: „wir werden es thun!" antworteten die italienischen Stimmen außerordentlich dürftig. Einige wirkliche und falsche Ungarn suchten diesem Mangel abzuhelfen. Die Engländer pfiffen ihr: Hip! hip! hip! und ließen darauf das obligate Schafsblöken folgen. Du mein Gott! mir war die Scene peinlich; daß ich kein „Faremo" mitgeschrien habe, wird mir jeder aufs Wort glauben.

Warum sprach Garibaldi heute so unzusammenhängend — — — so schlecht? Garibaldi ist ein großer Mann und hat vor allen Dingen ein großes Herz. Dessen Attribut ist immer die Dank-

barkeit. Und wenn da ein Ungar zu ihm kam und ihm sagte: „Die Ungarn haben Italien geholfen, helfen Sie, Italiener, auch Ungarn zur Freiheit! Sagen Sie, der Heros Italiens, sein angebeteter Held wenigstens den Italienern, daß sie uns helfen müssen!“ — dann konnte Garibaldi nicht Nein sagen. Aber doch regte sich ein Etwas in seinem reinen und klaren Verstande, welches ihm sagte, daß es ignobel sei, so mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen; daß nicht der erste beste ein Recht habe, in solcher Weise die Kräfte Italiens für die „Befreiung“ Ungarns in Anspruch zu nehmen, daß „Freiheit“ in Ungarn und für die Ungarn etwas anderes sei als für die Italiener. Und darum sprach er nicht mit der Freiheit, nicht so von der Leber fort, als es ihm sonst eigen ist. Und er würde gar nicht in diesem Sinne gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, daß Freiheit für die Masse der ungarischen Tonangeber Freiheit des Adels, Freiheit für den Adel ist, ihre „Unterthanen“, Juden, Deutsche, Slawen hauen zu können, wenn er gewußt hätte, daß die „ungarische“ Legion zum größten Theile aus Deutschen bestand, und andere dergleichen Dinge mehr, die er nur instinctmäßig ahnte, und die ihm so schon die Zunge lähmten.

Nach der Nationalitätenschwindelpauke sagte Garibaldi den Betheiligten noch einige herzliche Worte der Anerkennung für das gute Benehmen der Brigade Milano am 1. October und diese ganz fließend.

Nun sollte die Truppe defiliren, und zwar ward bestimmt: vom linken Flügel ab. Ich konnte nicht ahnen, daß dies arrangirt sei, damit die englische Schützengilde nicht zuletzt darankomme.

Spangaro fing also an, und dann folgte die Brigade Milano; da aber zerriß sich Türr förmlich, daß nun wenigstens die englische Schützengilde eingeschaltet werde. Mir kam die Geschichte bis oben heran, und ich zog mich von dem Zerreißungsact so weit zurück, als mein Dienst mir dies erlaubte. Die englische Schützengilde defilirte dann auch richtig mit ihrem bem! bem! bem! dideldidi! vor der Brigade Eber und brachte insofern einen sehr

guten Effect hervor, als der Unterschied zwischen Soldaten wie die der Brigade Milano und Schützengilden wie die englische Legion für jedermann zur klarsten und unmittelbarsten Anschauung kam.

Von der Dudelsackslegion werden ganz merkwürdige Geschichten erzählt, da waren lauter Lordsöhne — ich hätte die Handschuhmacherjungen nicht sehen mögen, — Geld hatte alles wie Heu — aber Italien mußte gehörig blechen. — Peard, der berühmte Oberst, der sie commandirte, die Legion, ward das englische Gegenstück Garibaldi's genannt. Sakrilegium! Ich vermuthe sehr stark, daß der Oberst Peard seine militärischen Studien mit den Brauersknechten gemacht hatte, die zu London einst Haynau durchwalkten. Doch wir werden die Dudelsackslegion noch näher kennen lernen, da ich einige Tage das Pech hatte, sie mit andern Truppen unter meinem speciellen Commando zu haben.

Immerhin fällt mir bei dieser Gelegenheit der alte Oberst S. ein. Er führte einen deutschen Namen, sein Vater war ein Deutscher gewesen, seine Mutter eine Engländerin, er selbst war in England geboren und erzogen, und war stets in englischem Dienst, vorzugsweise in Indien gewesen. Er mochte ein Mann um die Sechzig sein. Seit längerer Zeit in Pension und doch noch rüstig, hatte er sich auch nach Italien begeben. Einige Zeit befand er sich in einem Depot auf Sicilien, doch behagte ihm der Dienst dort nicht, und er sprach den Wunsch aus, bei dem activen Theil der Armee verwendet zu werden. Diesem Wunsche ward entsprochen, und eines Tages zwischen dem 19. September und 1. October fand er sich in Caserta mit einem Befehle von Cosenz ein, demzufolge er dem Generalstab der 15. Division zugetheilt war. Er brachte sogar noch einen jungen englischen Offizier mit, den er empfahl. Einer meiner Offiziere behauptete, daß der alte Herr diesen jungen Engländer, welcher unendlich lang war, während der Ueberfahrt gemacht habe. Ich liebte die großen Stäbe nicht im geringsten. Fünf oder sechs Offiziere von Feuer und Verstand, die ich zu allem in meinem Sinne gebrauchen konnte, waren mir

lieber als vierundzwanzig andere. Der alte S., allerdings ein sehr lebhafter Herr, war mit dem Italienischen wenig vertraut, und höchstens hätte ich im Stabe noch jemand gebrauchen können, der gut italienisch schrieb. Der lange auf der Ueberfahrt erzeugte Sohn verstand kein Wort italienisch und vom Französischen so wenig als möglich. Aus Höflichkeit mehr als aus andern Gründen entsprach ich dem Wunsche des Obersten S., ihm Aufträge zu ertheilen. Ich verlangte eine Uebersicht der sämmtlichen Vorpostenstellungen unserer Armee gegen Capua, obgleich ich dieselben schon kannte. Ich erhielt diese Uebersicht auch alsbald, das Croquis dazu, von dem langen Sohne angefertigt, war ohne Maßstab und enthielt Vermuthungen, wo ich Thatsachen verlangte. Ich setzte eine sachbezügliche Bemerkung auf französisch (oder schwang ich mich gar zum Englischen empor? ich weiß es nicht mehr) auf das Croquis, und infolge dieser Note verschwand der Sohn von der Bildfläche.

S. blieb natürlich und erhielt noch verschiedene Aufträge. Einmal, als ich gar nicht wußte, welchen ich ihm geben sollte, bat ich ihn, mir die Höhe der Mauern von Capua und die Tiefe der Gräben dieser Festung zu messen. Er bemerkte sogleich, daß dies nicht ohne Schwierigkeit sein werde, was ich zugab. Ich erhielt darauf einen Rapport, in welchem angegeben war, daß die Genieoffiziere, welche S. gesprochen hatte, vermutheten, die Mauern von Capua seien so und so hoch, die Gräben so und so tief. Vermuthungen waren nicht nöthig. Wer Capua aus solcher Nähe besehen hatte als ich am 19. September, wußte, daß es eine Vauban'sche Festung war, und kannte folglich die Höhe seiner Mauern und Tiefe seiner Gräben, namentlich wenn er, wie ich, sich schon seit dem vierzehnten Jahre mit den dummen Geheimnissen der edeln Fortification und allem mechanischen Blödsinn, der darum- und daranhängt, beschäftigt hatte.

S. war ein höchst liebenswürdiger Mann. Soviel ich weiß, war auch ihm das Commando der Dudelsacklegion angeboten

worden und möglicherweise hätte er, wenn die Südarmee noch länger zusammenblieb, etwas aus ihr gemacht, da er ein sehr braver Offizier war. Doch sagte er mir einmal im Vertrauen: „Alles in der Welt! Nur dies nicht! Gott behüte mich vor meinen Landsleuten im Auslande!“

Er erinnerte mich daran später, als ich die edle Bande, deren Offiziere goldene Tressen auf allen Nähten und bis auf den Hintern herunter trugen, persönlich kennen gelernt hatte und mich mit Freimuth über dieses verzweifelte Pack aussprach. Lassen wir dasselbe jetzt laufen!

Es war in dieser Zeit meines abermaligen Aufenthalts zu Caserta, als ein neuer Mordversuch auf Garibaldi vorfiel, von dem wenig in der Welt bekannt geworden ist; die Sache war äußerst mysteriös und ward sehr geheim gehalten. Was ich darüber unmittelbar nach dem Vorfall und aus der besten möglichen Quelle erfuhr, will ich hier erzählen.

Garibaldi befand sich zu Caserta; er war allein in seinem Zimmer mit einem Offizier seines Stabes, den er aus Sicilien mitgenommen hatte. Plötzlich rief dieser: „Endlich hab' ich dich allein; drei Monate hab' ich auf diesen Augenblick gewartet. Stirb!“ Dabei zog er ein Pistol aus der Tasche und brannte es auf Garibaldi ab. Aber nur das Zündhütchen brannte ab; das Pistol ging nicht los. Der Chef der Guiden Garibaldi's, Oberstlieutenant Missòri, befand sich im Nebenzimmer; er hörte den Ton des abbrennenden Zündhütchens und trat zum Dictator ein. Dieser, der sich von seinem Sessel nicht erhoben hatte, sagte ruhig zu Missori: „Verhaften Sie diesen Mann, den ich geliebt habe.“

Es war einige Zeit später, am Tage vor dem Marsch ans rechte Volturnoufer, von dem ich ausführlich erzählen werde, als Garibaldi, einen Befehl schreibend, bei San-Angelo auf den Höhen saß. Es trat ein Offizier heran und meldete: „Soeben ist X. von einer Felsklippe hinabgestürzt und hat sich den Hals gebrochen.“ Garibaldi richtete sich wie aus purer Höflichkeit auf, sagte: „So?

es ist gut!“ und schrieb weiter. Einige der Umstehenden sprachen darauf von der Herzlosigkeit, mit welcher Garibaldi den Tod eines Offiziers seines Stabes betrachte; die Eingeweihten wußten, woran sie waren. Am nächsten Tage ward nicht mehr davon gesprochen.

Am 18. October mußte ich meinen Falben abstechen lassen. Er war anscheinend auf der Besserung und machte entschiedene Fortschritte. Am 17. October, als die andern Pferde, welche mit ihm in dem gleichen Stalle standen, hinausgeführt wurden, ward er äußerst üppig, sprang aus dem Gurte, in welchem er hing, und brach sich das Bein an derselben Stelle, an welcher er am 1. October die Kugel empfangen hatte. Dieser Umstand zeigte, daß auf eine entschiedene Heilung doch nicht zu rechnen gewesen wäre. Ich ging am 19. October mit den drei Pferden, die mir noch geblieben waren, nach Santa-Maria, um dem Falben die letzte Ehre zu erweisen. Der Ersatz, welchen ein Offizier nach piemontesischen Sätzen für ein Pferd erhält, welches er auf ehrenhafte Weise im Gefechte verloren hat, beträgt 450 Fr. Jedermann weiß, daß in Südeuropa — jetzt vielleicht auch im größten Theile von Nord- und Osteuropa — dafür kein brauchbares Offizierspferd mehr zu haben ist. Diese knauserigen Sätze scheinen mir sehr schädlich. Einem Offizier, der aus Feigheit oder Unverstand im Felde ein Pferd verliert, sollte man allerdings meines Erachtens gar nichts dafür geben; einem Offizier aber, der ein Pferd in der entschiedensten Pflichterfüllung und darum, weil er seine Pflicht vollkommen thut, verloren hat, sollte man so viel dafür vergüten, daß er sich ein tüchtiges, wirklich brauchbares Pferd wieder dafür anschaffen kann. Was wird andernfalls die Folge sein? Die tüchtigen Offiziere, welche im Gefechte weder an ihr Leben noch an Geld und Gut denken, werden dafür bestraft; andere, die minder nobel denken, schaffen sich entweder schlechte Rosse an, mit welchen sie vor dem Feinde nichts Vernünftiges ausrichten können, oder sie halten sich im Gefechte zurück, mehr um ihre guten Pferde als

um sich selbst zu schonen, und thun auf solche Weise wiederum nichts Vernünftiges. Mir scheint diese Bemerkung sehr beherzigenswerth für die Regierungen und alle, die sich in dem Falle befinden, in diesen Verhältnissen einiges bessern zu können.

In Rücksicht auf den Dienst wurde ich in dieser Zeit mannichfach gequält, wozu es nicht wenig beitrug, daß Sirtori's Quartier gerade über dem meinigen gelegen war, sodaß, wenn er irgendetwas von Truppen brauchte, er es am leichtesten hatte, nur zu mir herunterzuschicken. Der Vorpostendienst bei Poccianello und dem Convent Santa-Lucia auf den Höhen von Alt-Caserta ging seinen gewöhnlichen Weg. Dann verlangte Sirtori von mir, daß ich einen Beobachtungsposten auf dem Dache des königlichen Palastes, insbesondere des Nachts hielte. Damit hatte es eine eigene Bewandtniß.

In den lumpigen Vertheidigungsstellungen, wie wir nun eine solche bereits seit vier Wochen den Neapolitanern gegenüber und trotz des Sieges vom 1. und 2. October innehatten, spukt es fortwährend: die Besorgniß ist Meisterin und die Gespenster laufen auf allen Gassen umher. Daß eine reactionäre Partei in der Terra di Lavoro existirte, konnte niemand leugnen, man sah genug von ihr, obgleich dieses doch nur bewies, daß sie weder von besonderer Stärke noch von besonderm Muthe sei. Nun war es ganz möglich, daß diese Partei mit den Königlichen zu Capua und am rechten Ufer des Volturno correspondirte. Was diesen aber so Wichtiges hätte mitgetheilt werden können, und was dergleichen Mittheilungen uns schaden konnten, wenn unsere Vorposten ihre Pflicht thaten, war mir ein Räthsel.

Schon in Santa-Maria war ich vielfach mit Meldungen über diese Signalcorrespondenz bei Nachtzeit vermittelst Feuern geplagt worden. Einigemal hatte ich mich persönlich deutlich davon überzeugt, daß Sterne, welche eben über den Höhen des Monte-Tifata aufgingen, für Leuchtsignale gehalten worden waren. Einmal, als mir zu Santa-Maria einer meiner Offiziere wieder eine Meldung

über eine solche funkelnagelneue Signalentdeckung brachte, wurde ich ärgerlich und befahl ihm, aufzusitzen und das Signal an Ort und Stelle aufzusuchen. Er kam am andern Morgen todmatt zurück, war die ganze Nacht geritten und hatte das Signal auf Erden nicht gefunden, weil es am Himmel stand, wovon er sich denn endlich auf den nächsten Höhen des Monte-Tifata selbst überzeugt hatte. Jetzt mußte ich nun, wie gesagt, auf dem Palastdache einen Beobachtungsposten halten. Dieser kam nie in die unglückliche Lage Signale zu sehen, weil man wirklich vom Dache aus ziemlich genau unterscheiden konnte, was am Himmel und auf Erden vorging.

Damit der Dienst in der Nacht wie am Tage betrieben werden önnte, hatte ich angeordnet, daß in meinem Zimmer beständig zwei Lampen brennen mußten, zwei andere in meinem Vorzimmer, wo die Nacht hindurch stets ein dienstthuender Offizier in voller Ausrüstung sich aufzuhalten hatte. Zu schlafen war ihm nicht verboten. In gleicher Weise mußten die Gänge und das Bureau die ganze Nacht hindurch erhellt sein. Eines Abends hatte ich mich frühzeitig ins Bett gelegt. Als ich etwa um 11 Uhr aufwachte, fand ich, daß ich im Dunkeln war; ich erhob mich, zog mich nothdürftig an und ging ins Vorzimmer, auch dort war es dunkel, der dienstthuende Offizier schnarchte. Ebenso dunkel war es auf den Gängen und im Bureau. Man wird begreifen, daß mir diese Sache etwas verdächtig vorkommen mußte; es konnte möglicherweise wol ein Schurkenstreich beabsichtigt sein. Ich weckte die Offiziere und Unteroffiziere, welche auf dem Bureau schliefen, ließ mir den Schloßvogt herbeischleppen, schnauzte ihn an und sagte ihm, daß wenn binnen einer Viertelstunde nicht alles meinem Befehl gemäß erleuchtet wäre, ich ihn auf der Esplanade ohne weiteres würde füsiliren lassen. Ein gutbewaffneter, kräftiger Sergeant ward dem Schloßvogt beigegeben, um ihn auf Schritt und Tritt bis zur Ausführung meines Befehls zu begleiten. In einer Viertelstunde war die gewohnte Ordnung hergestellt — und dies blieb das

einzige mal, wo ich, wie ich glaube, wirklichen Grund zu Verdacht hatte.

Bald nachdem ich den Posten aufs Dach gegeben hatte, wurde ich von Sirtori wieder gequält, Truppen für die Artillerie abzugeben.

Zunächst verlangte man von mir die mailänder Geniecompagnie: ich gab sie mit dem Bemerken, daß ich nichts dagegen habe, wenn dieselbe im Artilleriedienst geübt würde, aber daß die Leute durchaus sich nicht als Artilleristen engagirt hätten, und daß folglich keine Rede davon sein könne, sie in die Artillerie stecken zu wollen. Darauf wurden denn auch befriedigende Zusicherungen gegeben, und vorerst lernte die Compagnie nur das Exerciren am Geschütz.

Gegen Capua wurden große Zurüstungen getroffen; es wurden neue Batterien erbaut, wozu man alte unnütze Karthaunen von Neapel herbeischleppte, die vor mehreren Jahrhunderten einmal brauchbare Geschütze gewesen sein mochten; es wurde nun, da die Neapolitaner ihre Batterien bei Gerusalemme räumten, auch der Bau einer Brücke an der Scafa di Formicola, dort, wo ich sie längst hätte haben mögen, begonnen, und sehr überflüssigerweise jetzt wurden auch zum Schutz dieser Brücke und des Uebergangs über sie Batterien auf den Höhen nordöstlich San-Angelo angelegt.

Zu diesen, gegenwärtig zum größten Theil unnützen Arbeiten brauchte Orsini Menschen und Zugthiere. Er wendete sich an Sirtori, und Sirtori schickte natürlich zu mir herunter. Namentlich am 22. October wurde von mir ein ganz unvernünftiges Contingent von Mannschaft verlangt. Immer der Ansicht, daß doch noch ein entschiedenes kriegerisches Auftreten der Division möglich werden könne, war ich von Anfang an darauf bedacht gewesen, mir einige Brigaden wenigstens völlig intact zu erhalten. Für alle die Nebenausgaben, welche vorkamen, hatte ich daher aus mehrfachen Gründen die Brigade Spangaro bestimmt. Selbstverständlich erhob sich dagegen mancher Widerspruch, und es wäre ungerecht behaupten zu

wollen, daß derselbe von jedem Standpunkt aus ein unberechtigter gewesen sei. Die Stimmen, welche da meinten, daß alle Brigaden ihre Contingente geben müßten, waren nicht unbedingt zu verachten. Als aber am 24. October der Befehl zum Marsche über den Volturno kam, waren alle ohne Ausnahme der Meinung, daß ich doch einmal wieder recht gehabt habe. Am 22. October mußte denn fast der ganze noch verfügbare Ueberrest der Brigade Spangaro nach San=Leucio abgehen, um von dort zu den Batteriebauten über den Gradillo nach der Scafa di Formicola abzumarschiren.

Die Brigade Milano mußte sonach den ganzen Vorpostendienst bei Poccianello allein übernehmen. Da mir dieser Posten überhaupt von geringer Bedeutung schien, richtete ich die Sache so ein, daß eine Ueberanstrengung nicht eintreten konnte.

Die Pferde und Maulthiere unserer beiden Feldbatterien, welche detachirt waren, wurden von Orsini zu ganz gemeinen Frondiensten in Anspruch genommen. Die Batteriecommandanten beklagten sich darüber bei mir und ich beschwerte mich beim Kriegsminister Cosenz und beim Generalstabschef der Armee, Sirtori, indem ich darauf aufmerksam machte, wie thöricht es sei, die Batteriebespannungen zu ruiniren, während doch möglicherweise der Division immer noch eine Thätigkeit im freien Felde vorbehalten sein könnte, die Batterien zu desorganisiren, indem man der Verfügung ihrer Commandanten Leute und Pferde willkürlich, wenn auch nur zeitweise entzöge. Abhülfe wurde versprochen, aber wie gewöhnlich ließ sie lange auf sich warten. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß alle die Arbeiten, die jetzt Orsini vornahm, und zu denen er die Zugthiere der 15. Division heranzog, im gegenwärtigen Augenblicke nicht den geringsten Nutzen haben konnten und gewissermaßen nur zu seinem Vergnügen post festum unternommen würden, würde ich mich über den Gebrauch unserer Artilleriepferde nicht beschwert haben.

Eines Tages besuchte mich einmal wieder mein Kaplan, der junge Panico; er brachte die Frau Giulietta mit und die Witwe des bei der Vertheidigung Venedigs 1849 gefallenen Obersten Rosarol; außerdem kam das ganze Hausgesinde von Santa-Maria, Maria Luidsch an der Spitze, mit angewandert. Frau Rosarol wünschte eine Audienz beim Dictator, die ich vermittelte. Garibaldi setzte ihr sogleich eine Pension aus. Alles war zufrieden und dankte mir übermäßig für eine einfache Sache, welche ich für meine Pflicht hielt. Meinen Kaplan staffirte ich an diesem Tage kriegsmäßig aus. Ich besaß ein rothes Hemde, welches mir einer meiner Offiziere einmal von Neapel mitgebracht hatte, und welches mir wegen der langen Aermel nicht recht paßte. Panico, der viel kleiner war als ich, mußte es unter seinem schwarzen Abbérock anziehen, und da in Neapel die langen Arme Mode zu sein schienen, namentlich bei der Geistlichkeit, paßte es ihm vortrefflich. Dazu gab ich ihm meinen Calabreser, wie sie ursprünglich für den Stab der Division Terranova eingeführt gewesen waren. Ich hatte denselben, da er mir eine sehr unmilitärische Tracht schien, nur zweimal auf besondern Befehl getragen, nämlich das erste mal bei der Abfahrt von Genua am 13. August, und dann auf der Rhede von Cagliari, als Garibaldi an unsern Bord kam, am 15. August. Für den Kaplan war er ganz gut. Endlich gab ich ihm meine tricolore Schärpe. Auch diese waren für die Division Terranova ursprünglich vorgeschrieben; ich hatte deren zwei von Genua mitgenommen, die eine war ein Geschenk, und aus diesem Grunde benutzte sie mein eifersüchtiges Weib, als ich sie gewissenhaft nach Zürich heimbrachte, zu einem sehr profanen Zweck. Die andere schenkte ich meinem Kaplan; denn ich hatte, seit die Nachricht vom Einrücken der Piemontesen ins Neapolitanische zu mir gedrungen war, statt der Tricolore eine rothe Schärpe angelegt. Roth ist die Farbe, welche die Stiere nicht vertragen können. Mein Kaplan war ganz flott ausgerüstet; das rothe Hemde mit der tricoloren Schärpe unter dem schwarzen Rock, dazu schwarze kurze

Hosen nebst schwarzen seidenen Strümpfen und Schnabelschuhen, und endlich den Calabreser mit der goldenen Schnur auf dem Haupte! Ich machte es ihm zur Bedingung, daß er auch in Neapel, wo er sich gewöhnlich aufhielt, da ich seiner Dienste nicht sehr bedurfte, in diesem Costüm bewege. Und obgleich nicht ohne Widerstreben, da er ein wenig in seinen geistlichen Vorurtheilen befangen war, fügte er sich dieser Bedingung.

Seit Ende September, wie schon beiläufig erwähnt worden ist, hatten reguläre und etatsmäßige Zahlungen von Gehalt, Rationen, Portionen, Equipagegeldern u. s. w. an unsere Offiziere begonnen. Diese kamen dadurch auf einmal zu einem unerwarteten und, man muß es zu ihrer Ehre wol erwähnen, nicht verlangten, verhältnißmäßigen Reichthum. Wie die jungen Offiziere nun sind, brannte das Geld in der Tasche und mußte irgendwie ausgegeben werden. Wenige verspielten es; einige Boutiquen in Caserta erregten alsbald meine Aufmerksamkeit und diejenige anderer commandirender Offiziere. Wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, man verstopfte ein Loch und zwei andere thaten sich dafür auf. Indessen wurde in der Südarmee so wenig gespielt, als kaum in irgendeiner andern. Dieser Weg, Geld auszugeben, war ein sehr wenig betretener. — Ein anderes Mittel, das Geld los zu werden, bieten sonst wol die Frauenzimmer. Auch von diesen wurde sehr wenig Gebrauch gemacht, — aus guten Gründen, weil wenig vernünftige Weiblichkeit zu haben war; außer in der Stadt Neapel, wohin von dem activen Theil der Offiziere doch immer nur eine kleine Zahl und höchstens auf einen oder zwei Tage gehen konnte. Auch mit Trinken wurde kein Geld durchgebracht, da die Italiener in diesem Punkte meist außerordentlich mäßig sind. Dagegen machte sich nun ein großartiger Kleiderluxus bemerkbar, dem obgleich allerdings eine Uniform bestand, doch nur wenige Grenzen gesteckt waren, weil es mit Nebendingen nicht so genau genommen wurde.

So sah man denn alsbald viele sehr schöne und theuere Reiterstiefel, rothseidene, goldbordirte Westen unter dem rothen Hemde

oder der Bluse, oft wunderbar verzierte Mäntel u. dgl. m. Ein weißer Mantel, der ringsum mit rosenrothen Streifen bordirt und vorn mit seidenen rosenrothen Schleifen und Bummeln versehen war, steht mir noch immer lebhaft vor Augen; ich vermuthe sehr stark, daß er ursprünglich eine Damenmantille und in einem Modemagazin in Neapel erstanden war. Ebenso wurden hübsche und gute Waffen beschafft, die in Neapel für gutes Geld ohne Mühe zu haben waren.

Auch ich konnte dem Kleiderluxus nicht ganz entgehen. Auf Andringen meiner jungen Offiziere kaufte ich mir ein neues rothes Hemde und ein Paar neue Tuchhosen. Auch mußte ich meinen Pallasch nach Neapel senden, dessen Gefäß seit dem 19. September bedeutend kränkelte und einen Bügel nach dem andern verlor, um mir ein neues Stahlgefäß machen zu lassen, welches zu meiner großen Zufriedenheit sehr kunstvoll und haltbar ausgeführt wurde.

Außerdem kosteten mir die Reitpeitschen viel Geld, da ich alle zwei Tage eine entweder zerhieb oder verlor oder vergaß. Giovanni, den diese Ausgabe verdroß, brachte mir einmal ein halbes Dutzend Knabenpeitschen, das Stück zu einem Carlin, und meinte, zum Zerhauen oder Liegenlassen wären sie gut genug. Davon könne ich nun so viele durchbringen als ich wolle. Als ich heimkam, fand ich noch zwei von diesen Instrumenten in meinem Koffer, welche sich das Marieli zueignete.

Die Piemontesen waren am 9. October in das neapolitanische Gebiet eingerückt und marschirten nun gegen Süden, um zu ernten, was wir gesäet hatten. Garibaldi hatte die Sache nicht hindern können, wenn er nicht etwa den Bürgerkrieg entzünden wollte, was ihm wol schwerlich einfallen konnte. Indessen, daß ihm die Sache nicht recht war, und daß er die Piemontesen nicht gerufen hat, kann man sich bei einiger Kenntniß der Verhältnisse wol denken. Er wußte recht gut, daß die Zeit sich nahte, wo er vom Schauplatz abtreten mußte, weil Cavour auftrat. „Der poetische Krieg

hat jetzt ein Ende", rief er aus, „der prosaische Krieg der Fanti und Cavalli beginnt!"

So sehr die Sachen auf der Hand lagen, waren doch in der Südarmee selbst wunderbare Ansichten über das Verhältniß Garibaldi's und der Südarmee zu den Piemontesen im Umlauf. So hörte ich unter anderm erzählen, Garibaldi habe den König herbeigerufen, damit er ihn von den Mazzinisten, den Republikanern befreie, mit denen er allein nicht fertig werden könne. Aus welcher Quelle dergleichen Redensarten stammten, in welcher Küche sie bereitet waren, ist leicht genug zu sehen. Einige wenige in der Südarmee, welche der Thätigkeit müde waren, freuten sich, daß jetzt die Piemontesen kämen, um uns die Arbeit abzunehmen. Viele Offiziere rechneten, daß Piemontesen und Südarmee nun Ein Herz und Eine Seele sein würden, und daß die Offiziere der Südarmee in die piemontesische Armee übertretend dort eine „gute Versorgung" finden würden.

Was mich betraf, so wußte ich, obgleich mir damals so manche Einzelheit nicht bekannt war, die ich nachher erst erfahren habe, doch, daß Garibaldi schwerlich würde bleiben können, daß man ihm schwerlich die Zugeständnisse würde machen wollen, die er verlangen mußte, wenn er bleiben sollte.

Ob ich in der italienischen Armee bleiben wolle oder nicht, darüber hatte ich bisjetzt eigentlich gar nicht nachgedacht. Jetzt trat aber nun die Zeit nahe, wo ein Entschluß gefaßt werden mußte, und ich überlegte mir die Sache reiflich. Ich kam bald zu dem Resultat, daß ich mit Garibaldi auch gehen wolle, und in diesem Entschlusse wurde ich von Woche zu Woche mehr bestärkt. Wenn Cavour das Heft in die Hand nahm, so ward nothwendig eine Politik getrieben, der ich nicht dienen konnte. Ward von Cavour die Südarmee gehalten, so konnte ihr Schicksal leicht sein, als piemontesisches Polizeiinstitut in dem Lande und gegen das Volk zu dienen, welches sie eben befreit hatte und von welchem

sie mit Jubel begrüßt worden war. Ja, ich lief in solchem Falle sehr scharf Gefahr, gezwungen zu sein, gegen eine meiner beiden Heimaten, Schweiz und Deutschland, oder alle beide zusammen zu dienen. Dem durfte ich mich selbstverständlich nicht aussetzen, und so erschien es mir als das Klügste und Anständigste, heimzugehen, sobald Garibaldi das Commando niederlegte. Manche secundäre Betrachtungen kamen hinzu. In meiner Jugend hatte ich viele Leute gekannt, die „begeistert“ in den Befreiungskriegen gekämpft hatten und nun als Stützen des preußischen Polizeiregiments, sei es in der Armee, sei es in der Bureaukratie gute Versorgungen gefunden hatten. Mir waren diese Leute stets widerlich, und es war mir ein unerträglicher Gedanke, auch nur den Schein auf mich zu laden, als könne ich ernstlich eine solche Speculation an meine Theilnahme an dem Befreiungskampfe Italiens knüpfen. Das leugne ich nicht, daß ich gern in Süditalien noch geblieben wäre, wenn Garibaldi mit großer Freiheit des Handelns als Generalgouverneur die beiden Sicilien mit Civil- und Militärgewalt behalten hätte; dann wäre es mir vergönnt gewesen, sowol an der neuen Organisation und Fortentwickelung der Südarmee als dieses intelligenten Volkes, die mir beide allmählich gleich lieb geworden waren, mitzuarbeiten. Immerhin wollte mir der Gedanke schwer in den Kopf, meine Kinder bleibend von dem Boden, auf welchem sie geboren und für den sie bestimmt waren, in ein ganz fremdes Land, unter Menschen einer andern Art zu verpflanzen.

Am 20. October fand die Abstimmung über die Annexion mit Ja oder Nein statt. Da die Frage einmal gestellt war, konnten auch diejenigen, welche nicht von der Zweckmäßigkeit der sofortigen Annexion überzeugt waren, schwerlich Nein sagen.

Auch die Südarmee mußte abstimmen. Die 15. Division kam ungefähr um Mittag an die Reihe. Die Truppen rückten ohne Wehr und Waffen vor die Municipalität und Corps für Corps

trat ein, um die gedruckten Stimmzettel abzugeben. Als der Stab der Division abstimmte, drängten sich auch noch viele Civilisten dazwischen, die hier und da einem Offizier ihre Si! zusteckten, damit er dieselben mit abgebe. So kam es denn, daß der Stab der Division 167 Votirzettel abgegeben hatte, obgleich sein ganzes Personal zu dieser Zeit nur aus 51 Mann, Offiziere und Truppe bestand, die überdies nicht einmal alle in Caserta anwesend waren.

An dem Tage, an welchem die Annexionsabstimmung stattfand, befiel mich gegen Abend eine starke Diarrhöe, die bald einen ruhrartigen Charakter annahm. Ziliani, den ich rufen ließ, schrieb die Sache auf den jungen Wein, der um diese Zeit in den Handel kam, verbot mir für einige Zeit alles Weintrinken, verschrieb mir einen sündhaften Trank und erlaubte mir als einziges Getränk daneben eine starke Limonade, deren Genuß wirklich vortrefflich für das Uebel ist, wenn es noch nicht zu sehr überhandgenommen hat.

Der Gebrauch dieser Mittel brachte mich denn so weit, daß ich mich am 23. October abends wieder vollständig dienstfähig glauben konnte. Dies war mir um so lieber, als am 24. October ein Befehl zum Vormarsch nach San-Angelo kam, der nichts anderes bedeuten konnte als einen Uebergang über den Volturno. Dabei war doch noch Hoffnung, daß es wieder einmal zu einer ordentlichen Thätigkeit komme, ein letztes mal. Das Garnisonsleben zu Caserta hatte mich erschrecklich gelangweilt.

An diesem 23. October kam auch die Brigade La Masa wieder zur 15. Division. Aus ihrer Umformung in eine selbständige Division war nichts geworden. La Masa, vielfacher Sünden angeklagt, wie ich glauben muß stark bei Garibaldi verleumdet, hatte seine Entlassung genommen. Er hat später seine Gegner aufgefordert, offen und klar ihre Anklagen gegen ihn hinzustellen, damit er sich verantworten könne. Soviel mir bekannt geworden

ist, hat keiner der Gegner dieser berechtigten und nothwendigen Aufforderung ein Genüge gethan.

Die Brigade ward jetzt vom Oberstlieutenant La Porta commandirt und war augenblicklich in keinem besonders guten Zustande. Sie kam nach Casanova und San-Prisco ins Quartier, wo sie sich gehörig reformiren sollte.

XXI.

Der Marsch über den Volturno.

Da wieder einmal Sünden gegen den regelmäßigen Dienstgang vorgekommen waren, indem Befehle an die Brigaden direct vom großen Generalstab ausgegeben wurden, ohne daß davon der Division auch nur Mittheilung gemacht wäre; da meine Vorstellungen gegen diese schädliche Liederlichkeit bei Cosenz und bei Sirtori noch immer keine nachhaltige Wirkung gehabt hatten, so entschloß ich mich, wiewol ungern, diese wichtige Sache nun endlich einmal mit Garibaldi selbst zu besprechen. Er war bei San-Angelo, und ich ritt mit geringer Begleitung den beiden einzigen Brigaden der Division, Eber und de Giorgis, welche für den Marsch über den Volturno disponibel waren, da Spangaro's Brigade schanzte und La Porta's sich reformiren sollte, nach San-Angelo voraus. Ich fand den Dictator auf den Höhen gegen die Scafa di Formicola hin, wie gewöhnlich von Bittstellern aller Arten umringt und belästigt.

Nicht ohne einigermaßen grob zu werden, konnte der Dictator dahin gelangen, daß wir allein miteinander zu sprechen vermochten. Ich machte ihm zuerst meine Vorstellungen; er erwiderte mir, daß er deren Berechtigung wohl erkenne, doch möge ich einige Nachsicht haben mit der Dienstunkenntniß, welche allerdings an einzelnen Stellen herrsche, er werde sein Möglichstes thun, daß der Dienstgang nicht verletzt werde. Darauf fragte er mich, was ich von der 15. Division

heranbringe. Auf meine Antwort theilte er mir mit, daß er mit der Division Bixio, dem disponibeln Theil der 15. Division und der englischen Legion über den Volturno gehen wolle, um den von Isernia vorrückenden Piemontesen, die sich wahrscheinlich sogleich gegen den Garigliano richten würden, den Rücken frei zu machen. Am 25. frühmorgens würden wir aufbrechen können, da bis dahin die Brücke über den Volturno jedenfalls fertig werde. Dann fragte er mich, wo ich meine Brigaden die Nacht würde lagern lassen. Ich erwiderte, ich würde sie auf den rechten Flügel der Division Bixio setzen, obgleich mir bekannt sei, daß Bixio die Avantgarde nehmen solle, weil ich andernfalls zu nahe an Santa-Maria herankomme und fürchte, daß sich da die Nacht über einiges verkrümele und am Morgen nicht alles zusammen sein werde; außerdem sei dieses Lager für den Zusammenhang der ganzen Marschcolonne auch besser. Wenn Bixio seinen Marsch begönne, träte bei mir alles unter die Waffen, und mein rechter Flügel schlösse sich dann unmittelbar dem linken von Bixio an, sobald dieser passirt sei.

Garibaldi war damit einverstanden, und wir trennten uns. Ich sendete Catenacci den über Santa-Maria vorrückenden Brigaden entgegen, damit er ihnen den schon ausgesuchten Lagerplatz unmittelbar südlich von San-Angelo in Formis anwiese. Bald darauf rückten die Brigaden ins Bivouak. Einige Genieoffiziere boten mir Quartier in der Wohnung des Chefs des Genie, der diese Nacht bei der Volturnobrücke beschäftigt war, an und ich nahm dieses an. Unsere Pferde wurden in einem ummauerten Obstgarten unter freiem Himmel und unter Aufsicht der Guiden eingestellt.

Die Offiziere meines Stabes, die Contessa und einige Genieoffiziere, unter denen sich — von der Brücke heimkehrend — auch Valentin Bausewein einfand, der mich sogleich wiedererkannte und mich herzlich begrüßte, waren wir unserer etwa ein Dutzend in einem Zimmer von nicht übermäßig großen Dimensionen zusammen. Der Hauptmann Cerutti, auch ein alter, hier wieder aufgefundener Bekannter, ließ uns Kaffee machen, und spät am Abend kam dann

auch noch Giovanni mit meiner Kutsche und ein Diener der Contessa, gleichfalls zu Wagen, um uns Speise und Trank zu bringen. Das Essen mundete uns allen vortrefflich, darauf wurden über den Boden des ganzen Zimmers Matratzen gelegt, und wir streckten uns nieder und schliefen, mit unsern Mänteln zugedeckt, für einige kurze Stunden ein. Giovanni hatte ich nach Caserta mit dem Auftrage zurückgeschickt, mir und den Meinigen, wenn die Passage möglich sein würde, einiges Eß- und Trinkbare über den Volturno nachzuführen.

Am 25. morgens vor 3 Uhr war ich mit meinen Offizieren zu Pferde und ritt zu den Truppen. Doch konnte der Marsch noch lange nicht angetreten werden, da noch beständig an der Brücke gebastelt wurde. Es war zwischen 4 und 5 Uhr, als Bixio sich in Bewegung setzte. Sobald er vorbei war, folgte ich nach. Es war schon heller lichter Tag, als meine Division beginnen konnte über die Brücke an der Scafa di Formicola zu passiren. Mit Erstaunen sah ich die schlechte Beschaffenheit dieser Brücke, zu deren Herstellung es an Zeit nicht gefehlt hatte und auch sicherlich an allen nöthigen Mitteln nicht gefehlt haben konnte.

Jenseit der Brücke auf dem Wege nach den Mühlen von Trifliscо hin begegnete ich Sirtori, der mich fragte, ob ich mit den hier vereinigten Brigaden gehen oder beim Rest der Division, der in Caserta und Umgegend zurückgelassen war, zurückbleiben werde. Ich erwiderte, daß ich mit den activen Brigaden ginge; für die Aufrechthaltung des gewöhnlichen Dienstganges in Betreff der andern, theilweis zersplitterten, theilweis in einer Reform begriffenen Brigaden sei durch Offiziere des Stabes, die ich in Caserta gelassen, hinreichend gesorgt.

Eine Brigade der Division Medici war bereits ans rechte Volturnoufer gegen Capua in die Gegend der Mühlen von Triflisco vorgeschoben und deckte unsern Marsch.

Alles, was Garibaldi mit sich nahm, bestand aus der wenig über 2000 Mann starken Division Bixio —, Brigaden Dezza und

Spinazzi —, dem verfügbaren, etwa 2300 Mann starken Theil der 15. Division — Brigaden Eber und de Giorgis — endlich der englischen Legion, 600 Mann, im ganzen also aus etwa 5000 Mann.

Wir blieben nicht lange im Freien. Kaum hatten wir die Westseite der Höhen von Gerusalemme erreicht, als wir in ein System von Hohlwegen eingelenkt wurden, wie man sie in dieser Gegend überhaupt häufig findet; bisweilen an den Seiten von Höhlen begleitet. Die Hohlwege, durch welche wir jetzt marschirten waren 8—10 Fuß tief eingeschnitten, sodaß man zu Pferde selbst um so weniger hinaus ins Freie blicken konnte, als die Ränder auch noch mit Büschen und Hecken eingefaßt waren. Von fern war von unserm Marsche nicht das Mindeste zu entdecken, aber einem Feinde, der von unserm Marsche unterrichtet gewesen wäre und einige Vorbereitungen getroffen gehabt hätte, wäre es leicht gewesen, unsere ganze Colonne mit einer Hand voll Leute zu vernichten. Geschütz hatten wir nicht bei uns. Die Division Bixio hätte ihr kleines Gebirgsgeschütz allenfalls mitnehmen können, aber selbst für dieses schien die kunstvoll gearbeitete Volturnobrücke nicht ausreichend; das Geschütz der 15. Division war noch immer in Batterie vor Santa-Maria und San-Angelo. Von Cavalerie hatten wir etwa 100 Husaren der 15. Division bei uns.

Garibaldi, welcher vorauf war, hatte den Weg selbst ausgesucht; an den Kreuzwegen, wo man irre gehen konnte, waren Guiden als Wegweiser aufgestellt, oder die Wege, welche nicht eingeschlagen werden sollten, waren mit vorgefundenen zerbrochenen Militärfuhrwerken der Königlichen versperrt.

Viele Conjecturen wurden von meinen Offizieren über dies sonderbare Gewirre von Hohlwegen, in denen wir uns entlang wanden, angestellt. Ronchetti schloß unter anderm auf eine alte Bevölkerung von Höhlenbewohnern, namentlich weil sich an einzelnen Stellen Höhlen zur Seite zeigten, wie wir diese auch später an der großen Landstraße fanden. Ich selbst meinte, daß man es

hier mit den Steinbrüchen zu thun habe, aus welchen das Baumaterial zu dem alten Capua gewonnen sei, und die man als Wege geführt habe, um dieses Material desto bequemer transportiren zu können. Darauf hatten sich die Bewohner dieser Gegenden so an sie gewöhnt, daß sie dieselben überhaupt als Straße benutzten. Die theilweise mit Kreuzen bezeichneten Höhlen mochten in irgendeiner Zeit als Begräbnißstätten gedient haben. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß auch die Gassen der Ortschaften, durch welche wir marschirten, vielfach eingeschnitten waren, sodaß sie tiefer lagen als die Höfe der Häuser. Uebrigens marschirte es sich bei dem heißen trockenen Wetter in dem Schatten dieser eingeschnittenen Wege vortrefflich.

Unser Zug ging über Bellona, Vitolaccio und Partignano, sowie wir wieder ins Freie hinauskamen, zunächst nach Calvi. Beim Beginn des Marsches an den Höhen von Gerusalemme kamen wir bei einem großen verlassenen Laubhüttenlager der Königlichen vorbei. Das Elend, welches hier geherrscht haben mochte, konnte man sich noch nach dem pestartigen Gestank vorstellen, der sich ringsum durch die ganze Luft verbreitete. In unsern Lagern hatte ich niemals auch nur etwas entfernt Aehnliches wahrgenommen. Und doch konnte das Elend unmöglich eine Folge des Mangels sein; große Viehheerden, welche am rechten Volturnoufer auf den Ebenen von Piana und der königlichen Fasanerien weideten, hatte man von den Höhen von San-Angelo beständig bemerken können.

Als ich mich Bellona näherte, fand ich dort Bixio auf dem Boden ausgestreckt, umgeben von mehreren Offizieren und Aerzten. Er hatte, wie man sagte, weil er in einem Anfall von Wuth keine Rücksicht darauf genommen, daß wir auf einem glatten Steinpflaster marschirten, einen Sturz mit dem Pferde gethan, das Bein gebrochen und sich erheblich am Kopfe beschädigt. Er mußte zurückgebracht werden, während Oberst Dezza die Division weiter führte.

Beim Marsche durch Bellona selbst fanden wir ein neues Unglück. Zwei Offiziere der genuesischen Carabinieri, welche mit

der Division Bixio waren, waren durch Unvorsichtigkeit der eigenen Leute verwundet, sie lagen sterbend in einem Hofe. So schien es, daß in Ermangelung eines Angriffs der Neapolitaner wir uns heute selbst alles mögliche Leid anthun wollten.

Als wir uns Partignano näherten, holte uns die Contessa ein; sie marschirte ganz wohlgemuth zu Fuß und theilte mir mit, daß kein Wagen über die Brücke dürfe, weil dieselbe auf so etwas nicht eingerichtet sei, und trotz der Verbote für die Wagen doch alle Stunden einmal breche, worauf dann immer zwei Stunden nöthig wären, um sie wieder herzurichten. Die Contessa hatte jetzt schon ihre Winteruniform an, wie sie die Guiden Garibaldi's trugen, grau mit schwarzen Husarenschnüren; nur hatte sie statt der Husarenjacke einen Rock, der bis übers Knie hinabging. Auf den Rockärmeln hatte sie in Gold die Majorsabzeichen, welche mir späterhin zu Caserta noch so vielen Spaß machen sollten.

Um 9½ Uhr erreichten wir einen tiefeingeschnittenen Bach, den wir auf einer steinernen Brücke überschritten; wir waren nun schon auf der großen Straße nach Venafro.

Der tiefe Einschnitt schien mir, da wir bei Calvi rasten sollten, passend, um dahinter einen Posten gegen Capua, von wo aus wir immerhin belästigt werden konnten, aufzustellen. Ich ließ daher hier ein Detachement der mailänder Bersaglieri zurück.

Bald darauf kamen wir bei dem alten Schlosse von Calvi, einem vierthürmigen Castell, dann bei der Kirche und den wenigen Häusern vorbei, welche den Ort Calvi vorstellen sollen. Die Division Bixio mußte zwischen Li Martini und Visciano, meine Division sammt der englischen Legion bei Zuni das Lager beziehen. Ich selbst nahm mein Quartier in der Taverne von Calvi, einem einzeln stehenden Hofe, bei welchem von der Straße nach Venafro die Wege nach Zuni-Visciano sich rechts, nach Sparanise links abzweigen. In diese Taverne, in welcher wir neapolitanische Lazarethspuren mit allem möglichen Gestank und anderer obligaten Begleitung fanden, beorderte ich eine Compagnie der mir zugeordneten

englischen Legion als Wache, hauptsächlich, um einmal zu sehen, wie es sich mit diesem Volke eigentlich verhalte, von dem schon so viel Wesens gemacht war, ohne daß es auch im geringsten nur etwas gethan hätte.

Auch die Contessa quartierte sich in der Taverne ein. Neapolitanische Kranke fanden sich noch dort, auch die beliebten Laubhütten, Ueberreste eines neapolitanischen Lagers.

Nach mehrfachem Suchen ward auch ein Ueberbleibsel der Wirthschaft vorgefunden, eine dicke Frau, welche sich bereit erklärte, verschiedene Hühner einzufangen, abzuschlachten und für uns zu kochen. Dies geschah, und so schlicht das Mahl war, immer war es besser als gar nichts. Auch ein Tropfen Wein fand sich vor; es war indessen neuer, und leider weckte er alle meine Leiden wieder. Die Ruhranfälle erneuten sich in einem bisher noch nicht dagewesenen Maße.

Der Major Csudafy hatte mich unterdessen um die Erlaubniß gebeten, sich ein wenig in der Umgegend umsehen zu können. Ehe er ging, hatten wir noch einen Alarm. Es hieß, daß neapolitanische Truppen auf der großen Straße von Capua vorrückten. Ein Bataillon der Brigade Milano mußte unter Gewehr treten und gegen die Brücke hinabrücken, an welcher ich den Posten der Bersaglieri gelassen hatte. Die Neapolitaner verschwanden indessen wieder, ohne daß es zu einem Gefecht gekommen wäre. Vermuthlich waren es nur Fourrageurs von Capua.

Csudafy traf in Sparanise, der berühmten Waffenfabrik, mit einer gebildeten jungen Dame zusammen, der Tochter des Apothekers, welche an der Spitze der dortigen liberalen Partei zu stehen schien. Sie sprach außer ihrem Italienisch auch französisch und deutsch, vielleicht gar englisch. Sie erbot sich sogleich, für mich und meinen Stab ein Souper nach der Taverne von Calvi senden zu wollen, und Csudafy kehrte mit dieser frohen Botschaft heim.

Noch ehe es dunkel ward, kam ein Befehl von Garibaldi, wieder aufzubrechen und auf der Straße nach Venafro weiter zu mar-

schiren. Die Brigaden mußten das Lager aufheben und sich in Bewegung setzen, und ich war auch schon beschäftigt, obgleich das verheißene Souper von Sparanise noch nicht eingetroffen war, die letzten Posten von der Brücke beim Castell und den von der Taverne einzuziehen, als einer unserer Husaren eine abgefangene Kutsche einbrachte. Es war die königliche Postkutsche von Sora nach Capua, welche ohne eine Ahnung davon, daß hier auch schon Flibustier hausten, ruhig ihres Weges zog. An Passagieren befand sich nichts in ihr als der Conducteur, ein altersgrauer Mann, und der Postillon. Die Kutsche ward in den Hof der Taverne gezogen, eine Wache dabeigestellt, der Conducteur ward in ein sogenanntes Zimmer geführt. Auf Befragen, ob er Gelder oder Depeschen bei sich habe, verneinte er das. Er mußte natürlich durchsucht werden; es fand sich nichts, auch die eigene Baarschaft, welche der arme Mann bei sich hatte und um die er besorgt sein mochte, war äußerst gering, bestand nur aus jenem elenden Kupfergeld, welches die einzige Münze jetzt in diesen Gegenden zu sein schien. Bei dem Durchsuchen, welches selbstverständlich mit aller möglichen Schonung vor sich ging, zitterte der Conducteur am ganzen Leibe und bat dann, daß es ihm vergönnt werden möchte, hinauszugehen, um einem unaufschiebbaren Bedürfniß, welches ihm die Angst nahe getrieben, zu genügen. Dies ward ihm denn unter Bedeckung von zwei Engländern bewilligt. Unterdessen war der Wagen auch durchsucht worden, in welchem man aber außer mehreren hundert Briefen nichts Begehrenswerthes fand als einen großen Sack mit Kaffee, der uns, wo wir Feuer hatten, noch gute Dienste leistete.

Es war nicht gut mehr möglich, die Briefe sogleich durchzusehen. Sobald es thunlich war, geschah es. Es fand sich dann freilich nichts dabei, was irgendeine praktische Wichtigkeit gehabt hätte, dagegen allerdings manches allgemein Interessante. Viele Briefe waren an des Königs Alter Ego, den General Scotti zu San-Germano adressirt. Auf der Adresse aller dieser war be-

merkt, daß er sich nicht mehr zu San-Germano befinde. Bekanntlich war er schon am 20. bei Isernia von Cialdini's Avantgarde aufs Haupt geschlagen. Andere Briefe kamen von den Ministern aus Gaeta; darunter waren diejenigen des Kriegsministers Casella besonders stark vertreten, man fand dabei eine ganze Zahl, die Beförderungen in der Armee anzeigten. Die Schreiben von den Provinzialbehörden an Scotti und an die Minister von Gaeta waren, obwol meistens noch in einem äußerst hündischen Tone geschrieben, doch voller Klagen über den Mangel an Geld, über die allgemeine Unordnung, welche in den wenigen, Franz II. noch gebliebenen Provinzen herrschte, und welche theilweis von den treuen Anhängern des legitimen Herrschers, wie z. B. von der berüchtigten komischen Person, dem Obersten Klitsche de la Grange selbst angerichtet wurde. Am interessantesten waren die Privatbriefe von Soldaten und Offizieren und deren Anverwandten. Sie gaben nicht blos Aufschluß über manche Begebenheiten, die nun schon hinter uns lagen, sie zeigten auch, mit welchen Dummheiten dieses arme Volk mit einer fast unerhörten Frechheit gespeist worden war. Aus einigen Briefen ergab sich z. B., daß in ganzen Bezirken der Abruzzen der Glaube allgemein herrschte, daß Franz II. längst wieder in Neapel, daß die ganze Garibaldi'sche Armee zertrümmert sei; dann erfuhr man näheres über die Art und Weise, in der die Freiwilligenbataillone mit Versprechungen zusammengebracht waren; nicht blos hohes Handgeld, hoher Sold, die Zusicherung, daß für die Freiwilligen jeder Monat Dienstzeit für ein Jahr gerechnet werden sollte —, auch für die Familien der Freiwilligen wie der Soldaten überhaupt sollte gesorgt werden. Und da schrieben nun die Freiwilligen an ihre Verwandten, daß es mit dem Halten der Versprechungen durch und durch Essig sei, und die Frauen und Verwandten der Soldaten schrieben, wie sie auf die ihnen gemachten Versprechungen hin auf den Gemeindebureaux der Städte und Ortschaften gewesen waren, um die ihnen verheißenen Summen in Empfang zu nehmen, und wie die Gemeindebehörden sie dorthin

und dahin geschickt hatten, ohne daß irgendjemand sich fand, der sich autorisirt glaubte, ihnen irgendetwas zu zahlen, wie da allgemeines und schreckliches Elend herrsche. Alles dieses war um so rührender zu lesen, als es meist so kurz und gewerbsmäßig, offenbar von bezahlten öffentlichen Schreibern hingeworfen war.

Wir schickten uns zum Aufbruch an; die Postkutsche sollte mit vorwärts gehen; Vigo, dessen Uebel sich im Lauf der Zeit entschieden verschlimmert hatte, der aber nicht hatte zu Hause in Caserta bleiben wollen, weil wir alle hofften, auf diesem Marsche noch einmal Kugeln pfeifen zu hören, sollte mit der Contessa das Coupé einnehmen, der alte Conducteur mit einem Soldaten der Brigade Milano das Intérieur und der Postillon wieder mit einem Soldaten den Kutschersitz.

Meine Pferde und diejenigen meiner Offiziere waren bereits auf die Straße geführt, als plötzlich im Hof der Taverne zwei Schüsse fielen. Es ergab sich, daß durch reine Liederlichkeit zwei englische Soldaten sich tödlich verwundet hatten. Es war bereits dunkel. Die Contessa zerriß sich nun fast vor lauter Eifer; ich weiß nicht, was sie alles von mir verlangte. Ich hatte von diesen Engländern in den wenigen Nachmittagsstunden bereits so viel gesehen, daß ich ihr antwortete: „Es ist gut, wenn die Kerls sich untereinander todt schießen, da brauchen wir es nicht zu thun.“ Darüber kam ein niederträchtiger englischer Feldscherer, der von der Contessa mit Jubel begrüßt ward. Er ging in den Hof und wahrscheinlich machte er seinen edeln Landsleuten vollständig den Garaus. Unmittelbar darauf kam Ziliani mit unserer Ambulance an. Ich bat ihn doch hineinzusehen, da vielleicht von ihm immer noch ein Menschenleben, wenn auch nur ein nichtsnutziges, zu retten war. Wie immer seiner Pflichten als Arzt sich wohl bewußt, säumte Ziliani keinen Augenblick, meiner Bitte zu entsprechen. Er wurde indessen dort drinnen mit Grobheiten empfangen; der Feldscherer, zu dessen Verbündeten sich die Contessa machte, wollte ihn nicht zulassen. Natürlich war nun Ziliani auch nicht fein, namentlich gegen die Con-

tessa, mit welcher er sich verständigen konnte. Diese verlangte Genugthuung von mir, da ich aber einsah, daß Ziliani hier unbedingt recht hatte, wies ich es rund ab, mich in diese einfältige Geschichte zu mischen.

Der Bersaglieriposten von der Schloßbrücke war bereits eingezogen, und ich ließ nun, da ich schon zu Pferde saß, auch dem Hauptmann der englischen Compagnie sagen, er möge abmarschiren. Zu meinem großen Erstaunen mußte ich nun hören, daß dieser Mensch erwiderte, der große Peard habe ihm den Befehl gegeben, die Taverne von Calvi bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Obgleich ich am Ende noch einige englische Reminiscenzen hatte, fühlte ich doch keine große Lust in mir, wo man ohnedies so viele Sprachen reden mußte, auch noch englisch zu radebrechen, und ließ ihm daher durch die Contessa, welche infolge ihres langen Aufenthalts in Albion ganz gut englisch sprach, zurücksagen: Ich selbst habe Peard den Befehl ertheilt, die Compagnie hierher zu senden; von Blutstropfen sei dabei freilich nicht die Rede gewesen. Aber meinetwegen könne er hier bleiben, bis er schwarz werde. Verloren sei durchaus nichts an ihm.

So ritt ich denn mit den Meinen in die Nacht hinein. Ich fühlte unendliche Schmerzen; jeder kurze Trab bereitete mir bei meinem Ruhrleiden Höllenqualen, und Limonen waren in diesen Gegenden nicht zu haben. Bald holte uns die Postkutsche ein und Vigo theilte mir mit, daß das Souper von Sparanise nebst einer großen Blechflasche guten Weins noch richtig angekommen sei und sich in der Kutsche befinde.

Nach wenigen Stunden, die mir bei meinen Körperzuständen unendlich lang wurden, erreichten wir das Bivouak der Truppen bei der Taverne von Cajanello, zwischen zwei jetzt leider sehr wasserarmen Bächen. Rechts und links der Straße brannten die Wachtfeuer und gewährten einen prächtigen Anblick; an Reisig, welches rasch hell aufloderte, fehlte es nicht; es lag in große Schober aufgeschichtet am Wege, und unsere Soldaten machten sich das zu Nutze.

Garibaldi, den ich noch zu sprechen wünschte, schlief bereits auf seinem Sattel bei einem großen Strohschober. Ich ließ ihn schlafen. Meine Offiziere machten das Innere der Postkutsche für mich frei, und in diesem ließ ich mich häuslich nieder, sobald wir uns noch ein wenig mit den Herrlichkeiten von Sparanise erquickt hatten.

Einige Stunden schlief ich ganz ruhig, begünstigt von dem bequemen Lager, welches ich mir mit Hülfe meiner Lagerdecke und meines Mantels bereitet hatte, obgleich dasselbe durch die geringe Breite der Kutsche in der Länge ein wenig allzu sehr beschränkt war. Dann aber weckte mich ein neuer Ruhranfall, und ich mußte hinaus. Kaum war ich endlich wieder ein wenig eingeschlafen, als die Reveille ertönte.

Während unsere Pferde gezäumt wurden, suchte ich Garibaldi auf, um seine Befehle einzuholen. Es war noch ganz dunkel. Garibaldi sagte mir, daß wir vorläufig auf der Straße nach Venafro weiter marschiren würden, Dezza voran, wie gestern. Er fragte mich, ob ich Cavalerie hätte, und auf meine Antwort, daß etwa 100 Husaren vorhanden seien, trug er mir auf, eine starke Patrouille mit einem tüchtigen Generalstabsoffizier nach Teano zu senden, um zu sehen, ob dort links von unserm Wege noch etwas vom Feinde zu finden wäre. Ich hatte schon am vorigen Tage bis in diese Gegend streifen lassen, ohne daß etwas anderes als unglückliche, ausgehungerte neapolitanische Soldaten, die allerdings zu Hunderten zusammengetrieben wurden und sämmtlich ohne Widerstand das Gewehr streckten, zu finden gewesen wären. Ich gab nun Ronchetti den Auftrag, mit 30 Husaren nach Teano zu gehen. In meinem Gespräche mit Garibaldi hatte ich auch der Wegnahme der Postkutsche erwähnt und bei dieser Gelegenheit sich etwas, welches ich nicht zu erkennen vermochte, in der Nähe im Stroh bewegen sehen.

Als ich an den Postwagen zurückkehrte, trat Miß White oder Signora Mario zu mir — sie war das Etwas gewesen, welches

sich dort in der Nähe Garibaldi's gerührt hatte — und fragte mich, ob ich ihr nicht einen Platz in der Kutsche, welche ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, einräumen wolle. Natürlich, warum dieses nicht? doch machte ich sie sogleich auf den bösen Umstand aufmerksam, daß sie das Intérieur mit dem alten Postconducteur und einem Mann Wache würde theilen müssen.

Nur wenige Schritte hatte ich mich entfernt, um einige Befehle zu ertheilen, und zurückkommend fand ich bereits Signora Mario nebst einem Herrn in einem runden Hute im Intérieur der Kutsche installirt. Ich bat diesen letztern höflich den Platz zu räumen, da ich für ihn keinen, nur für eine Dame ihn allenfalls übrig habe.

Jetzt wurde ich auch aus dem Coupé dringlich angerufen —, von der Contessa. Ich wußte wohl, daß diese und die Signora Mario sich keineswegs innig liebten, und deshalb eben hatte ich die letztere Dame in das Intérieur befördert. Daß der Mangel an Liebe bis zu gänzlicher Beseitigung der gewöhnlichsten Menschenliebe gehe, hatte ich nicht geahnt. Nichts Geringeres verlangte aber die Contessa von mir, als daß ich die Signora Mario, der ich selbst ihren Platz eingeräumt hatte, ausweisen solle.

Daß dies nicht geschah, versteht sich von selbst. Um aber möglichst wenig von fernerm ungestümen Drängen in solcher Beziehung belästigt zu werden, machte ich jetzt regelmäßig einen großen Bogen, wenn mich meine Geschäfte bei der verhängnißvollen Postkutsche vorbeiführten. In derselben ward unterdessen ein lebhaftes Gefecht mit Stichelreden geführt, welche mir wesentlich einseitig vom Coupé auszugehen schienen.

Vigo, der sich ausgeruht hatte, fühlte sich so wohl, daß er es vorzog, heute zu Pferde zu steigen. Ich setzte dafür Catenacci ins Coupé zugleich mit dem Auftrage, die erbeuteten Briefe jetzt, da es Tag werden wollte, durchzugehen und zu sortiren. Da der Postillon unter Benutzung des nächtlichen Dunkels sich davongemacht hatte, übernahm es Commendù zu kutschiren.

Bei dem Umherlaufen zum Ordnen der verschiedenen Truppen-

theile bekam ich denn auch den alten Köhler beim Schein eines Wachtfeuers wieder zu Gesicht, den ich seit Genua nicht erblickt hatte. Er war Offizier in der Hellebardiergarde Garibaldi's, die erst vor wenigen Tagen nach Caserta gekommen war. Ich hatte das Glück, ihm seine Feldflasche von unserm Wein aus der großen Blechflasche von Sparanise auffüllen zu können, bei welcher Gelegenheit ich dann auch selbst einen Schluck nahm und mir einen der Reste des gestrigen Souper in Gestalt eines zarten Hühnerschenkels zu Gemüthe führte.

Die Truppen standen nun endlich unterm Gewehr, auch die englische Legion, bei welcher es, wie ich hier aus den Commandos erfuhr, auch leichte Compagnien gab, was ihnen freilich kein vernünftiger Mensch angesehen hätte —, wenigstens waren diese leichten Compagnien immer noch zehnmal schwerer als unsere schwersten italienischen. Eine Bemerkung, die ich darüber machte, zwang Vigo, der neben mir hielt, zu einem ungeheuern Gelächter. Ronchetti setzte sich mit seinen Husaren in der Richtung auf Venafro in Galop, um späterhin wieder südwärts nach Teano einzulenken.

Garibaldi hatte an einer Quelle einen Trunk frischen Wassers gefunden, und unsere Colonne trat, als er sich an diesem erlabt hatte, auch an. Die Sonne war unterdessen aufgegangen. Die große Straße nach Venafro hebt und senkt sich abwechselnd. So übersah ich von der vor uns herziehenden Division Bixio und den Engländern auf einzelnen Punkten alles, und wenn ich mich umdrehte, übersah ich auch meine Division. Eine rothe Schlange wälzte sich das Ganze daher, und es ward einem wehe, wenn man daran dachte, daß diese rothe Flibustierbande ihrem Ende nahe war, heute vielleicht ihre letzte Bewegung machte. Was hätte sie nicht noch alles thun können, wenn nicht leider Garibaldi's Begünstigte auch Mannen Cavour's gewesen wären! Ein paar nichtsnutzige Kerle, die nichts konnten und nichts mehr wollten, die glaubten genug gethan zu haben, weil sie bei Calatafimi ein paar Kugeln hatten pfeifen hören und sich dann auf alle Weise wichtig

gemacht und zugleich gedrückt hatten, ein paar solche Kerle hinausgeworfen vor vier Wochen! und wahrscheinlich der Volturno wäre längst überschritten gewesen. Wir hätten nicht bis heute gewartet, blos um den Piemontesen in Parade entgegenzuziehen. Dort vor mir war Dezza, der am 1. October am Monte-Caro das Seinige gethan und noch lange nicht glaubte genug gethan zu haben, dicht bei ihm Spinazzi, den ich von Milazzo her achten und lieben gelernt hatte; dicht neben mir meine frischen Jungen, die danach brannten, weiteres zu thun; und in der Brigade Eber der alte Bassini, il Pazzo, wie sie ihn irgendwo genannt haben sollen, und dann die Brigade Milano, klein, aber ein rühmlicher Rest so vieler Märsche und herrlicher Kämpfe, lauter „junge Veteranen", Soldaten vom Scheitel bis zur Zehe! Armer Garibaldi, wenn man nicht so viele Freunde hätte, die nur an ihre liebe Person und nie an die Sache denken, von welcher sie schwätzen! wenn es keine Cavour'schen und Plonplon'schen Pensionen gegeben hätte, die bis in diese Lager drangen!

Hin und wieder streifte mich die wider Befehl vorprellende Postkutsche, und ich hörte dann jedesmal geistreiche und spitzige Bemerkungen der Contessa, die mich aus meinem Nachsinnen aufweckten.

Wir hatten den Rivo de Plonati überschritten und bogen jetzt rechts in einen engen Weg ein, der nach Vairano und Marzanello hinaufführt. Ich hatte denselben kaum mit meinem Stabe beschritten, als von Norden her auf der Straße von Venafro Missori mit einigen Begleitern herangetrabt kam. „Der König ist kaum 3000 Schritt von uns", sagte er mir.

Garibaldi war vorwärts; ich ließ Platz machen, damit Missori zu ihm gelangen könne.

Bald kam Garibaldi zurück; er sagte mir, daß er jetzt dem Könige entgegengehe, und übergab mir, da er nicht wußte, inwiefern er im Stande sein würde, sich um militärische Angelegenheiten die nächsten Tage zu kümmern, das Commando über die sämmtlichen

am rechten Volturnoufer vereinigten Truppen, er fügte hinzu, daß ich jetzt auf der Höhe, wo sich ein guter Platz finde, ein Bivouak nehmen und dort stehen bleiben möge, bis ich weitere Nachricht von ihm erhalte. Damit ging er dem Könige entgegen.

Unser Bivouak war bald eingerichtet. Beim Hofe Le Fratte lagerten die Engländer; dahinter auf einer geräumigen Wiese am Saum eines Waldes die Brigaden Dezza und Spinazzi, links davon auf einer weitläufig mit Bäumen bestandenen Koppel die Brigaden Eber und Milano, und vor deren Fronte die Husaren. Die Fronte hatte alles gegen die große Straße von Venafro, die etwa auf 2000 Schritt unter uns vorbeilief, und die wir aus dem Bivouak auf eine weite Strecke übersahen.

Es wäre alles prächtig gewesen, wenn unsere Leute etwas zu essen gehabt hätten. Die ganze Gegend am rechten Ufer des Volturno war aber von den Königlichen erschrecklich mitgenommen und Nachschub von Lebensmitteln war bei dem schauerlichen Zustand unserer Volturnobrücke nicht möglich; die armen Soldaten waren daher so ziemlich auf das Stückchen Brot angewiesen, welches sie noch mitgebracht hatten. Einige kleine Säue wurden in Marzanello und Vairano aufgetrieben und sofort an den Spieß gebracht. Mir gab einer meiner Guiden ein Stück Brot, und außerdem suchten sie etwas Weiteres aufzutreiben. Sie waren auch endlich wirklich so glücklich, ein Diner für den ganzen Stab in einem benachbarten Hofe bestellen zu können, aber erst etwa in drei Stunden sollte es fertig sein. Es galt also lange zu harren.

Unter solchen bösen Umständen kommt einem die ungeheuere Mäßigkeit der italienischen Soldaten unendlich zu statten. Mit einem kleinen Stück Brot und einem ebenso kleinen Stück Käse, dazu einem Schluck Wein oder auch nur Wasser, wenn jener nicht zu haben ist, bestreiten sie, wenn es nur warm ist, ihren Lebensunterhalt für den ganzen Tag, und sind munter und zufrieden dabei. Auch mußte man an unsern Soldaten ihre große Achtung vor fremdem Privateigenthum rühmen. Sie vergriffen sich daran

nicht, selbst wenn es ihnen schlecht ging, und am allerwenigsten ließen sie sich Acte eines gemeinen und unsinnigen Vandalismus zu Schulden kommen.

Leider konnte man ein Gleiches nicht von den Engländern sagen; freßbegierig — ein solcher Kerl brauchte mehr als zehn Italiener —, Säufer, trieben sie sich, ohne von ihren Offizieren im geringsten im Zaume gehalten zu werden, in der ganzen Gegend umher, stahlen Schweine und Brot und verbrannten, wie aus nachher einlaufenden Klagen über diese Bande nichtsnutziger Marodeurs hervorging, auf unsinnige Weise, was sie nicht fressen und saufen konnten, Stroh, Tische und Stühle.

Während wir in unserm Bivouak ausruhten, kamen die piemontesischen Colonnen die Straße von Venafro hinauf, um in jene nach Teano einzulenken. Bald erkannten wir auch Garibaldi, welcher an der Seite des Königs ritt. Die Begrüßung hatte schon stattgefunden. Was dabei eigentlich gesprochen ist, weiß ich nicht genau, da ich nicht dabei zugegen war. Nach dem, was ich erzählen hörte, hätte Garibaldi, als er sich dem Könige näherte, etwa so etwas gesagt wie: „Ich grüße den König von Italien!“ und der König hätte darauf erwidert: „Ich danke!“ Ferner hörte ich denn, wie zwei Offiziere, die hinter dem König und Garibaldi ritten, im Gespräche untereinander meinten: Garibaldi werde jetzt nach Caprera gehen. Der König drehte sich darauf halb zu ihnen, halb zu Garibaldi um und sagte: „Warum nicht gar?“ Garibaldi sagte gar nichts, sondern lächelte.

Gegen Mittag kam auch Ronchetti mit den 30 Husaren zurück. Er hatte ein ganz nettes kleines Reitergefecht bestanden. Als er sich Teano näherte, räumte ein neapolitanischer Posten, der sich dort befand, die Stadt sogleich. Ronchetti ließ sich darauf mit seinen Husaren in Teano häuslich nieder, um Kaffee zu trinken. Aber nicht lange dauerte es, so entstand Alarm, die neapolitanischen Reiter kamen mit Verstärkung in die Stadt zurück, in den Straßen selbst kam es nun zum Gefechte. Unsere Husaren warfen bald den

Feind hinaus und machten bei dieser Gelegenheit mehrere Gefangene.

Als sie zurückkehrten, hätten sie beinahe noch einen Angriff auf die Cavalerie der piemontesischen Avantgarde gemacht, die sie für Neapolitaner hielten, da ihnen die Nähe der Armee des Königs nicht bekannt war. Ronchetti aber erkannte glücklicherweise die piemontesischen Uniformen und verhinderte den Unsinn.

Bald nach Mittag kam ein Befehl Garibaldi's zum Rückmarsch. Derselbe war nicht von Garibaldi selbst geschrieben, und der Schreiber hatte den Dictator offenbar misverstanden. Es waren nämlich zwei Marschrichtungen angegeben, zwischen denen ich wählen sollte, nach Teano oder nach Calvi. Meine Wahl war von meinem Verpflegungsstande bei Vairano abhängig gemacht, welcher, wie aus dem Ebengesagten deutlich genug hervorgeht, ein außerordentlich elender war. Da ganz Teano voller Piemontesen sein mußte, so hielt ich es nicht für sehr gerathen, dorthin zu marschiren, da sich jedenfalls dort unsere Verpflegung am wenigsten bessern konnte, ich wählte also Calvi und Umgegend, und später erwies sich denn auch, daß der Dictator nie an Teano gedacht hatte.

Da wir in unserm Bivouak durchaus nichts mehr zu erwarten hatten, ließ ich sofort unters Gewehr treten und in der Ordnung Husaren, Brigade Eber, Brigade Milano, Brigade Dezza, Brigade Spinazzi, englische Legion, abmarschiren.

Gerade jetzt kam auch noch das für den Stab bereitete Diner an und ward in die Postkutsche gepackt, welche wir am Fuße der Höhen hatten zurücklassen müssen, um nach Calvi zu fahren.

Unterwegs begegneten wir mehreren Landleuten, welche auf Eseln gekochte Kastanien führten. Ich kaufte für einige Bajocchi meinen einen Pistolenholfter voll und glaube nicht, daß die Eselein mit noch irgendeiner Ladung das Ende der Colonne erreicht haben, später trafen wir auf Wagen mit Brot, welches der Armeeintendant herbeigeschafft hatte, und welches uns nun entgegenkam, damit dem dringendsten Mangel abgeholfen werden könne. Dann sollte ich

auch meinen alten Postconducteur noch einmal antreffen, in einer sehr mislichen Lage. Ich hatte ihn am Vormittag entlassen, in der Eile war aber nicht daran gedacht worden, ihm einen Geleitschein durch unsere Truppen mitzugeben. Statt nun stolz auf der großen Straße einherzugehen, schleppte sich der Alte auf Seitenwegen entlang und duckte sich hinter jede Hecke, verkroch sich hinter jeden Baum, den er fand. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit einer Husarenpatrouille, ward alsbald wieder aus Collet gefaßt und in eine nahe Taverne gebracht, wo sich bereits mehrere Gefangene befanden. Zufällig machte ich bei dieser Taverne halt, um einen Schluck Wassers zu suchen. Da meldete mir ein Arzt, welcher der Division mit einer Ambulanceabtheilung und sechs Mann Escorte gefolgt war, daß er 60 Gefangene unter seiner Hut habe; die Hälfte davon hatte er eben in der Taverne selbst gemacht und die andere Hälfte war ihm nach und nach durch Patrouillen zugebracht worden. Er ließ nun seine Beute antreten, um sie mir voller Selbstgefühl zu zeigen. Die große Mehrzahl der Gefangenen waren von den Fremdenregimentern, sogenannte Bavaresi, darunter schon alte Kerle. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich nun aber auch meinen Postconducteur und erfuhr von ihm das Vorgefallene. Diesmal ward er mit einem Geleitschein in Freiheit gesetzt, die übrigen Gefangenen wurden der Brigade Dezza zum Weitertransport übergeben.

Bald danach fand ich Garibaldi, der mir noch besonders empfahl, die Colonne in hübscher Ordnung marschiren zu lassen, damit sie einen guten Eindruck auf die Piemontesen mache, denen wir etwa auf der Straße begegnen würden. Die Colonne war in vortrefflicher Ordnung, und es war höchstens nothwendig, ein wenig Musik machen zu lassen, um sie in solcher desto besser zu erhalten. Garibaldi fügte noch hinzu, daß wir in der Umgegend von Calvi das Lager beziehen würden. Wir wollten die Truppen ein wenig vertheilen, einerseits der bequemern Verpflegung halber, andererseits auch um sie unter Dach und Fach bringen zu können, wenn es

regnen sollte. Garibaldi, der nach Calvi vorausging, wollte dort noch Nachricht über die Vermöglichkeit der Ortschaften einziehen und mir dann über die Vertheilung das Nöthige entgegensagen lassen.

Als ich mich Li Martini näherte, kam mir auch ein Generalstabsoffizier Garibaldi's entgegen; Garibaldi war in deren Wahl nicht immer glücklich, und die Anweisung, welche ich jetzt erhielt, ziemlich confus. Factisch wurde die Truppenvertheilung von mir folgendermaßen geordnet:

Das Gros der Brigaden Dezza und Spinazzi nach Calvi, wo bei der Kirche auch Garibaldi sein Hauptquartier aufschlug; eben da die Engländer; ein Bataillon der Brigade Dezza nach Partignano.

Das Gros der Brigaden Eber und de Giorgis bei Visciano und Zuni mit einem Bataillon in Sparanise, einem Bataillon in der Taverna di Calvi, wo auch ich mein Hauptquartier aufschlug, einem Bataillon bei Li Martini und einem Posten von 100 Mann an der Taverne delle Torricelle, wo sich der Weg nach dem königlichen Hauptquartier Teano von der großen Straße nach Venafro abzweigt. Zwischen diesem Punkt und Teano hatten die Piemontesen bereits im Laufe des Nachmittags eine Feldtelegraphenverbindung hergestellt.

Unser erster Gedanke nach dem Einrücken ins Quartier war etwas zu genießen. Wir richteten uns zwei sogenannte Stuben in der obern Etage der Taverne ein. Ein alter wackelbeiniger Tisch ward so gerade aufgestellt, als es seine Verhältnisse erlaubten, als Stühle dienten große Papierballen, die sich hier vorfanden; das Haus schien die Ablage einer Papierfabrik zu sein. Eine scheußliche alte Oellampe ward nothdürftig hergerichtet. Es herrschte eine scheußliche Säuerei in dem Loche. Unsere Pferde waren Gott sei Dank viel besser einquartiert als wir und litten auch sonst keine Noth. Nachdem wir Menschen in unserer Wohnung ein wenig Ordnung geschafft hatten, wurde die von Le Fratte mitgeschleppte

hölzerne Schüssel sammt dem Reis und den gekochten Hühnern auf den Tisch gestellt, und etwa zehn Menschen versuchten es jetzt, mit Hülfe ihrer Taschenmesser und dreier hölzerner Löffel sich redlich zu nähren, was denn auch gelang. Der von Le Fratte mitgebrachte Wein war nicht ganz schlecht.

Spät am Abend sendete ich noch Catenacci zum Dictator, um die Befehle für morgen einzuholen. Catenacci kam mit dem Bescheide zurück, daß wir am 27. October in unsern gegenwärtigen Quartieren stehen bleiben würden. Nur möge ich noch ein Bataillon nach Vitolaccio und Bellona vorschieben. Da das Bataillon zu Pignataro von dem Regiment Menotti's, des Sohns Garibaldi's, war, bestimmte ich zur Besetzung von Vitolaccio und Bellona das andere Bataillon desselben Regiments.

Meine Guiden hatten uns von dem Heu, an welchem es auf den Böden nicht fehlte, gute Lager in unsern Salons bereitet. In dem einen kleinern der Salons schliefen die Contessa, Vigo und ich, in dem andern größern die übrigen. Da es mit meiner Gesundheit immer noch nicht vollkommen gut ging, war mein Schlaf eben keiner von den besten. Trotzdem fühlte ich mich am nächsten Morgen gestärkt und konnte hoffen, daß nun bald das ganze Uebel beseitigt sein werde.

Das Wetter war am 27. morgens nicht angenehm. Es regnete und war ziemlich kühl. Um 7 Uhr kam Garibaldi vor mein Quartier und sagte mir, daß er nach Sparanise und auf die Römerstraße reite, die nach Sessa führt; zugleich bat er mich, ins königliche Hauptquartier unsern Dislocationsrapport zu senden und die Parole der piemontesischen Armee zu fordern.

Darauf brachte mein Kaplan einen guten Kaffee angeschleppt, den er vom Pfarrer von Visciano aufgetrieben hatte; mit ihm kam ein armes Weib, welches sich beklagte, daß ihm eine Ziege von unsern Soldaten gestohlen worden sei. Da der Thatbestand festgestellt ward, an Ermittelung der Thäter aber unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken war, so gab ich ihr, wie ich es

in solchen Fällen zu thun pflegte, eine Anweisung an die Intendanz auf die sehr bescheidene Summe, welche die Frau verlangte. Als sie diese Summe, an deren baaren Empfang sie nicht geglaubt zu haben schien, in Händen hatte, fiel sie mir mit ihrer Dankbarkeit sehr lästig.

Als ich beschäftigt war, den Dislocationsrapport u. s. w. für Fanti ausfertigen zu lassen, was bei dem sehr entschiedenen Mangel an Schreibmaterialien seine Schwierigkeiten hatte, erhob sich draußen ein fürchterliches Geschrei. Es rührte von dem in der Taverne von Calvi einquartierten Bataillon her, welches wesentlich aus Sicilianern bestand und eben ins Gewehr trat, um dem König Victor Emanuel die Honneurs zu erzeigen, der Calvi passirte, um einen Besuch am Volturno zu machen. Mir fiel unwillkürlich ein, daß Garibaldi nach Sparanise geritten sei, um der Begegnung mit dem König auszuweichen. Die besondere Aufmerksamkeit des Königs erregte mein Kaplan. In seinem wohlbekannten Aufzuge tanzte er vor dem Bataillon herum, wie David vor der Bundeslade, und warf seine langen Arme wie ein alter Telegraph in der Luft umher. Der König fragte, wer dieser merkwürdige Mann sei. Und mein Abbé antwortete mit Selbstgefühl: „Il Cappellano del Colonello Rustow!"

Sehr vergnügt über diese Aufklärung ritt der König weiter.

Kaum eine halbe Stunde war vorüber, als sich genau wieder ein solches Geschrei unten im Hofe erhob als bei der Passage des Königs. Da ich mit meiner Arbeit zu Ende und Ronchetti bereits mit der Depesche an Fanti nach Teano abgegangen war, da ich glaubte, daß der König nur bis zum Hauptquartier Garibaldi's gegangen, und da er diesen nicht angetroffen, wieder umgekehrt sei, wollte ich eben mich zu Pferd setzen, um ihm eine Strecke das Geleit zu geben, als es sich zeigte, das diesmal der Jubel der Insulaner, ihr nicht enden wollendes Evvivageschrei nicht dem König Victor Emanuel, sondern einem ganz kleinen schwarzen Schwein gegolten habe, welches irgendwo aufgetrieben worden war und nun dem ganzen Bataillon zum Mittagsmahle dienen sollte.

Gegen Mittag kam ein Adjutant Garibaldi's, um mir zu sagen, daß der Dictator auf der Capuaner Straße zurückkehren werde und ich ihn dort treffen möge. Ich ritt bald darauf mit Catenacci und meinem Leibguiden Farina nach Calvi hinab. Unterwegs kam eine Klage von Dezza über das elende Benehmen der Engländer. Sie liefen in kleinen Abtheilungen rings in der Gegend umher, ihre Gewehre mit sich schleppend, raubten das Land aus und machten, wie es tapfern Männern ansteht, Jagd auf zahme Schweine und anderes zahmes Vieh.

Da ich noch einige Zeit hatte, so begab ich mich sofort ins Lager der Engländer, ließ mir Meister Peard rufen, den ich nicht ohne Schwierigkeiten herbeilootste, befahl ihm die Zündkapseln seiner Mannschaft abnehmen zu lassen und ein Kriegsrecht anzuordnen, damit die Kerle, welche nun schon zwei Tage lang Unfug trieben, endlich zur Rechenschaft gezogen und ihnen das Handwerk gelegt würde. Peard entgegnete manches von englischen Gesetzen, von der Unmöglichkeit, die Disciplin aufrecht zu erhalten, von der Furcht vor Meuterei und was dergleichen saubere Dinge mehr waren, auf die ich begreiflicherweise keine Rücksicht nehmen konnte. Er ließ dann endlich Anstalten treffen, meine Befehle auszuführen, und ich begab mich auf die Capuaner Straße.

Bald begegnete ich Garibaldi und seinem Stabe. Ich sagte ihm natürlich von den englischen Schweinereien nichts, da ich nicht einsah, weshalb ich ihn mit diesen Geschichten auch noch plagen sollte, da er doch jedenfalls den Kopf voll genug hatte. Ich sagte ihm auch nichts von einer weitern Säuerei, die ich unterwegs noch erfahren hatte. Eine vagabundirende Abtheilung der englischen Bande nämlich, die eben auf der Jagd nach zahmen Säuen war, hatte zur Abwechselung auch auf den König Victor Emanuel geschossen, als dieser nach Partignano ritt. Dieses Volk, welches sich wie blind und toll in Italien umhertrieb, kein Wort von der Landessprache verstand, von seinen Offizieren nicht im geringsten zusammengehalten wurde, wußte natürlich auch gar nichts davon,

daß der König von Piemont mit einem Theil seiner Armee ins Neapolitanische eingerückt war. Alle Tagesbefehle, welche die Südarmee von solchen Vorfällen unterrichteten, glitten an diesem Pack vollständig vorbei, da sie italienisch ausgegeben wurden.

Als nun die Saujäger zwischen Calvi und Partignano die piemontesischen Uniformen an der Straße sahen, begannen sie ein lebhaftes Tirailleurfeuer. Glücklicherweise traf keine Kugel, die das Lumpengesindel vergeudete. Aber man denke sich den Skandal, wenn Victor Emanuel, der eben am vorigen Tage von Garibaldi als König von Italien begrüßt worden war, von Soldaten, die unglücklicherweise zur Südarmee gerechnet wurden, verwundet oder gar erschossen worden wäre. Daß Garibaldi über den Vorfall wüthend sein mußte, wenn er ihn erfuhr, läßt sich leicht begreifen. und ebendeshalb, und weil ich mir fest vorgenommen hatte, an der Bande ein Exempel zu statuiren, sagte ich dem Dictator nichts von der Sache.

Unter ziemlich lustigen Gesprächen kamen wir nach Calvi, zum Hauptquartier Garibaldi's. Ganz munter stiegen wir ab. Da traten einige böse Zufälle ein, welche meine guten Absichten ganz ruinirten. Das erste, was uns begegnete, war ein Bauer, dem die Engländer —, man konnte nach seiner Beschreibung über das Corps, dem die Schuldigen angehörten, nicht in Zweifel sein — ein Pferd gestohlen hatten. Das Pferd wurde beigebracht. Da brachte ein vorlauter Bursche auch das Schießen auf Victor Emanuel zur Sprache. Nun mußte ich natürlich mit dem Bericht über das was ich wußte und was ich angeordnet hatte, vorrücken. Garibaldi war wüthend, er schäumte vor Wuth. Unglücklicherweise kamen gerade in diesem Augenblick vier englische Spitzbuben vorbei, welche Leinenzeug, Kessel u. s. w. gestohlen hatten. Garibaldi ließ nun selbst Meister Peard rufen, und dieser hatte fünf böse Minuten. Das Kriegsgericht, welches bereits von mir angeordnet war, ward wiederholt eingeschärft. Peard sagte, daß es bereits berufen sei, doch fürchte er Meuterei und bäte um Schutz. Ich ließ sofort

einige Bataillone der Brigade Dezza ins Gewehr treten, und ich muß sagen, ich hätte gewünscht, daß die „englische Legion" sich gemuckst hätte. Ich hätte sie ohne alles Weitere massakriren lassen. Unsere Soldaten waren in der besten Stimmung dazu gegen Albions Söhne.

Doch ging alles ruhig hin. Zwei Schurken wurden zum Füsiliren verurtheilt, und da war es gerade wieder Garibaldi, der diese Hunde begnadigte, die im Interesse des guten Namens der Südarmee zehnmal mindestens verdient hatten, todt geschossen zu werden. Ich kann das Spiel mit gerichtlichen Urtheilen einmal nicht leiden; es war mir auch immer zuwider, wenn von diesem oder jenem Commandanten, nachdem ein Kerl vom Kriegsgericht zum Füsiliren verurtheilt war, bestimmt wurde, daß dieser Kerl hinknie, und dann dem zur Execution bestimmten Peloton anbefohlen ward, blind zu laden. Entweder — Oder! Entweder ist der Kerl schuldig —, und dann kein Blendwerk; oder er ist unschuldig oder entschuldbar, und dann kein ungerechtes Urtheil. Zehntausendmal besser ist es, daß ein Offizier, welcher etwas findet, das da stinkt vor Israel, die nothwendige Execution ohne weitere Gerichtsschnurren sogleich selbst vollzieht.

Garibaldi wußte, daß Italien England vielen Dank schuldig sei; er verwechselte England mit diesen nichtsnutzigen Schuften und strategischen Brauersknechten, welche uns unter dem Namen einer englischen Legion zugekommen waren, und war gegen diese von ihrem Lande selbst schließlich verleugneten Schufte großmüthig. Die sogenannte ungarische Legion, welche vornehmlich aus Deutschen bestand und nur einigen ungarischen Helden zur äußerst nothwendigen Folie diente, gab niemals zu Klagen solcher Art, wie die englische Legion, Veranlassung — —, eben weil sie aus Deutschen und nicht aus Ungarn bestand. Ihr wurde viel Ehre vom Dictator angethan; nicht ganz unverdient. Aber ich glaube, daß an diesem Ehreanthun mehr einzelne Leute, die sich ins Licht stellen wollten, die Schuld trugen als die wirklichen Leistungen der „ungarischen" Legion.

Am Abend des 27. October ward es sehr lebhaft. Es kam ziemlich spät ein Befehl von Garibaldi zum Marsche nach San-Angelo. Da dieser Befehl der einzige schriftliche ist, den ich vom Dictator erhalten habe und ich voraussetzen kann, daß die Handschrift Garibaldi's für manchen meiner Leser einiges Interesse hat, so lasse ich am Schlusse dieser „Erinnerungen" ein treues Facsimile desselben folgen und gebe dazu hier die wortgetreue Uebersetzung:

„Calvi, 27. October 1860.

Herr Brigadier!

Morgen früh um 5 Uhr werden wir den Marsch nach San-Angelo antreten, indem wir auf derselben Straße zurückkehren, auf welcher wir gekommen sind. Geben Sie allen unsern Corps Befehl, daß sie zu dieser Stunde auf der großen Straße seien, um zu derselben Zeit abmarschiren zu können. Die Marschordnung wird nach den Stellungen bestimmt, in denen die Corps an der großen Straße sich befinden, in welche diejenigen Corps einfallen, welche seitwärts entsendet wurden.

G. Garibaldi.

Herrn Brigadier Rüstow."

Die betreffenden Befehle an die Brigaden wurden sofort ausgegeben. Da wir noch einige Lebensmittel zu Calvi hatten und es zweifelhaft war, ob wir am 28. October sofort über unsere schöne Volturnobrücke in Gegenden würden zurückkehren können, in denen an Speise und Trank kein Mangel war, so ward bestimmt, daß am Morgen des 28. October die Brigaden vor dem Abmarsch noch alles das fassen sollten, was sich zu Calvi vorfand.

Nachdem die Dinge in Ordnung gebracht waren, traf der Hauptmann Vedova in meinem Hauptquartier ein und überbrachte mir mehrere kriegsministerielle Verordnungen, welche in meiner Abwesenheit zu Caserta angekommen waren. Eine dieser Verordnungen hatte eine bedeutende Wichtigkeit, und ich muß daher etwas weitläufiger von ihr reden.

Cosenz bestimmte nämlich, daß in jeder Division eine Commission zusammentreten sollte, zusammengesetzt aus dem derzeitigen Divisionscommandanten, zwei Stabsoffizieren und zwei Hauptleuten, um eine Classification der sämmtlichen Offiziere vorzunehmen und am 31. October einen Rapport darüber einzureichen. Die Offiziere sollten in drei Klassen eingetheilt werden: erstens solche, die vollständig die Fähigkeiten besaßen, um ihren Grad auszufüllen, zweitens solche, denen die eine oder die andere der nothwendigen Eigenschaften fehlte, und drittens solche, die gar nicht in ein vernünftiges Offiziercorps gehörten.

Diese Angelegenheit schien mir sehr wichtig. Daß in der Südarmee, in deren Offizierscorps ein wenig aufgeräumt werden mußte, unterlag keinem Zweifel; es lag vor allen Dingen im Interesse der Mehrzahl der Offiziere, der tüchtigen, daß die Spreu, welche durch Leichtsinn aller Art hineingekommen war und offenbar dem Ruf der Armee, daher auch der tüchtigen Männer in ihr schadete, ausgesondert werde. Obgleich ich in dieser Zeit nicht gerade mehr an ein Zusammenbleiben der Südarmee glaubte und für meine Person entschlossen war, sobald Garibaldi ginge und ich meinen heiligsten Pflichten genügt hatte, auch zu gehen, meinte ich doch, daß mich dieses nicht abhalten dürfe, zu einer wohlthätigen Säuberung nach besten Kräften mitzuwirken.

Die Zeit war ein wenig kurz bemessen. Damit trotzdem das Geschäft rechtzeitig beendet werde und die nothwendige Gewissenhaftigkeit nicht verloren ginge, schlug ich folgenden Weg ein: Jeder Brigadecommandant oder Chef eines Dienstzweiges sollte mir eine Liste seiner sämmtlichen Offiziere mit beigesetzter Nummer eingeben, die Commission sollte dann die Sache prüfen und offenbare Ungerechtigkeiten berichtigen, während möglichst an der Grundlage festzuhalten wäre, soweit nicht bei Entwerfung der Listen eine falsche Auffassung erkannt wäre. Für die Bestellung der Commission fertigte ich sofort einen Befehl aus, in welchem der Grad des Offiziers angegeben war, den jede Brigade zu stellen hatte. Schrift=

lich ward dieser Befehl mit Beifügung meiner Ansichten den beiden Brigaden Spangaro und Corrao übermittelt; zu Eber und de Giorgis ritt ich noch am Abend selbst hinaus, um mit ihnen die Angelegenheit zu besprechen. Der Zusammentritt der Commission ward auf den 30. October mittags im Palast von Caserta in meiner Wohnung festgesetzt.

Bei der Rückkehr aus den Bivouaks von Zuni nach Visciano kaufte mein Guide Farina in letzterm Orte noch zwei Kerzen ein, da die Beleuchtung von gestern allzu übel aufgefallen war, und da doch in der Nacht noch etwas vorfallen konnte, was die Möglichkeit zu sehen höchst wünschenswerth machen mochte. Zu meinem Schrecken und zu meinem Aerger, um es aufrichtig zu gestehen, mußte ich alsbald bemerken, daß die Contessa eine dieser schwer errungenen Kerzen entführt hatte, und zwar um einem jener englischen Schlingel zu leuchten, die sich am 25. October abends „durch Zufall“ gegenseitig geschossen hatten, jener dieser Bestien, welche leider noch nicht todt war, sondern obenein Hoffnung hatte, wieder auf die Beine zu kommen.

Am Abende nahm auch Vigo von mir Abschied. Seit langer Zeit leidend und der nicht unrichtigen Ansicht, daß er sich bei den verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen, in denen er stand, nicht leicht der Hoffnung hingeben könne, auf dem Kriegsschauplatze selbst seine Gesundheit wiederzuerlangen, hatte er mich schon bald nach der Rückkehr von Santa-Maria zu Caserta um einen dreiwöchentlichen Urlaub nach Mailand, zu seinem alten Vater gebeten. Ich hatte ihm denselben nicht blos bewilligt, sondern ihn auch noch in seinem Vorsatze bestärkt, was mir von seiten derjenigen, die ihn in Fesseln geschlagen hatte, noch manchen sehr ungerechten Vorwurf zuzog. Zunächst war nun der Marsch über den Volturno dazwischengekommen, den Vigo ebenso wenig als wir andern alle versäumen mochte, weil er mit uns glaubte, daß es bei dieser Gelegenheit noch etwas Ernstliches und Rühmliches zu thun geben werde. Wir hatten den Marsch hinter uns, ohne

daß es uns erlaubt gewesen wäre, besondere Lorbern dabei zu sammeln, und Vigo bat mich nun, noch diesen Abend nach Caserta vorausgehen zu dürfen, damit er sich von dort sogleich nach Neapel begeben und daselbst nach einer Ueberfahrtsgelegenheit umsehen könne. Dem stand nichts im Wege. Vigo ging nach einem schweren Abschied. Verschiedene Seufzer, die direct in das kleine Nebenzimmer eingeschlossen wurden, begleiteten ihn.

Ein Diner brachte an diesem Abend noch der Bruder der Apothekerstochter von Sparanise. Wir aßen heute sehr gut; das Essen war nicht blos warm hinübergeschafft; wir hatten auch anständiges Geschirr, was immer eine große Wohlthat ist; und nach dem Essen streckten wir uns zufrieden — wenigstens ich war zufrieden und sicher war es auch die Mehrzahl meiner Begleiter — auf unser Strohlager und schliefen sanft ein.

Früh am Morgen des 28. October war ich mit den Meinen zu Pferde; und nachdem noch die Lebensmittel gefaßt waren, traten wir auf dem Wege, welchen wir gekommen, den Rückmarsch an. Die Contessa, welche sehr müde und angegriffen war, äußerte den Wunsch, ein Roß zu besteigen, und in der That wurde ihr denn mit Hülfe einiger Lagerdecken und eines Pistolenholfters ein Damensattel, wie ihn die Verhältnisse gestatteten, zurecht gemacht.

Um Mittag erreichten wir die Westseite der Höhen von Gerusalemme unfern der Scafa di Trifliseo und bezogen dort ein Lager, da einmal wieder die vortreffliche Volturnobrücke gebrochen war, und es immerhin einige Stunden dauern konnte, bis sie wieder hergerichtet sein würde. In diesem Bivouak suchte mich der Commandant des Bataillons auf, welches ich am 26. October abends nach Sparanise gesendet hatte. Er war ganz beseligt von seinem dortigen Aufenthalt. Die liberale Partei, in dieser Stadt numerisch nicht sehr stark, aber desto kräftiger hervortretend, da sie unter unserm Schutze Oberwasser hatte, hatte unsere Leute mit Jubel empfangen. Die Apothekerstochter hatte ein Gedicht auf den Bataillonscommandanten gemacht, in welchem sie ihn

als „Befreier von Sparanise“ begrüßte, und was der Herrlichkeiten mehr waren. Auch mehrere ausgezeichnete Waffenstücke aus den dortigen Fabriken hatte der Major zum Geschenk erhalten und mitgebracht und legte mir diese jetzt vor, damit ich mir außer dem vergänglichen Diner von gestern auch noch ein Andenken für längere Dauer auswähle. Ich wählte ein ausgezeichnetes altes Jagdmesser, wie man sie in unsern Tagen schwerlich noch findet, von einfacher, aber eleganter Arbeit. Das habe ich denn auch glücklich mit heimgebracht und hoffe, es soll mir auch späterhin noch einmal dienen.

Ich muß hier noch erwähnen, daß ich am 27. October eine Petition der liberalen Einwohner von Sparanise erhalten hatte, in welcher sie eine permanente Besatzung von Garibaldinern verlangten. Die Sache war ein wenig verspätet, wir waren nicht mehr volle Herren im Lande. Sonst hätte die Bitte der guten Leute vielleicht in einer Weise erfüllt werden können, die ihnen am Ende selbst lästig geworden wäre.

Nach mehrstündigem Harren in unserm Bivouak kam die Nachricht, daß die Brücke hergestellt sei, und zugleich der Befehl für mich, mit dem ganzen Corps, das seit dem 26. October unter meinem Befehle stand, nach Caserta abzumarschiren und es dort unterzubringen.

Der Marsch ward ohne Aufschub angetreten. Jenseit der Brücke, nachdem ich einige tausend Schritte vorgeritten war und während ich nun wartete, um der ganzen vereinigten Division die Zeit zum Aufschließen zu geben, traf ich den Intendanten Ghiglione, der noch in dem Glauben stand, daß die 15. Division ihr Quartier bei San-Angelo erhalten werde. Auf meine Aufklärungen eilte er nach Caserta voraus und mehrere Stabsoffiziere mußten ihm folgen, um in Caserta die Kasernen auszuwählen, in denen die Brigaden untergebracht werden sollten. Auch Ronchetti schickte ich vorauf, dessen erste Sorge es war, zu Giovanni zu eilen und bei diesem unser Diner zu bestellen.

Unter lustiger Musik durchzogen wir Santa-Maria, wo Maria Luidsch nicht versäumte, auf der Straße ihre Aufwartung zu machen und mir mitzutheilen, daß jetzt ein Piemontes' — es war della Rocca — in jenen Räumen weile, die ich einst mit meiner Gegenwart beehrt hatte, und dann ging es nach Caserta, wo wir gegen Dunkelwerden eintrafen. Die Brigaden fanden ihre Kasernen schon bereit und ich fand mit den Meinen — dank der vereinten Sorge Ronchetti's, Giovanni's und unsers Kochs — ein auserlesenes Diner. Wenn man einige Zeit dieser Vortheile entbehrt hat, so weiß man, wie wenig man immer an dergleichen Aeußerlichkeiten hängen mag, gute Speisen und Getränke, in eleganten Geschirren und eleganten Zimmern servirt, doppelt zu schätzen.

XXII.

Ein Ausflug nach Neapel.

Am 9. September mittags war ich aus Neapel abmarschirt. So mancher brave Junge, der mit mir frisch und fröhlich hinausgezogen, ruhte jetzt in kühler Gruft an den Ufern des Volturno, ohne Neapel wiedergesehen zu haben. Vedi Napoli e dopo mori! Ich selbst hatte in den sieben vorigen Wochen so oft das Bedürfniß gehabt, nach der Hauptstadt, wenn auch nur auf einige Stunden hinüberzugehen und war nie dazu gekommen. Immer hielten mich Dienstgeschäfte oder auch die Sorge zurück, daß ich irgendeine ernste Thätigkeit versäumen möchte. Andere hatten freilich stets Zeit in Neapel zu liegen und warben dort sogar Barden, um sich besingen zu lassen, und ihr lausiger Ruhm schallte in alle Welt hinaus, eben weil sie wenig Lust hatten, sich solchen zu erringen. Die Menschen sind eben verschiedener Art. Nun aber eben heimgekehrt von dem Marsche über den Volturno, mehr als je überzeugt, daß die Rolle der Südarmee ausgespielt sei, daß mich höchstens noch die Pflicht, für meine Waffengefährten nach bester Kraft zu sorgen, einige Wochen festhalten könne, wollte ich es doch nicht unterlassen, die Hauptstadt zu besuchen, und um keine Zeit zu verlieren, forderte ich mir noch am 28. October abends Urlaub von Sirtori — da Garibaldi nicht in Caserta war. Am 30. October mittags wollte ich wieder in Caserta sein, weil ich für diese Zeit

die Commission zur Classificirung der Offiziere zusammenberufen hatte.

Am 29. October vormittags bestieg ich mit Catenacci einen Eisenbahnzug und kroch nach Neapel. Wir brauchten drei Stunden. Um Mittag kamen wir an, und mein erster Gang oder meine erste Fahrt war zu dem Waffenschmied, der meinen Degen in die Cur genommen hatte und ihn mir nun auch richtig überlieferte. Von da ging es zum Photographen Crillet, denn meine Frau plagte mich beständig um ein Bild, da ihr dasjenige, welches sie von mir in der „Illustrirten Zeitung" gefunden, doch allzu unähnlich vorgekommen war, und da sie ein großes Recht hatte, Gelüste zu haben, konnte ich ihr sicher das Bild nicht wohl verweigern. Nachdem ich „gestanden" hatte, dachte ich mir ein Quartier für diese Nacht zu suchen, und in meiner Unschuld, da ich auf meine Kosten zu leben dachte, fuhr ich bei einem halben Dutzend Gasthöfe vor. Aber alles war besetzt. Dies kam mir ein wenig merkwürdig vor. Bei näherer Nachforschung erfuhr ich denn, daß alle die Lumpe, die unter dem Schutze irgendeiner Anstellung in der Garibaldi'schen Armee Neapel bevölkerten, und nur besuchsweise einmal zur Armee kamen — Notabene, wenn keine Gefahr dabei war — Quartiere in Neapel auf Kosten der Municipalität hatten. Daher der Mangel an Raum in den Gasthöfen.

Da war es denn doch nicht mehr als billig, daß Offiziere, die sich beständig vor dem Feinde, im Gefechte und auf Vorposten umhergetrieben hatten, wenigstens in der Hauptstadt ein Fleckchen fänden, wohin sie ihr Haupt legen könnten. Ich sendete daher Catenacci mit einem Billet aufs Quartieramt, um mir auch eine Wohnung zu bestellen. In einem Kaffeehause erwartete ich ihn und er kam denn auch bald mit dem Bescheide zurück, daß in wenigen Stunden ein Quartierbillet für mich bereit sein würde, welches Catenacci abholen sollte.

Da der Magen seine Ansprüche erhob, so suchten wir ein Mittagsessen. In der Corona di Ferro fanden wir nicht blos

dieses, sondern auch Vigo und den Hauptmann Tessera von der mailänder Geniecompagnie, welcher seit längerer Zeit krank war. Unter heitern Gesprächen verbrachten wir einige Stunden. Der Wirth wollte keine Bezahlung von mir annehmen; ich weiß nicht aus welchen Gründen. Jedenfalls hätte er sich eine etwas starke Contribution auferlegt, wenn er gegen alle Garibaldi'schen Offiziere, die sich in Neapel umhertrieben und bei ihm Stärkung suchten, dieselbe Gastfreiheit geübt hätte wie gegen uns. Catenacci kam nach kurzer Zeit mit dem Billet, welches auf unbestimmte Zeit mir ein Quartier in der Via Toledo, 292, zur Verfügung stellte, und da er sagte, daß dieses Quartier ziemlich groß sei, so bot ich auch Vigo und Tessera ein Unterkommen für die Nacht an.

So fuhren wir denn alle zusammen nach dem neuen Logis, welches aus einem Salon und drei Schlafzimmern mit vier Betten bestand, sodaß in der That die ganze Gesellschaft bequem Platz fand. Nachdem wir uns installirt hatten, machte ich mit Catenacci eine Spazierfahrt durch die Toledostraße.

Neapel schmückte sich eben, um den König von Italien würdig zu empfangen. Ueberall sah man Ehrenpforten und Triumphbogen, Statuen Victor Emanuel's und Garibaldi's und andere Statuen. Aber alles war noch unfertig, und nach der Gemüthlichkeit, mit welcher daran gearbeitet wurde, hatte es auch ganz und gar den Anschein, als ob es bis zum Einzug des Königs nimmer fertig werden würde. Dieser Schein trog keineswegs; es kam ganz und gar so. Meine Aufmerksamkeit erregte besonders eine Reihe von Statuen, welche längs der ganzen Toledostraße aufgestellt waren. Alle 20 Schritte stand da ein kolossales Weibsbild auf einem Piedestal und hatte den rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger vor sich aufgehoben. Eins dieser Frauenzimmer sah so aus wie das andere. „Was soll das bedeuten?" fragte ich Catenacci. Da dieser mir darauf nicht antworten konnte, so begann ich Conjecturen zu machen. „Wahrscheinlich", sagte ich, „kennen die Neapolitaner die Vorliebe des Königs Victor Emanuel für das schöne Geschlecht

und seine Potenzen diesem gegenüber; namentlich auch seine Neigung für den robustern Theil seiner Mitglieder. Erzählte mir doch neulich noch eine junge Dame aus Lombardien, daß der König, als er einst mit ihr schäkerte, zu ihr sagte: «Nein, liebes Kind, es ist unmöglich, daß ich mit Ihnen ernstlich anbinde, entweder würde ich Sie spalten oder Ihnen das Rückgrat brechen. Das wäre doch schade.» Da haben nun die Neapolitaner alle ihre robustesten Puttanen in effigie in die Via Toledo gestellt, damit sie den König zu sich heranwinken. Eine ganz geistreiche, zeit- und sachgemäße Idee!" Catenacci wollte meine Conjecturen nicht gelten lassen; wenn die Sache auch ganz gut passe, meinte er, so seien doch die modernen Zeiten viel zu moralisch, als daß sie gestatteten, einen König auf diese allerdings angenehme Weise zu begrüßen. Später erkundigte er sich dann und brachte mir die Auflösung des Räthsels, die ich allerdings nach meinem langen und freundlichen Umgang mit den Neapolitanern selbst hätte finden sollen.

Wie oft hatte nicht die Schustersfrau im Hause de Carolis in Santa-Maria, wenn sie mir auseinandersetzte, daß sie leider jetzt nur einen Mann habe, den Zeigefinger energisch erhoben: „Un', un', un solo!" Und wie oft hatte ich nicht dieselbe Bewegung in Sicilien, in Calabrien, im Principat, in Campanien gesehen, wenn die Menge begeistert rief: Italia una! Nun, da waren die weiblichen Statuen in der Via Toledo die hundert Städte Italiens — le cento Città — und alle riefen sie: Italia una e Vittorio Emmanuele!

Der Abend und ein großer Theil der Nacht wurden mit Allotrien, namentlich lustigen Damenbesuchen zugebracht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen Theil Neapels von seiner liebenswürdigsten Seite und nebenbei auch die Garibaldicorsets kennen, welche ich den jungen, gut gewachsenen Damen aller Länder als eine höchst praktische Erfindung mit gutem Gewissen anempfehlen kann. Die Garibaldicorsets sind nämlich enge, elastische, gestrickte, rothe Hemden, in welche die jungen Damen sich hineinzwängen,

und welche sich den reizendsten Formen zärtlich anschmiegen, diese in höchst vortheilhafter Weise hervorheben.

Am nächsten Morgen mußte ich nothwendig nach Caserta zurück, da ich auf den 30. October mittags die Versammlung der Commission anberaumt hatte, welche die Classificirung der Offiziere vornehmen sollte. Catenacci hatte den Wunsch in Neapel zu bleiben; es bot sich hier für ihn Gelegenheit, seine juristischen Examina in bequemer Weise zu machen. Ich mochte ihm die Sache nicht verderben. Außerdem war es für mich angenehm, einen treuen Freund dort zu haben, der mir einzelne Privatangelegenheiten besorgte, da ich jetzt meine baldige Heimkehr beständig vor Augen hatte. Catenacci konnte zugleich mein Quartier in der Via Toledo behaupten, welches nicht blos für mich, sondern auch für andere Offiziere meines Stabes, die ich Veranlassung hatte, in Dienstangelegenheiten nach Neapel zu senden, von einigem Interesse war. Ich bat Catenacci die photographischen Porträts von Crillet in Empfang zu nehmen, eine Kleinigkeit in Korallen für mich auszusuchen und diese sammt einem der Porträts an Vigo zu übergeben, der sich erboten hatte, diese Sachen mit nach Mailand zu nehmen, und sie von dort über die Berge nach Zürich zu senden.

Am 30. October, ungefähr um 8½ Uhr morgens, verließ ich Neapel, diesmal aber nicht auf der sonderbaren Eisenbahn, sondern auf einem Wagen, den ich gemiethet hatte. In zwei und einer halben Stunde war ich in Caserta, was mich denn bestimmte, niemals mehr die Eisenbahn zu besteigen, auf welcher man drei Stunden braucht, um nur halb ans Ziel, nämlich auf den Bahnhof, keineswegs in die Mitte der Stadt zu gelangen.

Um Mittag versammelte sich die Commission bei mir, welche die Classification der Offiziere vornehmen sollte. Sie bestand aus den Oberstlieutenants La Porta und Bassini, dem Major de Carolis und dem Hauptmann Mateucci. Die Rapporte der Brigaden und der Chefs der verschiedenen Dienstzweige wurden zu

Grunde gelegt, und wir gingen wacker ans Werk. Manche Frage tauchte da auf. Indessen vereinigten wir uns stets bald und mit Ueberzeugung über zweifelhafte Punkte. Unter uns fünf war wenigstens immer einer, welcher die in Frage kommenden Offiziere genau kannte und einfach erzählte, was er wußte. Meine Meinung über die Cardinalpunkte wurde stets einstimmig adoptirt. Wir waren alle fünf ehrliche Männer und verstanden uns daher leicht. — Um die Verhältnisse zu kennzeichnen, muß ich ausdrücklich bemerken, daß auch — und zwar keineswegs überflüssigerweise — die Frage aufgeworfen ward, ob auch die politische Farbe eines Offiziers in Betracht zu ziehen sei, ob wegen seiner politischen Farbe ein sonst minder Brauchbarer zu bevorzugen oder ein militärisch Brauchbarerer hintanzusetzen sei. Ich erklärte, daß wir nach meiner Ansicht uns rein an das zu halten hätten, was uns vom Kriegsminister vorgeschrieben sei zu beurtheilen, die militärische Brauchbarkeit: Tapferkeit, Fähigkeiten, Bildung. Es verstehe sich von selbst, daß die bürgerliche Ehrenhaftigkeit des Mannes berücksichtigt werden müßte; falsche Spieler, Betrüger und noch Schlimmeres dürften sich nicht mit den Ehrennamen Garibaldi'scher, namentlich von ihren Kameraden anerkannter Garibaldi'scher Offiziere schmücken. Aber ich sei auch der Meinung, daß kein tapferer und militärisch fähiger Mann in eine jener Lumpenkategorien gehören könne. Die politische Richtung dürfe uns niemals und unter keinen Umständen bestimmen, jemand zu bevorzugen oder hintanzusetzen, um so weniger aber in einer Zeit, wo die politischen Richtungen in Italien äußerlich mindestens ziemlich weit auseinandergingen, während doch Eintracht, vorzugsweise in den eigentlichen Volkselementen, Italien vor allem noth thue.

Die Grundsätze, welche ich hier ausgesprochen hatte, wurden von allen Mitgliedern der Commission angenommen und bei dem Urtheile befolgt. Wir arbeiteten rüstig fort und beendeten am 31. October morgens die Arbeit. Mateucci als der jüngste fun=

girte zugleich als Secretär und legte die vollständige Liste an, welche denn schon am 31. October abends dem Kriegsminister übergeben werden konnte. Da noch viele tapfere Offiziere keine Brevets hatten, ließ ich dies in der Liste ausdrücklich bemerken. Die Matrikel der Division war schon seit Mitte October in Angriff genommen, und auch diese Arbeit mit Ordnung und Schnelligkeit fortgeführt worden. Auf wiederholte Vorstellungen beim Kriegsministerium über die Nachlässigkeit bei der Ausstellung der Brevets ward mir erwidert, daß auf dem Kriegsministerium so gar vielerlei zu thun sei, daß möglicherweise einzelne Offiziere trotz ihrer Verdienste ohne Brevets bleiben würden. Indessen schade dies nichts, da die Aufführung eines Offiziers in der Matrikel für ihn ganz den Werth eines Brevets habe. Späterhin mußte ich allerdings zu meinem Schmerze erfahren, daß braven Offizieren elende piemontesische Schwierigkeiten gemacht und ihnen die Anerkennung als Offiziere der Südarmee verweigert wurde, obgleich sie in der Matrikel aufgeführt waren, blos weil ihnen der elende Wisch von Brevet fehlte.

Die Classificationsliste der Offiziere zog mir später einen Brief Türr's zu, in welchem er sich darüber beschwerte, daß ich ihn gar nicht zu Rathe gezogen habe, obwol er doch noch immer Commandant der Division sei. Ich erwiderte darauf: ich habe allerdings nicht wissen können, daß er noch Commandant der Division sei, da es zwar in monarchischen Staaten wol vorkomme, daß z. B. auf irgendeinen Prinzen die Geschäfte eines großen Platzcommandos und des Commandos einer Division gehäuft würden, daß es mir aber ganz ungehörig erschiene, auch in unserer Armee dergleichen böse Sitten nachzuahmen und aus dem und jenem einen „Prinzen“ zu machen. Wenn er aber, trotzdem er die Stadt Neapel commandire, auch noch Ehrencommandant der 15. Division sei, wie der Papst etwa Ehrenpräsident der italienischen Conföderation, so ändere dies in der Sache nichts, da nach

dem Decret des Kriegsministers der Divisionscommandant oder älteste Brigadier der Classificationscommission präsidiren sollte. Mein Antwortschreiben gelangte nicht in Türr's Hände, doch vermuthe ich, daß ihm vom Inhalt Mittheilung gemacht ist, da der Offizier, welcher das Schreiben hätte überbringen sollen, sich später Türr innig anschloß.

XXIII.

Abschied von Garibaldi.

Wenn es noch nöthig gewesen wäre, so bestärkte mich die Betrachtung der Zustände, die sich seit der Ankunft der Piemontesen und seit meiner Rückkehr vom rechten Ufer des Volturno entwickelten, meine immer wachsende Einsicht in die Lage, in welche man Garibaldi bringen wollte, und aus welcher sich zu ziehen ihm sein Patriotismus nicht gestatten konnte, immermehr in dem Entschlusse baldiger Heimkehr zu den Meinen.

Ich für meine Person kann mich über das gesellschaftliche Verhalten der piemontesischen Offiziere, mit welchen ich zusammentraf, nicht beklagen; im Gegentheil. Dafür hörte ich aber beständig von Reibungen, die zu Neapel zwischen Offizieren der piemontesischen und der Südarmee vorkamen, und es war nicht schwer vorauszusehen, daß diese vollständig und in einer traurigen Weise ausarten würden, wenn Garibaldi nicht mehr anwesend war. Mochten sich die Dinge in höflichen officiellen Formen verstecken, mir war es nicht verborgen, daß in der piemontesischen Armee ein Geist der Feindseligkeit gegen die Südarmee geflissentlich gehegt worden sei und noch immer mehr gehegt werden sollte. Unter unsern Offizieren aller Grade traf ich immermehr solche, welche jetzt sehr auf piemontesische Formen hielten und sich in jeder Weise bei den Piemontesen beliebt zu machen strebten, alle Gelegenheiten

dazu häufig vom Zaune brachen, und dies bisweilen auf Kosten ihrer Kameraden. So sehr ich es für passend und nützlich hielt, daß die beiden Armeen auf gutem Fuße miteinander lebten, so sehr für die Pflicht eines jeden, in seiner Weise dazu beizutragen, konnte es mir doch nicht der rechte Weg dazu scheinen, wenn Offiziere der Südarmee bei solchen Bestrebungen die Würde ihrer eigenen Armee hintansetzten. Nach meinen eigenen Gesinnungen hätte ein solches Verfahren, wenn ich piemontesischer Offizier gewesen wäre, in meinen Augen die Offiziere der Südarmee auch nicht hoch gestellt. Noch unwürdiger erschien mir aber die Sache, wenn ich mir nicht verhehlen konnte, daß so mancher sich jetzt von Garibaldi abwendete, „der ihm bald nichts mehr würde nützen können", um sich dafür dem neuaufgehenden Gestirn der Piemontesen zuzuwenden. Ich mußte jetzt schon hier und da vernehmen, wie Garibaldi plötzlich geradezu im Gespräche herabgesetzt ward.

„Jeder piemontesische Lieutenant" — so sprachen verschiedene — „zuckt die Achseln über Garibaldi, über seine militärischen Kenntnisse und Fähigkeiten. Garibaldi ist ein bloßes Werkzeug der Mazzinisten u. s. w."

Ich schwieg natürlich zu dergleichen Redensarten nicht. „Ich", erwiderte ich, „habe keinen piemontesischen Offizier so von Garibaldi reden hören. Wenn eine Anzahl von ihnen wirklich so spricht, so beweisen diese guten Leute eben, daß sie nichts von der Sache verstehen, und daß sie in Turin und in Piemont überhaupt von der Schule, in welche sie Cavour geschickt hat, das Ihrige profitirt haben. Ich würde nicht dulden, daß in meiner Gegenwart so über Garibaldi gesprochen würde, und ich bin der Meinung, daß kein Offizier der Südarmee, der Ehre im Leibe hat, es dulden sollte, daß in seiner Gesellschaft in solcher Weise über unsern General gesprochen werde, den wir besser kennen müssen als die Piemontesen, der jedem von uns Zeichen seiner Zuneigung gegeben hat, und an dessen Seite wir gekämpft haben, von dem wir alle wissen sollten, auf welcher Höhe er als Mann und als

Feldherr steht. Mir scheint es eine Schande, daß Offiziere der Südarmee ein Urtheil des ersten besten Lieutenants über unsern General anführen, als ob ein solches Urtheil nur im entferntesten ein berechtigtes sein könnte. Wenn ihr einmal wieder so über Garibaldi sprechen hört, so fragt doch die Leute, welche so reden, was sie denn eigentlich von euch halten."

Solche und ähnliche Auseinandersetzungen hatte ich einigemal, bis die Leute endlich inne wurden, daß es nicht gerathen wäre, mit mir oder in meiner Anwesenheit ein solches Gespräch anzuknüpfen. Allmählich hatte ich nun immer tiefere Blicke in die cavouristische Thätigkeit gegen Garibaldi gethan, und wie diese nichtsnutzige Thätigkeit sich über ganz Europa erstreckte; auch war mir schon hin und wieder ein Licht darüber aufgegangen, daß Cavour in der Südarmee selbst und in der nächsten Umgebung Garibaldi's seine ergebenen Satelliten haben mußte, die, um sich Cavour zum Freunde zu gewinnen, besonders dahin arbeiteten, den Dictator an jedem vernünftigen und großen Unternehmen zu hindern.

Während meiner unausgesetzten militärischen Thätigkeit in den Monaten September und October hatte ich es schon schmerzlich empfunden, daß ich so wenig von der Politik in Europa zu dieser Zeit unterrichtet war, deren Kenntniß doch auch für das rechte militärische Wirken so außerordentlich ersprießlich, ja nothwendig ist. Ich bekam wol hin und wieder eine Zeitung in die Hände, aber auch nur eben hin und wieder, und hatte dann selten die Zeit, mir das, worauf es gerade ankam, aus all dem Wust herauszusuchen, wann sich etwas von dieser Art auch in dem mir eben zugeflogenen Blatte befand. Deshalb hatte ich schon zu Ende September an Herwegh geschrieben und ihn gebeten, mir aus verschiedenen Zeitungen die Dinge auszuschneiden, auf die es mir gerade ankommen mußte. Herwegh hatte denn dieses auch gethan und einen bedeutenden Packen numerirt und zurecht gemacht, welchen er der Sicherheit halber Freunden mitgab, die eben nach Italien

gingen. Gewöhnlich aber ging es mir, während alles, was von Zürich direct unter meiner Adresse an mich gerichtet war, auch richtig ankam, mit den Sendungen, bei denen besondere Sicherheitsmaßregeln beobachtet waren, ganz anders: ich erhielt sie entweder gar nicht oder einige Monate zu spät. Das große Herwegh'sche Zeitungspacket ist noch bis heute nicht in meine Hände gelangt, und alle Forschungen nach ihm sind vergebens gewesen. Dagegen erhielt ich einige kleinere Sendungen, Einlagen in Briefe, und sie genügten mir so ziemlich, um die volle Wahrheit zu erkennen. Den ganzen Umfang, in welchem die europäische Zeitungspresse von Cavour und seinen Mannen gegen Garibaldi gebraucht worden war, konnte ich freilich erst würdigen, als ich nach meiner Heimkehr die Muße fand, an die Bearbeitung des italienischen Krieges von 1860 zu gehen, zu welchem Behufe ich selbstverständlich auch alles, was die Presse erzählt hatte und wie sie es erzählt hatte, durcharbeiten mußte.

Am 3. November erfolgte die Uebergabe von Capua. Seitens der Südarmee wurden zur Uebernahme der Kriegsgefangenen etwa 2500 Mann aufgestellt. Ich mußte von der 15. Division 500 Mann stellen, welche von der Brigade Spangaro unter dessen Befehl abgegeben wurden. Spangaro hatte in der letzten Zeit wieder auf Vorposten gegen Capua rücken müssen, und der beschwerliche Dienst hatte somit wieder für ihn angefangen. Als einst ein Rapport nicht zur rechten Zeit da war und ich ihn mahnen ließ, ließ er mir zurücksagen: er wüßte nicht, wie er es mit dem Rapport machen solle, er stände den ganzen Tag im Feuer und sie hätten nicht einmal einen Bleistift. Da der Verlust den ganzen Tag über nur 18 Verwundete betrug, sendete ich ihm ein Stück Papier und einen Bleistift, und der Rapport kam denn auch an. Nach der Uebergabe Capuas erzählte mir Spangaro, wie noch über 10000 Königliche ausmarschirt seien. So verhielt es sich in der That; wir hatten nie geglaubt, daß die Garnison noch so stark sei; wir hatten immer nur auf 2= bis höchstens 3000 Mann gezählt.

Als das Ausmarschiren der Neapolitaner aus der Festung mit voller Wehr und Waffen und mehr Munition, als die Garibaldiner hatten, kein Ende nehmen wollte, meinte Spangaro, sei es ihm unwillkürlich eingefallen, was wol daraus werden sollte, wenn die Königlichen plötzlich zum Angriff geschritten wären. Nach der Uebergabe entstand nun ein wahres Wallfahrten nach der Festung, und man kann sich wol denken, daß diejenigen, welche in der Zeit des Ernstes immer am entferntesten von ihren Mauern geblieben, jetzt die ersten waren, welche wünschten, sich dieselbe ganz nahe zu besehen. Ich hatte eben keine große Lust mich in das Nest zu begeben. Am 4. November morgens machte ich noch einen Spazierritt mit Commendù bis zur Eisenbahnstation von Capua, um mir das Schlachtfeld vom 19. September noch einmal in aller Muße zu besehen, betrat aber die Stadt nicht. Nur am 8. November fuhr ich einmal mit der Contessa dorthin, und dieser zu Gefallen auch in das düstere Nest hinein.

Die Contessa war seit unserer Rückkehr von Calvi her krank und lag beständig im Bette, sie war außerdem in einer ziemlich traurigen Stimmung. Ich besuchte sie öfter, und es gelang mir fast immer, sie aufzuheitern. Abends war ich bisweilen mit einigen meiner Offiziere und andern Bekannten zum Essen bei ihr. Der Tisch wurde dann ans Bett geschoben, sie nahm die eine Seite in Beschlag und wir vertheilten uns auf die drei andern und unterhielten uns ganz vortrefflich. Ein besonderes Gaudium gewährte es uns, wenn sie ihren sicilianischen Koch hereinkommen ließ und ihn aufforderte, die Küche für den nächsten Tag zu bestimmen. Er that dies mit unendlichem Eifer, discutirte die Gänge mit dem feierlichsten Ernst und versinnlichte die Bereitung der Speisen durch höchst komische Gesten. Mich heiterte diese Polichinellfigur um so mehr auf, als der Koch — auch in den Bewegungen — die ausgesprochenste Aehnlichkeit mit de Sanctis, dem nunmehrigen Unterrichtsminister des Königreichs Italien und frühern Professor am eidgenössischen Polytechnikum hatte. Am 4. November verließ die

Contessa zum ersten mal wieder das Bett, und ich machte eine Spazierfahrt mit ihr nach San-Leucio, welches ich bei dieser Gelegenheit zum vorletzten mal sah, und durch den Park von Caserta zurück. Das Wetter war seit einiger Zeit wieder außerordentlich schön geworden, und einzelne Regen trugen nur dazu bei, das Grün der Wälder und der Wiesen zu erfrischen.

Am 6. November morgens begab ich mich zu Garibaldi, der sich eben zu Caserta aufhielt, um von ihm Abschied zu nehmen; denn wie gesagt, ich wollte jedenfalls gehen, sobald Garibaldi ginge, und daß er nicht bleiben würde, dessen war ich schon sicher. Garibaldi wollte von einem Abschiede noch nichts wissen. Er hoffe, sagte er, daß wir noch alle zusammenbleiben würden; man spreche wieder davon, daß die Oesterreicher den Po und Mincio überschreiten wollten oder auch schon überschritten hätten; in diesem Falle würde man uns noch brauchen, und wenn alles bei ihm bleibe, würde doch auch ich ihn nicht verlassen. — Indem ich versuchte, alles, was ihn verletzen konnte, zu vermeiden, theilte ich ihm doch meine Anschauung von den Dingen mit. Während wir noch über diese Angelegenheit sprachen, rückten einzelne Truppen auf die Esplanade des Schlosses, und Türr, der so wie Medici auch im Zimmer anwesend war, fragte mich, ob ich den Befehl für die Revue schon habe. Ich hatte schon seit mehreren Stunden meine Wohnung verlassen und so konnte es sein, daß ein derartiger Befehl während meiner Abwesenheit angekommen war; ich für meine Person hatte ihn nicht erhalten. Garibaldi sagte mir nun, daß er sich alsbald nach Santa-Maria begeben werde, um dort den König Victor Emanuel zu empfangen, der dann um Mittag eine Revue über die sämmtlichen in Caserta und dessen Nähe befindlichen Truppen abnehmen werde.

Um mich zu überzeugen, wie weit die Maßregeln bei der 15. Division zu dieser Revue bereits getroffen wären, verließ ich Garibaldi. Der Befehl von Sirtori war wirklich während meiner Abwesenheit eingetroffen, meine Offiziere hatten auch die Befehle

an alle Brigaden ausgegeben; nur an die Brigade Corrao nicht, welche in San-Prisco lag. Ich sendete einen Offizier dahin und ließ La Porta bitten, die Brigade wenigstens an der großen Straße von Santa-Maria nach Caserta aufzustellen, wo der König vorbeipassiren mußte.

Gegen Mittag scharten sich die verfügbaren Truppen mit dem rechten Flügel an das Schloß gelehnt, die Linie ging längs der Esplanade über die Eisenbahn hinweg und längs der Ostseite der Straße nach Neapel. Um aber die Länge nicht gar zu groß werden zu lassen, da alles zwei Mann hoch in Linie stand, mußten die letzten Truppen, namentlich die Calabresen, längs der Westseite der Straße wieder zurückbiegen, sodaß die ganze Aufstellung an der Straße eine Art Spalier bildete.

Bald nach Mittag erschien Garibaldi; aber er kam allein; der König war nicht bei ihm; während der Aufstellung hatte es ein wenig zu tröpfeln angefangen. Garibaldi ritt die Fronte herunter und dann defilirten wir vor ihm. Er hatte seine Aufstellung am großen Portal des Palastes von Caserta genommen.

Ich zog zum letzten mal den Degen, um die Brigaden Eber, de Giorgis und Spangaro dem Dictator vorbeizuführen. Ihr Vorbeimarsch ging vortrefflich, ohne die mindeste Störung und Stockung, besser als ob sie den Parademarsch monatelang expreß eingeübt hatten — und doch hatten sie ihn außer am 16. October nicht ein einziges mal gemacht. Bei den andern Divisionen stockte es hier und da ein wenig. Aber im allgemeinen war dieser Vorbeimarsch ein prachtvoller Anblick. Es defilirten ungefähr 14—15000 Mann, mehr als drei Viertel des Garibaldi'schen Heeres mit etwa 300 Mann Cavalerie und 32 Geschützen; bis auf die neuformirte calabresische Division lauter erprobte Truppen, die ganz anders aussahen als das, was man auf den europäischen Paradeplätzen meistentheils zu sehen bekommt; „junge Veteranen", wie Garibaldi sie nannte. Nach dem Vorbeimarsche sagte Garibaldi den commandirenden Offizieren, die sich um ihn versammelten,

daß nun morgen früh, am 7. November, der König kommen würde, um die Revue abzunehmen; um 6 Uhr morgens — es war um diese Zeit kaum hell, — sollte alles ebenso aufgestellt sein wie heute; die weiter entfernt cantonnirenden Truppen hätten auf diese Weise schon um 5 Uhr unter das Gewehr treten müssen.

Ich gab ohne Säumen die Befehle für die 15. Division aus, wies auch La Porta an, mit seiner Brigade am 7. November zur Parade einzurücken, sodaß dann die ganze Division zusammen gewesen wäre. Ebenso war der Rapport für den König ausgefertigt, der freilich nicht zur Anwendung kam, den ich indessen hier folgen lasse.

ESERCITO MERIDIONALE

15ª. DIVISIONE

STATO MAGGIORE.

NUMº.

OGGETTO.

15ª. Divisione.

Rapporto *sulla forza numerica, stat*

al 7

Brigata.	Corps.	Comandante del Corpo.	Presenti		
			Uficiali.	Truppa.	Total
	St. Maggiore della Div.	Col. Brig. Rüstow	21	30	5
	Intendenza Divisionale	» Ghiglione	12	8	2
	Ambulanze »	Maggiore Ziliani	12	45	5
Col. Spangaro	Stato Maggiore	» »	30	61	9
	Battagl. Bersaglieri	Maggiore Farinelli	11	270	28
	1º. » Cacciatori	» Morici	11	270	28
	2º. » »	» Castellazzi	14	279	29
	3º. » »	» Baganti	12	221	23
	4º. » »	Capitano Gherardi	6	147	15
Col. Brig. Eber	Stato Maggiore	Maggiore Alessandri	11	22	3
	Commissariato		4	1	
	1º. Reggimento	Ten. Col. Bassini	40	431	47
	2º. »	» » Cossovich	45	429	47
	Batt. Bersaglieri	Maggiore Camara	15	493	50
	Legione Ungherese	Ten. Col. Meggorody	15	144	15
	Useri Ungherese	» » Figgelnesi	17	174	19
	Cacciatori esteri	Maggiore Wolf	5	115	12
	Compag. del Genio	Capitano Arnold	3	83	8
Ten. Col. De Giorgis	Stato Maggiore	Maggiore De Carolis	17	21	3
	Bersaglieri milanesi	» Montesi	10	143	15
	1º. Batt. Cacciatori	» Sessa	14	288	302
	2º. » »	» Venuti	13	198	211
	Comp. del Genio	Capitano Tessera	4	46	50
Col. Corrao	Stato Maggiore	Maggiore Gentili	31	12	43
	1º. Reggimento	Col. Corra	32	623	655
	2º. »	Ten. Col. La Porta	49	595	644
	Comp. Calabro-Sicula	Francesco Zocco	—	70	70
Artiglieria	Batt. Garibaldi (rigata)	Capitano Baillot	3	37	40
	» Türr (6pfd.)	» Ferrari	3	79	82
		Totali	460	5335	5795

Stato Maggiore.

sanitario e dislocazione della Divisione

Novembre 1860.

Totale della Brigata.	Ammalati.	Generi di malattie.	Dislocazione.	Osservazioni.
51	—	Febbri,	Caserta	
20	—	malattie veneree,	»	
57	1	ferite, ed altre	»	
	—	malatti diverse	Caserta	
	44	causate	»	
1332	51	dai	»	
	39	disagi	»	
	27	»	»	
	8	»	»	
	—	»	Caserta	
	—	»	»	
	161	»	»	
2047	155	»	»	
	9	»	»	
	28	»	»	
	9	»	»	
	17	»	»	
	17	»	»	
	2	»	Caserta	
	22	»	»	
754	94	»	»	
	72	»	»	
	11	»	»	
	—	»	San-Prisco	
	42	»	»	
1412	248	»	»	
	4	»	»	
	5	»	Caserta	
122	9	»	»	
5795	1075			

Caserta, 7 Novembre 1860.

Il Colonnello Brigadiere
Capo della Stato Maggiore
Comandante inter. della Divisione
W. Rüstow.

Gegen Abend brach ein fürchterliches Gewitter aus, wie man es nur im Süden erfährt, und der Regen strömte förmlich vom Himmel. Ich dachte eben, was es für eine Sauerei geben würde, wenn unsere Leute bei solchem Wetter etwa zwei Stunden stehen müßten, um auf den König zu warten, als eine Nachricht von Sirtori kam, daß die Revue vor dem Könige nicht statthaben würde, da der König sich am 7. November von Santa-Maria direct nach Neapel begeben würde, um dort seinen Einzug zu halten. Man bemerke wohl, daß der König die Parade nicht abbestellte des Regens wegen, denn dieser hatte viel später angefangen, als Victor Emanuel seinen Entschluß faßte. Nein: der König wollte einfach die Südarmee nicht sehen und sich nicht zu den Verpflichtungen bekennen, die er gegen sie hatte. Fanti hatte über Garibaldi gesiegt.

Das Wetter tobte fürchterlich, Blitz auf Blitz erhellte den Saal, in welchem ich schlief, daß es heute nicht nothwendig gewesen wäre, Licht anzuzünden, um bequem lesen zu können; Donner auf Donner grollte, daß die Wände des Palastes von Caserta erzitterten. Ich sprengte mitten in der Nacht und mitten in diesem Aufruhr der Elemente meine Offiziere und Guiden hinaus, um schnell noch den Befehl, der die Revue abbestellte, an die Brigaden zu befördern, damit unsere armen Leute nicht morgen früh unnütz sich auf die Haut durchnässen lassen müßten. Bald gingen meine Boten in sämmtliche Kasernen Casertas und der Umgegend und nach San-Prisco ab. Ich konnte nicht schlafen. Das Wetter tobte die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag, der Regen hielt an und goß in Strömen vom Himmel.

Am nächsten Morgen schrieb ich mein Entlassungsgesuch, welches ich, beiläufig bemerkt, noch einmal nach piemontesischem Muster umschreiben mußte, weil, bevor es genehmigt war, alles schon piemontesisch geworden. Ich wollte keine Zweifel über meine An- und Absichten lassen, bemerkte aber zugleich, daß ich bereit sei, bis zum Ende des Monats im Dienst zu bleiben, um bei der Auf-

lösung der Südarmee, welche unausbleiblich war, bei der Entlassung der 15. Division, deren innere und äußere Verhältnisse ich am besten kannte, behülflich zu sein.

Während ich mein Entlassungsgesuch schrieb, zogen Victor Emanuel und Garibaldi Seite an Seite im strömenden Regen, durch unvollendete Ehrenpforten und Triumphbogen, zwischen Massen von Regenschirmen in das sonst so herrliche Neapel ein. An Evvivas fehlte es nicht; aber am 9. November um $3^1/_2$ Uhr morgens verließ Garibaldi Neapel, und steuerte nach kurzer Unterhaltung mit dem englischen Admiral Mundy, dem er auf seinem Admiralschiffe noch einen viertelstündigen Besuch abstattete, nach Caprera. Garibaldi mußte gehen, wenn er nicht von Victor Emanuel zum Generalgouverneur Neapels und Siciliens mit der Militär- und Civilgewalt — auch nur für wenige Jahre, selbst nur für ein Jahr — ernannt wurde. Aber was konnte es ihm nützen, daß er sich zum Generalarmeecommandanten (Generale d'armata) ernennen und mit den Fanti u. s. w. gleichstellen ließ, insbesondere, wenn er wußte, daß längst Freund Farini zum Generalstatthalter Victor Emanuel's für Neapel, Montezemolo für die Insel Sicilien ernannt war? Garibaldi ging; er hinterließ das Commando der Südarmee dem General Sirtori; er hinterließ der Südarmee einen schönen Tagesbefehl, in welchem er seine Soldaten ermahnte, beisammenzubleiben. Er mußte wissen, daß seine Soldaten ohne ihn und unter dem piemontesischen Gouvernement, welches sich ihnen trotz alles Scheins feindlich gegenüberstellte, nicht zusammenbleiben konnten. Ich werde im folgenden Abschnitte im Zusammenhang erzählen, wie die Verhältnisse der Südarmee sich gestalteten und mit dem Abgange Garibaldi's sich gestalten mußten.

Ich hatte Garibaldi am 6. November morgens zum letzten mal gesprochen, am 6. November abends zum letzten mal gesehen. Ein Freund, welcher der Revue vom 6. November mittags als Zuschauer beigewohnt hatte, sagte, es sei ihm aufgefallen, daß die Führer der Südarmee alle bei dieser Gelegenheit von einer strahlenden

Freudigkeit gewesen wären, er habe nur zwei Gesichter gesehen, in denen eine Spur von Traurigkeit sich entschieden gezeigt habe, dasjenige Garibaldi's und das meine. Wir beide, also scheint es, waren die einzigen, welche ein Bewußtsein der Lage, Liebe zu den Soldaten hatten, mit denen wir so manches zusammen erduldet, von denen wir uns ungern trennten. Wir beide wußten, daß dieser Tag der letzte Tag der Südarmee, ihre Leichenparade war; und wir beide begriffen vielleicht allein, was aus dieser Armee zum Heile Italiens, ja Europas gemacht werden konnte und hätte gemacht werden sollen.

Vielleicht machen die Neapolitaner späterer Jahrhunderte Halbgötter aus den Garibaldinern, die in ihrem activen, wirklich soldatischen Theile ihnen nur angenehme Erinnerungen zurückrufen können, wie viel zu dem Zwecke intriguirt sein mag, die Garibaldiner in den Augen der Bevölkerung zu verderben. Was die Piemontesen betrifft, so ist es schwer zu glauben, daß sie jemals festen Fuß in Süditalien fassen. Die steifen piemontesischen Gensdarmen waren eine der ersten anmuthigen Erscheinungen aus dem Norden, welche die Söhne des Südens genossen. Bald riefen die Lazzaroni auf den Straßen: der piemontesische König hat uns das piemontesische Wetter gebracht! — denn es regnete jetzt unaufhörlich. Und als Victor Emanuel unter Escorte einer Schwadron Reiter ausfuhr, da hörte man nicht flüstern, sondern schreien: Das hat nicht einmal der Bourbone gethan!

Wer irgendeinen Sinn für dergleichen Worte des Volks hat, der wird leicht begreifen, daß von der Einheit Italiens trotz aller Erklärungen und aller Anerkennungen des Königreichs Italien nicht die Rede sein kann, ehe Rom nicht Italiens Hauptstadt ist, solange der König Italiens noch in dem kleinen piemontesischen Paris, in Turin residirt. Wer keinen Sinn für diese Worte hat, für den ist überhaupt die Weltgeschichte verloren.

XXIV.

Die letzten Wochen in Caserta.

Ich habe die Umstände möglichst zusammengefaßt, unter denen Garibaldi von Caserta schied und unter denen ich von ihm schied. Indem ich jetzt noch ein Bild der letzten Wochen entrolle, welche ich in Caserta zubrachte, werde ich zugleich einige Schlaglichter auf die Stellung werfen, welche die piemontesische Regierung zur Südarmee nahm, welche verschiedene Leute in dieser Armee selbst in ihr nahmen und auf einzelne Erscheinungen, die mit alledem in mehr oder minderm Zusammenhange stehen.

In dieser letzten Zeit erhielt ich viele Briefe, nicht blos von den Meinen aus Zürich. Unter diesen Briefen war eine Klasse ziemlich zahlreich vertreten. Es waren Schreiben von Offizieren aus allen Ecken Deutschlands und der Schweiz. Die Absender verlangten sämmtlich von mir meine Vermittelung für ihren Eintritt in die Südarmee. Welchen Eindruck das auf mich in dieser Zeit machte, kann man sich nach allem, was ich erzählt habe, leicht vorstellen. Im wesentlichen lieferten alle diese Briefe mir einen neuen Beweis dafür, daß die Kenntniß der italienischen Zustände in Europa eine außerordentlich mangelhafte sein mußte. Direct habe ich auf keinen dieser Briefe geantwortet; wo es sich gerade gelegentlich machte, gab ich die entsprechende Antwort. Diejenigen aber, welche gar keine Antwort von mir erhalten haben, werden

aus diesem Buche entnehmen können, aus welchen Gründen sie ausblieb, und daß es nicht etwa Unhöflichkeit, böser Wille oder eine sonstige Untugend war, welche mich von der Antwort abhielt. Ich hätte nur allen dasselbe sagen können, und daß mir dieses langweilig sein mußte, wird jeder leicht begreifen.

Dann kam ein Brief von Walesrode aus Hamburg. Walesrode erinnerte mich daran, daß ich ihn zuerst kennen gelernt hatte, da er in Graudenz auf der Festung saß, und rief es mir auf eine angenehme Weise ins Gedächtniß zurück, daß ich mir in meinen Gesinnungen immer treu geblieben bin. Eine solche Erinnerung kann keinem Menschen schaden, und in kritischen Augenblicken des Lebens, wo ein Schwanken und Verirren, wenn auch nur für kurze Zeit, immerhin möglich ist, kommt sie mir wie ein Wink einer höhern Macht vor, eine Ermunterung, auch in diesem Augenblicke, wo es möglich wäre, die Grundlage des ganzen moralischen Daseins, den Grundton des Lebens nicht zu opfern. So berührte mich dieser Brief Walesrode's; ich erhielt den Brief am 1. November; Walesrode hatte ich seit dem Jahre 1848, also seit zwölf Jahren nicht gesehen. Und wenn man nach solchen Wechselfällen, wie sie mir diese zwölf Jahre gebracht hatten, sagen kann, daß man nichts bereut, was man gethan, daß man immer wieder ebenso handeln würde, wie man gehandelt, daß man vielleicht ebendeshalb die schützende Hand Gottes immer, auch in den schwierigsten Lagen, wo außer der Ehre alles verloren schien, über sich gespürt hat, so wirkt das erhebend, kräftigend, und ermuntert, auf derselben Bahn fortzugehen. Der positive Inhalt des Briefes von Walesrode war ohne große Bedeutung. Walesrode sagte mir, daß er im Verein mit Freunden einen zweiten Band seiner „Demokratischen Studien" herauszugeben gedenke, und daß es ihn sehr erfreuen würde, wenn auch ich zu diesem Bande einen kleinen Artikel über italienische Verhältnisse oder über eine Episode meiner Erlebnisse in Italien beisteuern wollte. Zu gleicher Zeit erhielt ich ein Schreiben von Ludwig Simon aus Paris, der dieselbe Anforderung an mich stellte.

Walesrode war sehr dringend: der Druck des zweiten Bandes der „Demokratischen Studien" sollte schon mit dem 1. December beginnen, und ich ward daher ermahnt, meinen Beitrag baldmöglichst einzusenden. Ich hatte nur einen Gegenstand vollständig gegenwärtig. Das war die Geschichte der kleinen Brigade Milano, die Geschichte meiner Kampfgenossen im engern Sinne, derer, die mich seit Milazzo keinen Augenblick verlassen hatten, die ich keinen Augenblick verlassen hatte. Und diese Geschichte schrieb ich binnen wenigen Tagen nieder und sendete sie ab. Aber soviel ich weiß, ist trotz alles Dranges das deutsche Original noch heute (am 1. Juli 1861) nicht erschienen, dagegen ist eine italienische Uebersetzung, nach einer Abschrift einer Dame in Hamburg, des Fräuleins de Castro, in Mailand herausgegeben, seit lange in Umlauf. Eine Abschrift bat ich mir von Walesrode erst aus, als mir denn doch die Sache ein wenig zu langsam zu gehen schien, und nachdem ich von mehreren italienischen Freunden angegangen war, wenigstens etwas zu schreiben, was auf unsere Erlebnisse einigen Bezug hatte, und den niederträchtigen Lügen der Cavourianer und ihres — nur im Lügen — geschäftigen mehr als geschickten Anhanges die Spitze zu bieten. Diese kleine Broschüre schon hat manchen Sturm erregt. Und doch ist sie eine lumpige Flintenkugel.

Jetzt werden diese „Erinnerungen", es wird die „Geschichte des italienischen Krieges von 1860" kommen, von der auch eine italienische Uebersetzung erscheint, und sie werden Italien und ganz Europa über die Größe des wirklichen Garibaldi'schen Heeres und über die Kleinheit der piemontesischen Schliche Cavour's vollständig aufklären. Wie viele Anstrengungen von wirklichen und zur Feindschaft berechtigten Feinden und von falschen Freunden gemacht werden mögen, meine einfachen Erzählungen in Nichts zurückzudrängen, alle ihre Anstrengungen werden nothwendig an der Macht der einfachen Wahrheit zerschellen, die Größe Garibaldi's wird trotz aller Schimpfereien von wiener und andern Literaturphilistern siegreich aus dem Wort= wie

aus dem Schwertkampfe hervorgehen, und ebenso sicher, trotz aller Erfolge, die scheinbar von ihr errungen werden mögen, die Kleinheit der Piemontesenpolitik.

Eine Reihe von Briefen erhielt ich von einer Dame aus Deutschland. Diese interessirte sich sehr für einen Offizier der Garibaldi'schen Armee, welchen sie in Mailand kennen gelernt hatte. Sie hatte gehört, daß er in meinem Stabe sei, aber von ihm selbst seit lange gar keine Nachrichten erhalten. Sie beschwor mich nun, den Betreffenden, wenn er noch lebe, zum Schreiben anzuhalten, wenn er todt oder schwer verwundet sei, ihr selbst Nachricht zu geben.

Als dieser Brief ankam, saßen wir eben zu Tische; auch der gesuchte Ungetreue war munter und gesund, mancher Gefahr entgangen, bei uns. Nachdem ich mehrere Dienstschreiben durchgangen, öffnete ich endlich auch den Steckbrief der Liebe, und einigermaßen verwundert nannte ich unwillkürlich die Stadt am Rhein, von welcher er kam. Der Ungetreue ward feuerroth und rief: „Oberst, Sie haben einen Brief an mich geöffnet!“ Statt aller Antwort reichte ich ihm den Brief hinüber, und es ereignete sich, daß derselbe deutsch geschrieben war und der Ungetreue ihn folglich nicht lesen konnte. Der Brief kam daher an seine Adresse zurück. Ich las ihn nun, theilte dem Verfolgten den Inhalt mit und bat ihn, da ich seine Schreibfaulheit hinreichend kannte, dringend, diesmal eine Ausnahme zu machen, recht bald zu schreiben und die ferne Liebe aus ihrer Angst zu reißen. Zerknirscht versprach er. Indessen verging ein Tag um den andern.

Nun muß ich zum Verständniß des Folgenden bemerken, daß ein Brief von Zürich an mich gewöhnlich zehn Tage unterwegs war und allermindestens ebenso lange oder noch einen Tag länger mußten die Briefe von jener Stadt am Rhein an mich gehen, und wieder solange die Briefe von Caserta nach der Stadt am Rhein. Es waren aber, seitdem ich den ersten Brief von daher empfangen, kaum zehn Tage verlaufen, als schon ein zweites Schreiben

eintraf, in welchem die Dame mir heftige Vorwürfe machte, daß ich ihre Bitte nicht erfüllt habe und mich bei allen Heiligen beschwor, jetzt wenigstens keine Stunde zu säumen.

Da stellte ich mich denn zu dem Ungetreuen und wich nicht eher von ihm als bis er einen Brief geschrieben hatte; diesem fügte ich einige Zeilen hinzu, und er wurde spedirt. Am letzten Tage, da ich in Neapel weilte, hatte ich dann noch das Vergnügen und die Befriedigung, einen dritten Brief von der jungen Dame zu erhalten, in welchem sie mir auf eine herzliche und übertrieben anerkennende Weise dafür dankte, daß ich ihren Ungetreuen zum Schreiben angehalten und sie auf die angenehmste Weise aus Angst und Ungewißheit gerissen.

Der alte Köhler wendete sich, da Garibaldi jetzt vielfach von Caserta abwesend war und in die Hellebardiergarde einige Auflösung einriß, mit der Frage an mich, ob ich nicht eine passende Beschäftigung für ihn habe. Diese fand sich allerdings; ich muß nämlich bemerken, daß Köhler ein vortrefflicher Kartenzeichner und Aufnehmer ist, und ich hatte sehr den Wunsch mir eine große Karte vom Schlachtfeld von San-Angelo, Santa-Maria und Capua mit heimzunehmen. Wir hatten eine ziemlich schlechte große Flurkarte, in welcher vieles fehlte, namentlich auch der Baumschlag auf den Feldern, welcher doch für die Beurtheilung mancher Gefechtsmomente von Wichtigkeit ist. Köhler konnte diese zu Grund legen und von dem Fehlenden das Wichtigste, soweit die Zeit noch reichte, eintragen. Es ward also arrangirt, daß er provisorisch von der Hellebardiergarde zum Stab der 15. Division abcommandirt ward, und er ging dann auf unserm Bureau zunächst ans Zeichnen. Dabei veranlaßte es anmuthige Scenen, daß der wißbegierige Ronchetti, welcher bis dahin noch keine Ahnung vom Terrainzeichnen gehabt hatte, sich über diese Kunst unterrichten wollte. Ronchetti versuchte es erst vergebens auf italienisch und dann ebenso vergebens auf französisch. Deutsch verstand Ronchetti nicht, aber vielleicht hätte es ihm auch nichts geholfen, wenn er es

verstanden hätte, da der alte Krieger ein wenig schwer hörte, insbesondere wenn er an das Organ des Sprechenden nicht gewöhnt war; endlich griffen Lehrer und Schüler zur Zeichensprache, und wie es mir scheint, verständigten sie sich durch diese wenigstens am sichersten. Daß aber dieser Unterricht im Terrainzeichnen, welcher mittels Gesten ertheilt und genossen ward, die unparteiischen Zuschauer mit einiger Heiterkeit erfüllte, wird der günstige Leser sich lebhaft vorstellen können. Durch einen Umstand, von dem wir sogleich reden werden, wurde Köhler anfangs in seinem Zeichnen und Aufnehmen vorzüglich ungebührlich gestört. Als er an das Aufnehmen kam, begegnete ihm gleich zum Beginne ein unangenehmer Vorfall. Er war nämlich nach Santa-Maria gefahren, um von dort aus seine Operationen anzufangen. Um in aller Bequemlichkeit verschiedene Entfernungen abschreiten zu können, legte er dort die Flurkarte, welche ihm als Grundlage diente, auf einen Absatz des Capuaner Thors, an welchem stets zwei Schildwachen standen. Zurückgekehrt fand er die Sache nicht mehr vor; er hatte nicht die richtigen Begriffe von der Harmlosigkeit italienischer Schildwachen, wenn ihnen nicht persönlich etwas auf die Seele gebunden worden ist. Kurz, die Karte war verschwunden, Köhler vermochte nicht auszudrücken, was ihm fehlte, suchte vergebens in Santa-Maria umher und kam abends mit der trostlosen Ueberzeugung und Nachricht zurück, daß die Basis seiner Studien nicht mehr existire. Glücklicherweise war dem Schaden abzuhelfen und Köhler selbst ging nach Neapel, um dort ein zweites Exemplar der Karte im topographischen Bureau aufzutreiben. Als dies gelungen war, setzte er seine Arbeiten fort, und die Karte, welche er zu Stande brachte, und welche auf den wichtigsten Terraintheilen des Schlachtfeldes eine ganz getreue Uebersicht bietet, wird meine „Geschichte des italienischen Krieges von 1860“ schmücken.

Der Vorfall, welcher Köhler anfangs in seinen Arbeiten störte, war das Erscheinen von Johann Philipp Becker zu Caserta. Derselbe kam dort an einem der ersten Novembertage an; ich war

schon durch ein etwas mysteriöses Billet aus ihm feindlicher Quelle auf sein Erscheinen vorbereitet. Wenn ich nun auf dieses Billet allerdings keinen außerordentlich hohen Werth legte, so kann man sich doch leicht vorstellen, daß mir der Grund des Erscheinens Johann Philipp Becker's ein wenig sonderbar vorkam. Man kennt den betreffenden Grund bereits aus einer frühern Stelle dieser „Erinnerungen". Becker sollte eine Legion errichten.

Wozu jetzt noch eine neue Legion, da bei uns alles vorbei war? Wir hatten wahrhaftig unser Stück ausgespielt.

Und was für eine Legion? Becker hatte einen Menschen bei sich, der, wie es mir wenigstens vorkam, sich für ziemlich unklare slawische Zwecke interessirte.

Wenn man Sinn und Verstand in die Sache bringen wollte, so konnte man sich Becker und seinen Begleiter höchstens als Leute denken, welche dieselbe Rolle in Neapel und Caserta spielen wollten, welche seinerzeit gewisse brasilianische Agenten in Hamburg gespielt hatten. Diese brasilianischen Agenten benutzten nämlich die Zeit der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee, um eine deutsche Legion für Brasilien zu werben.

Das hatte einen vollständigen Sinn. Brasilien brauchte damals eine Legion; Brasilien war ein Staat, der am Ende die nothwendigen Mittel bot; daß die brasilianischen Agenten große Spitzbuben waren, ist sicher; indessen, das war ihre Sache, sie konnten wenigstens etwas —, auch mit genügenden Sicherheiten — bieten. Was sollte nun jetzt eine aus den nicht italienischen Trümmern der italienischen Südarmee errichtete Legion bedeuten?

Mit welchen Mitteln sollte sie errichtet werden?

Wer stand hinter den Agenten?

Für einen gewissenhaften Mann sind in meiner Lage diese Fragen immer die ersten. Die Antworten waren aber alle dunkelblau oder nebelgrau, wie der weite Himmel je nach den Wirkungen der Sonne und der Dünste. Ich hatte keinen Grund, Johann Philipp Becker für gewissenlos und für einen bloßen Speculanten zu halten, im

Gegentheil mußte ich glauben, daß er für seine Person es ehrlich meine. Aber von wem wurde er gemisbraucht? Blos von seiner vollständigen Unkenntniß der Verhältnisse? von der Unklarheit seiner Begriffe? oder von noch einem andern? Wie man leicht begreifen wird, ich konnte aber auch nicht die mindeste Lust fühlen, auf Dinge einzutreten, die ich nicht völlig kannte, und die, soweit ich sie kannte, mir verdächtig scheinen mußten. Ich empfing Becker freundlich und höflich wie jedermann, lehnte aber jede Beschäftigung mit seinen Angelegenheiten ab, indem ich ihm sagte, daß ich für meine Person bis zum 1. December heimgehen werde.

Die Offiziere der Südarmee, welche nichts Besseres verlangten als den Uebertritt in den piemontesischen Dienst, legten sich alle Erscheinungen von piemontesischer Seite her in einem für die Südarmee günstigen Sinne aus, was ihnen dann jedesmal in um so höherm Maße gelang, je weniger sie mit den wahren Verhältnissen bekannt waren. Ich erinnere mich, wie große Freude bei diesen Offizieren ein Schreiben des Generals della Rocca an Garibaldi vom 3. November erregte, in welchem della Rocca ankündigte, daß er vom König Victor Emanuel den Befehl erhalten habe, der Südarmee die hohe Befriedigung, welche ihre Haltung dem König gewährt habe, auszudrücken. Schließlich sprach della Rocca die Hoffnung aus, daß die Bande, welche die piemontesische Armee mit der Südarmee verknüpften, immer innigere werden würden.

Und doch, als dieser Brief bekannt wurde, zeigte Victor Emanuel durch sein Nichterscheinen bei der Revue vom 6. November und durch die Abbestellung derjenigen vom 7. November, daß er durchaus keine Lust habe, sich mit der Südarmee zu befassen.

Alsbald wurde, wie um diesen Eindruck abzuschwächen, das Gerücht verbreitet, es werde alsbald ein der Südarmee äußerst günstiges Decret erscheinen. Es kamen denn auch Decrete genug, aber daß sie in der Südarmee auch in denjenigen Offizieren, welche gern bleiben wollten, große Zufriedenheit erregt hätten, könnte ich eben nicht behaupten.

Ein königliches Decret vom 11. November, gegengezeichnet von Cavour und Fanti, verordnete im wesentlichen Folgendes:

Die gegenwärtig unter den Waffen befindlichen Volontäre sollten ein besonderes Corps des regulären Heeres mit einer Capitulation von zwei Jahren für Unteroffiziere und Soldaten bilden, die Offiziere dieses Corps sollten ihre Anciennetät für sich und ebenso das Avancement im Corps haben. Eine gemischte Commission sollte die Grade und die Anciennetät der Offiziere des Volontärcorps mit Rücksicht auf die von ihnen geleisteten Dienste und ihre Präcedentien bestimmen. Die Regierung wollte sich vorbehalten, Offiziere des Volontärcorps in das reguläre Heer dergestalt einzureihen, daß die Rechte der Offiziere des regulären Heeres nicht verletzt würden.

Am 12. November folgte dann ein Tagesbefehl des Königs, in welchem noch bestimmt ward, daß auf die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Südarmee, welche durch Verwundung dienstunbrauchbar geworden, die piemontesischen Pensionsgesetze ihre Anwendung fänden. Die Unteroffiziere und Soldaten, welche ihren Abschied verlangten, sollten freie Reise in die Heimat zur See und auf den Eisenbahnen und außerdem eine Gratification von drei Monaten Gehalt haben; die Offiziere, welche ihren Abschied verlangten, ohne freie Reise eine Gratification von sechs Monaten. Den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der mobilen Nationalgarden (aus dem Neapolitanischen), welche augenblicklich zur Südarmee gehörten, sollte eine Gratification von einem Monat verabfolgt werden.

Die Gratification für die Mannschaft der eigentlichen Volontärcorps ward späterhin auf verschiedene Klagen von drei Monaten auf sechs Monate erhöht.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise die Offiziere der Südarmee sich über diese Decrete aussprachen.

Große Unzufriedenheit erregte vor allen Dingen die Commission, welche die Titel der Offiziere prüfen sollte. Absolut gegen eine Commission sprachen sich nur sehr wenige aus, diejenigen nämlich,

welche bezüglich ihrer Verdienste sehr unsicher waren; dagegen wollte von der gemischten, d. h. aus piemontesischen Generalen und Generalen der Südarmee zusammengesetzten Commission eigentlich niemand etwas wissen. „Wie?“ riefen die absolut Unzufriedenen, „die Nationalgarden, welche 1859 in der Emilia und der Romagna mobilisirt wurden, welche während des Krieges nichts als zwei Monate Garnisondienst gethan hatten, wurden ohne weiteres dem regulären Heere einverleibt, und obwol ihre Offiziere überallher zusammengelesen waren, und Gott weiß wie, dachte doch niemand daran, sie erst noch einer Prüfung zu unterwerfen, nachdem sie einmal ihren Dienst gethan hatten. Und wir haben monatelang in Dreck und Trübsal und im Feuer zugebracht und den Piemontesen Sicilien und Neapel erobert, und jetzt kommen sie und wollen noch lange Untersuchungen über uns anstellen, ob wir unsere Stellungen verdienen. Und diese Untersuchung soll nicht aus unserer eigenen Mitte heraus, sondern noch obenein von einer gemischten Commission vorgenommen werden, in welcher offenbar die Piemontesen die erste Flöte spielen werden, die es gewiß nicht daran fehlen lassen, jedes sicherste Verdienst zu bemängeln, wenn namentlich einer nicht auf ihren Militärschulen das Knöpfeputzen und Salutiren wissenschaftlich erlernt hat. Und diese Geschichte fängt derselbe Fanti, blos aus niedriger Feindschaft gegen Garibaldi an, Fanti, der Schneider und Handschuhmacher in Centralitalien zu Majoren und Hauptleuten gemacht hat! Wer wird denn die Commission ernennen? Wer steht uns dafür, daß nicht auch von der Südarmee Leute genommen werden, die, um sich bei den Piemontesen beliebt zu machen, mit ihnen ganz in dasselbe Horn blasen und sich von ihnen bei jeder Gelegenheit dominiren lassen?“

Andere Mäßigere machten dagegen darauf aufmerksam, daß die Prüfung und Regulirung allerdings nothwendig sei, und wenn man sie in Centralitalien unterlassen habe, so sei das kein Grund, eine entschieden nützliche Maßregel auch hier zu unterlassen. In letzter Zeit namentlich hätten noch manche Commandanten ganz unzulässiger-

weise Beförderungen eigenmächtig vorgenommen, die gar nicht verdient wären und höchstens Garibaldi's Müdigkeit oder Gutmüthigkeit benutzt, um schließlich sich dessen Billigung in Bausch und Bogen einzuholen. Aber allerdings solle die Commission aus der Südarmee, aus erprobten Männern entnommen werden, deren Rechtlichkeit und Kenntniß der Verhältnisse außer allem Zweifel stehe. Bei dieser Gelegenheit ward auch darauf hingewiesen, wie noch ganz zuletzt, als Garibaldi mit einem Fuße schon auf dem Schiffe stand, eine Anzahl Generale sich hatten den Titel Generallieutenant geben lassen, darunter Männer, die, wenn es darauf ankam, wirkliche Verdienste anzuerkennen, immer so gethan hätten, als verführen sie mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne daß sie bei ihren Lieblingen etwa die Goldwage anlegten und ohne daß man die Verdienste entdecken könnte, welche sie selbst noch einer großen Beförderung zum Abschiede würdig gemacht hätten.

Eine andere Partei, welcher es weniger darauf ankam, in welcher Weise, ob in einer würdigen oder unwürdigen die Prüfung und Ausscheidung vorgenommen würde, wenn sie nur ihre Wünsche erfüllt sah, setzte den milden und „gerechten" Modus der Prüfung auseinander. Die gemischte Commission, sagten diese, sei ja eine bloße Form. Diese Commission würde zusammentreten und auf Grund der von den Divisionen durch die von Cosenz anbefohlenen Commissionen bearbeiteten und eingereichten Classificationslisten ihr Urtheil abgeben, sodaß dieses doch im Wesen von der Südarmee selbst ausgehe. Alle die Offiziere, welche mit der Nummer 1 versehen wären, würden ohne weiteres im Dienst behalten. Diejenigen, welche die Nummer 2 erhalten hätten, würden zur Disposition mit dem Wartegeld ihres Grades gestellt; nur die mit der Nummer 3 würden entlassen, auch ohne es zu verlangen.

Wir bemerken, daß auch die gemischte Commission niemals zusammengetreten ist, und daß die Hinschleppereien und Zerrereien der Piemontesen gegen die Offiziere der Südarmee, welche sich für das Bleiben im Dienste erklärten, endlich noch den Löwen von

Caprera auf einige Tage ins turiner Parlament trieben, damit er seinen Feinden, welche an ihm selbst ihr Müthchen nicht kühlen konnten, einmal die ganze Wahrheit sage.

Am 9. November nach Garibaldi's Abgang kam Sacchi von San-Leucio zu mir, mit einem Befehl Sirtori's, nach welchem er die 15. Division übernehmen sollte, mit welcher nun auch seine Brigade definitiv vereinigt wurde. Ich verabredete mit ihm, daß ich bei dem ganzen Entlassungsgeschäft behülflich sein würde, und da es folglich mit meiner Abreise keine so große Eile hatte, so kehrte er noch auf etwa acht Tage nach San-Leucio zurück.

Sirtori ordnete an, daß infolge des Tagesbefehls des Königs vom 12. November in jeder Division Listen derjenigen Mannschaften, welche ihren Abschied haben wollten, angefertigt werden sollten, mit Angabe der Seehäfen, in welche die Leute spedirt zu werden wünschten. Ich hatte diese Arbeit sogleich beginnen lassen, noch ehe ich den Befehl Sirtori's hatte, weil es für mich keinem Zweifel unterlag, daß der größte Theil der Mannschaft heimgehe, ja daß wenig davon übrig bleiben würde. Man hat oft diejenigen, welche die Auflösung der Südarmee bedauerten, gefragt, wie es denn wol möglich gewesen sein würde, dieselbe überhaupt zusammenzuhalten. Darauf ist zu erwidern: es war allerdings für das piemontesische Gouvernement geradezu unmöglich, wenn es absolut auf seinem beschränkten Standpunkt der Durchführung des piemontesischen Schemas stehen bleiben wollte.

Vor allen Dingen hätte man es Garibaldi möglich machen sollen, in Süditalien zu bleiben.

Dann mußte man sich entschließen, in Süditalien eine Milizorganisation einzuführen, als deren Kern die bisherige Südarmee dienen konnte.

Endlich wäre es auch nothwendig gewesen, der Südarmee ihre eigenthümliche Uniformirung zu lassen, an welcher die meisten Soldaten außerordentlich hingen, während sie die piemontesische Uniform nicht sehr liebten. Vielleicht konnte späterhin eine Verschmelzung

insofern eintreten, als die Piemontesen das Zweckmäßige der Ausrüstung der Südarmee annahmen, während die Südarmee in manchem Stücke ihre Ausrüstung nach dem piemontesischen Modell verbesserte. Daß hier etwas ganz Zulässiges lag, wird jeder begreifen, der nicht meint, daß die Einheit Italiens nur durch Verpiemonteselung des ganzen Italien zu erreichen sei. Und es gibt viele Leute, welche die Verhältnisse kennen und der Ansicht sind, daß gerade der Versuch der absoluten Verpiemonteselung der wahrhaften Einigung entschieden schädlich sei.

Unter jenen Voraussetzungen nun konnte man in allen Provinzen sofort eine Aushebung der jungen Mannschaft zum Einexerciren und vorerst in einem geringen Verhältnisse anordnen, sodaß vorerst auf dem ganzen Festland Neapels nur etwa 15—20000 junge Bursche unter die Waffen gerufen wurden. Mit dem bestehenden Theil der Südarmee hätte dies ein Heer von 35—40000 Mann, zur Hälfte Rekruten, gegeben. Die Brigaden der Südarmee wurden auf die Provinzen vertheilt, nahmen dort die Rekruten der betreffenden Provinzen in sich auf und begannen dieselben zu exer ciren; nach einigen Monaten konnten die einexercirten Rekruten in die Heimat entlassen und andere dafür eingezogen werden; alle Rekruten aber, die bei einem Corps ausexercirt waren, wurden in dessen Listen fortgeführt und blieben ihm für Uebungsdienst und für Kriegsfälle verpflichtet.

Zu dieser Ausbildung der Rekruten war bei weitem nicht die ganze Zahl der alten Offiziere und alten Soldaten der Südarmee nothwendig; die Hälfte der Zahl genügte vielmehr durchaus, vielleicht auch ein Drittel. Dieser Umstand würde es nun gestattet haben, daß man erstens zahlreiche Beurlaubungen auf längere Zeit eintreten ließ. Fast alle unsere Mannschaft hatte das Bedürfniß, sich einmal wieder in der Heimat umzusehen, und da die Mehrzahl unserer Soldaten und Offiziere Oberitaliener waren, mußten sie dazu, damit es sich verlohnte, einen Urlaub von mindestens zwei Monaten haben. Ob sie aber auf diesen noch zwei oder drei

Monate warteten, das war ihnen gleichgültig, auf das sofortige Heimgehen in Urlaub legte nur eine geringe Zahl einen Werth.

Zweitens, da man von den Offizieren sicherlich nicht alle diejenigen, welche auf den Urlaub verzichteten, zum Rekrutenexerciren gebrauchte, gewann man nun die Gelegenheit, diejenigen Offiziere, welche durch allgemeine Bildung militärischen Geist und große Bravour ihre Grade vollkommen verdient hatten, denen es aber doch an der nothwendigen militärwissenschaftlichen Bildung fehlte, um diesen Graden völlig zu genügen, in Kriegsschulen zu versammeln und hier das, was einzig und allein ihnen fehlte, zu ergänzen. Bei der großen Lernbegier, dem guten Willen, der allgemeinen Bildung der Mehrzahl unserer activen Offiziere würde dies in sehr kurzer Zeit die besten Früchte getragen haben. Ich kann versichern, daß gerade eine große Anzahl der im übrigen tüchtigsten Offiziere den bezeichneten Mangel vollständig fühlte, und ich hatte auf deren Andringen bei der 15. Division schon vor dem Marsche über den Volturno alle Anstalten zur Begründung einer Kriegsschule getroffen, die zunächst nur von freiwillig sich meldenden Offizieren besucht, ins Leben treten sollte, sobald wir einige andauernde Ruhe erhalten würden. Ich selbst wollte an dieser Schule zunächst eine Art encyklopädischen Unterrichts ertheilen, darauf berechnet, das Interesse unserer jungen Offiziere für die Militärwissenschaften recht rege zu machen, während einige andere tüchtige Offiziere einzelne, zunächst die nothwendigsten Specialfächer, in der Stube wie im Freien lehren sollten. Nach der Rückkehr zeigte sich indessen der verderbliche Einfluß der Ankunft der Piemontesen bereits so stark, und mein Entschluß, baldmöglichst heimzukehren, war so sicher geworden, daß aus der Sache nichts mehr wurde.

Neben den nothwendigsten Dienstgeschäften mußte ich nun allmählich auch an die Regelung verschiedener Privatangelegenheiten denken, welche jeder Ortswechsel von Bedeutung mit sich bringt. Hauptsächlich aus diesem Grunde fuhr ich am 12. November morgens nach Neapel. Ich traf hier meinen lieben Catenacci wieder,

der mir zu Caserta ebenso wie Vigo um so mehr fehlte, als Rondchetti in dieser Zeit krankhaft aufgeregt, wenig für meine Erheiterung that, während ich mit meinen übrigen Offizieren niemals in ein so inniges Verhältniß getreten war als mit diesen tapfern Männern. Catenacci hatte ein Exemplar meiner Photographie sowie ein kleines Geschenk für meine Frau, welches er in meinem Auftrage ausgesucht und wobei er seinen guten Geschmack trefflich bewährt hatte, richtig an Vigo überliefert. Dieser, der mich am 31. October noch einmal in Caserta besucht hatte, um von mir Abschied zu nehmen, war noch am gleichen Tage nach Genua abgesegelt; er konnte also am 2., spätestens 3. November in Mailand angekommen sein, und die kleine Sendung konnte sich, von dort aus sogleich weiter spedirt, bereits seit dem 5. November in den Händen meiner Anna befinden.

Da eine ganze Anzahl meiner Offiziere mein Porträt zum Andenken wünschte, mußte ich mich noch einmal zu Herrn Crillet begeben, der mich diesmal in Visitenkartenformat in ganzer Figur aufnahm. Catenacci hatte sich gleichfalls photographiren lassen. Er wollte absolut in Farben dargestellt sein, wobei es, wie man vermuthen muß, doch auf das rothe Hemd vorzugsweise ankam. Da nun Crillet, wie ich vermuthe mit Recht, behauptete, daß die Photographie sich noch nicht für die Darstellung in Farben eigne, daß dabei nie Bilder herauskämen, die dem Künstler Ehre machten, so hatte sich Catenacci an einen andern Photographen gewendet, der die colorirten Bilder zu Hunderten und Tausenden anfertigte. Hier hatte nun aber keines der Bilder im rothen Hemd recht gelingen wollen, und Catenacci hatte endlich seinen dunkeln Mantel umgenommen. In diesem war er auch dargestellt —, wie es mir aber scheint, war der Zweck versäumt —, obgleich für mich das Bild eine liebe Erinnerung ist.

Einer meiner ersten Besuche galt diesmal dem schweizerischen Generalconsul in Neapel, Herrn Mörikofer, dessen Freundschaft in Anspruch zu nehmen ich vielleicht in den Fall kommen konnte.

Herr Mörikofer nahm mich mit der größten Zuvorkommenheit auf und erbot sich zu jeder Gefälligkeit, die er mir würde erweisen können. Ich habe davon, freilich in bescheidenem Maße, auch wirklich Gebrauch gemacht.

Dann mußte ich nothwendig den alten Herrn Cosentini, den Vater eines der Offiziere meines Stabes, aufsuchen, der mir bei einem Besuch in Caserta seinen Sohn besonders auf die Seele gebunden hatte. Er empfing mich sogleich mit der Ankündigung, daß er immer ein Zimmer für mich bereit habe, und ich mußte dieses, was vollkommen gerüstet war, sogleich in Augenschein nehmen. Da ich mein Quartier in der Via Toledo noch hatte, so war es nicht nöthig, daß ich von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch machte. Dagegen leistete mir Herr Cosentini durch seine Lokalkenntniß und seine Gefälligkeit bei verschiedenen Einkäufen und andern Geschäften die besten Dienste, die ich dankbar annahm. Ueberhaupt muß ich hier der Freundlichkeit Erwähnung thun, welche mir in Süditalien entgegenkam, und der Zuneigung, die mir die Italiener fast ohne Ausnahme auf Schritt und Tritt bewiesen. Bei aller Bescheidenheit kann ich angesichts der Klagen, die ich von andern Leuten hörte, doch nicht umhin, mir an dieser Zuneigung einen Theil des Verdienstes zuzuschreiben. Außer über Bertani — der sehr zum Nachtheil der Sache mir eine Zeit lang entgegenarbeitete — wüßte ich eigentlich keinen Italiener, über den ich mich zu beklagen hätte. Diejenigen, über welche ich in Italien mich mit Recht beklagen durfte, waren sämmtlich Nichtitaliener.

Manches sah ich in diesen Tagen in Neapel von der Wirksamkeit der Muratisten. Es schien, als ob diese sich mit ziemlicher Ungenirtheit an einflußreiche Nichtitaliener wendeten, um sie zur Arbeit für ihre Zwecke auszubeuten. Sie schienen jeden Nichtitaliener in der Südarmee für einen Schwindler zu halten, der für alles zu haben sei und nur auf die Muratisten wartete, um neue Arbeit zu erhalten. Wie viel oder wie wenig Recht zu solchen Voraussetzungen die guten Leute hatten, die aus männlichen und weiblichen Ange=

stellten bestanden, will ich nicht entscheiden. Da die Gesellschaft nicht unangenehm war, genoß ich ihre Annehmlichkeiten und stellte mich, was deren Hauptzwecke betraf, auf beiden Ohren taub; verstand Theater statt Proclamationen, Umarmungen statt Insurrectionen u. s. w., je nach Verhältniß.

Einen Brief an meine Frau, welchen ich schon in Caserta geschrieben hatte, und in dem ich ihr definitiv anzeigte, daß ich bis Mitte December jedenfalls nach Zürich zurückkehren würde, gab ich sogleich nach meiner Ankunft in Neapel auf die Post. Einen guten Theil der Zeit verbrachte ich vergnügt mit Catenacci. Unter anderm machten wir auch einen Besuch bei einer jungen Dame, einer Französin, die sich unter dem Schutze eines begüterten alten Herrn einige Zeit in Neapel aufhielt, und verbrachten dort einen der lustigsten Vormittage, welche denkbar sind. Es ward etwas viel getrunken, und ein alter Mann mit einer Drehorgel, der sich vor dem Hause einfand, ward durch das Hinabwerfen sämmtlichen Kupfergeldes, welches wir in unserm Vermögen hatten, bei dem Ueberfluß an neapolitanischem Kupfergeld nicht wenig, so begeistert, daß er immer von neuem die Garibaldi-Hymne spielte, und Hunderte von Menschen, die sich um ihn sammelten, ließen immer wieder Garibaldi und die Garibaldiner leben, sodaß die Sache etwas stark wurde und eine wirkliche Emeute nur durch noch eine Spende vermieden werden konnte, die dem Alten unter der Bedingung zukam, daß er das Schlachtfeld räume und weiter ziehe.

Unsere Wirthin, sehr von Catenacci eingenommen, was ihr niemand verdenken konnte, was vielmehr entschieden für ihren guten Geschmack sprach, zeigte sich endlich in aller denkbaren Naivetät. Sie machte Catenacci einen Heirathsantrag, zugleich auch den Antrag der Gründung eines großen gesellschaftlichen Instituts, sei es in Neapel, sei es in Paris. „Wollen Sie etwa", so sprach sie, „eine kleine unschuldige Bestie heirathen, die Ihnen alle Jahre zwei Kinder bringt? Heirathen Sie nicht, ich schmeichle mir, nicht übel zu sein, habe ein unfehlbares Mittel, nie Kinder zu bekom-

men. Mit mir haben Sie jedes Vergnügen, welches Sie wünschen können, soviel Geld als Sie wollen und absolut keine Sorge!“

Aber Joseph unterlag nicht; doch muß ich bemerken, daß er auch seinen Mantel nicht zurückließ, er hatte nämlich gar keinen Mantel bei sich.

Am Nachmittag trafen wir mit unserer Wirthin zufällig noch bei Herrn Crillet zusammen und wurden von ihr mit einem jubelnden Triumphgeschrei empfangen, welches uns in den Augen des tugendhaften Herrn Crillet durch seine Intensität im höchsten Maße compromittirte. Wir suchten mit bestmöglicher Manier zu entrinnen, was denn auch gelang.

De Boni, welcher jetzt der eigentliche Redacteur des „Popolo d'Italia“ war, suchte ich vergebens in seiner Druckerei; man wollte oder konnte mir auch nicht sagen, wo er wohne. Ich ließ meine Adresse zurück, sah ihn aber diesmal leider nicht mehr in Neapel.

Am 13. abends kehrte ich nach Caserta zurück und sendete am 14. die drei Reitpferde, welche mir noch geblieben waren, unter Commendù's Leitung nach Neapel, wo, wie ich hoffte, sie gut verkauft werden könnten. Indessen waren die Pferdepreise bei dem plötzlich immer wachsenden Angebot auch in Neapel so gesunken, daß ohne besondere Lokalkenntnisse wenig auszurichten war. Zu noch größerer Herabdrückung der Preise wirkte ein Kunstgriff der Piemontesen mit, durch welchen sie, wie es scheint, die wohlerworbenen Pferde der Offiziere der Südarmee auf wohlfeile Weise an sich bringen wollten. Schon bald nach dem Falle von Capua nämlich richtete della Rocca an Sirtori ein Schreiben, in welchem er ziemlich unverblümt behauptete, daß die Pferde, welche der Capitulation gemäß von der Besatzung von Capua hatten sollen übergeben werden, von Soldaten der Südarmee veruntreut wären. Wie das nun möglich gewesen sein sollte, da die Piemontesen die ganze Uebergabsangelegenheit leiteten, war allerdings nicht wohl einzusehen; daß noch an einzelne Soldaten, die vor der Uebergabe Capua betraten, von den Burschen der neapolitanischen Offiziere Pferde um

Schleuderpreise verkauft sein mochten, war sehr denkbar, aber weiter auch nichts. Die Zuschrift war so gehalten, als solle dadurch in Cavour'scher Manier ein neuer Vorwurf auf die Südarmee geladen, und diese vor der Welt als eine Art Räuberbande dargestellt werden. Sirtori hatte daher alle Veranlassung gehabt, darauf derb zu antworten. Indessen Sirtori war in dieser Zeit voll piemontesischer Sympathie und theilte die eigenthümliche Zuschrift den Divisionen unter der Aufforderung zu Nachforschungen mit. Ich antwortete darauf, nachdem ich die Antworten der Brigadecommandos eingezogen hatte, in gebührender Weise. Bald darauf verbreitete sich nun das Gerücht, daß die Piemontesen auf alle Pferde, die neapolitanische Marken hatten, fahndeten und sie als Fanti'sches Staatsgut in Anspruch nahmen. Ich weiß nicht, ob es die Wahrheit war; denn zu mir ist kein Piemontese in solcher Absicht gekommen. Aber schon das Gerücht hatte die Wirkung, daß kein Neapolitaner auf die Pferde mit neapolitanischer Marke zu bieten wagte, und dadurch erlitt gar mancher Offizier der Südarmee erheblichen Schaden; denn allerdings waren viele Pferde mit Marken gegenwärtig Privateigenthum Garibaldi'scher Offiziere, theils von neapolitanischen Offizieren bei den Capitulationen gekauft, theils als Beutepferde in aller Regel erworben. Unter meinen eigenen noch übrigen drei Pferden befanden sich gerade zwei solche. Der Verkauf meiner Pferde in Neapel wollte aus diesem und andern Gründen nicht vorwärts gehen, im Gegentheil wurden nach den Nachrichten Commendù's die Angebote von Tage zu Tage schwächer. Die Pferde, welche zusammen unter Brüdern 3000 Fr. werth waren, mit heimzunehmen, schien mir bei dem theuern Transport, da ferner die Pässe über die Alpen schon eingeschneit sein mußten, zu riskirt, und da ich die Sache vom Hals zu haben wünschte, verkaufte ich endlich am 20. November die drei Pferde mit Sattel und Zeug für 1200 Fr. an einen meiner Offiziere, der auf jeden Fall bleiben wollte, also Zeit hatte, bessere Preise abzuwarten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich doch noch erwähnen, daß außer

andern Veranlassungen gar manche Garibaldi'sche Offiziere durch süße Bande, welche sie in Neapel geknüpft hatten, bei der Südarmee zurückgehalten wurden. Wenn man durch die Straßen von Neapel fuhr, ritt oder ging und durch einen glücklichen Zufall binnen kurzer Zeit einigemal bei demselben Balcon vorbeipassirte, auf welchem dieselbe noch unversorgte Schöne sich befand, so war es nicht selten, daß ein Gesandter aus dem Hause zu einem herantrat und vom Herrn Vater, der Frau Mutter oder beiden Herren Aeltern der Dame eine Einladung ins Haus überbrachte. Mir selbst begegnete dies, und obwol ich schon versehen bin, auch die Bigamie mit dem nothwendigen criminellen Abscheu betrachte, würde ich doch der freundlichen Einladung in das Haus gern gefolgt sein, wenn mich nicht zahlreiche Geschäfte abgehalten hätten.

So nun und in den Quartieren, welche sie fanden, machten viele unserer Offiziere angenehme Bekanntschaften, und nicht wenige von ihnen blieben in den Fesseln schöner Neapolitanerinnen hängen.

Trotz aller Decrete über die Entlassung der Truppen u. s. w. blieb doch manches unklar. Ich will z. B. nur auf eins hinweisen. Wer seine Entlassung nahm, der sollte sechs Monate Sold erhalten. Wie war dies aber zu verstehen? Bei den Offizieren konnte man darunter den bloßen Friedenssold verstehen, der in Piemont äußerst gering ist, oder den vollen Sold mit sämmtlichen Kriegscompetenzen, welcher dann auf das Doppelte und selbst darüber hinaussteigen konnte, namentlich für die höhern Grade. Diese Frage ward sogleich dahin entschieden, daß die Offiziere nur den einfachen Friedenssold erhielten. Was die Soldaten betraf, so konnte ihnen nur die baare Competenz nach Abzug der Naturalverpflegung berechnet werden oder auch eine Vergütung für die Naturalverpflegung; wenn aber diese, so mußte festgesetzt werden, wie hoch diese Vergütung sein sollte, weil anders die größten Unordnungen und Abweichungen nach eines jeden Belieben vorkommen mußten. Ueber diese Angelegenheit verbreitete sich nun unter den Soldaten, kaum waren die Decrete bekannt, eine große Unruhe. Die einen, welche

glaubten, es würde ihnen die Naturalverpflegung nicht gerechnet werden, waren sehr unzufrieden, da sie auf solche Weise kaum 50 Fr. erhalten haben würden, die andern, welche zufrieden waren, bildeten sich alles Mögliche über die Höhe der Vergütung ein. Ich wollte Sirtori zu einer sofortigen allgemeinen Bestimmung darüber vermögen.

Um mich hierüber sowie über manche andere Dinge mit Sacchi zu besprechen, fuhr ich um die Mitte des Monats nach San-Leucio heraus. Unter den andern Dingen waren auch die Vorschläge für Orden und Ehrenerwähnungen. Als sie von uns verlangt wurden, hatte ich ihre Anfertigung für die 15. Division sogleich bewerkstelligen lassen, und zwar auf den bescheidensten Grundlagen. Trotzdem hat bis heute noch kein Offizier oder Soldat der Südarmee einen Orden erhalten. In der piemontesischen Armee wären nach gleichen Thaten mindestens viermal soviel Orden ausgetheilt worden, als in der Südarmee, insbesondere in der 15. Division überhaupt verlangt wurden.

Als ich von San-Leucio zurückkehrte, traf ich in Caserta außer Türr, der noch auf einen Augenblick hinausgekommen war, um sich dann über Genua nach Mailand zu begeben, auch Klapka an, den ich seit 1856 nicht gesehen hatte. Obgleich er etwas corpulent geworden war, erkannte ich ihn doch sogleich wieder, und wir begrüßten uns in alter Freundschaft. Ueber seine Reisezwecke konnte ich nicht mit ihm sprechen, da es an Zeit fehlte; ich vernahm später, daß er nach den Donaufürstenthümern gegangen sei, um dort das Terrain zu sondiren; man dachte daran, die Donaufürstenthümer zur Basis einer ungarischen Insurrection zu machen, die auf 1861 bestimmt erwartet wurde. Noch später vernahm ich, daß Klapka sehr enttäuscht zurückgekommen war. Die Fäden aller dieser Anbändeleien der Politik, soweit die Emigration der verschiedenen Länder ins Spiel kommt, kann man sämmtlich bis Paris verfolgen. Mir ist es nur unerklärlich, wie Männer von Geist sich noch immer wieder auf diese Geschichten einlassen können, zumal wenn sie schon mehreremal von dorther dupirt worden sind.

Die Zustände der Südarmee wurden in der letzten Zeit keineswegs angenehmer, und dies verstärkte sehr wesentlich den Wunsch zur baldigsten Heimkehr, sobald nur die Pflicht vollständig erfüllt wäre.

Die Leute kamen außer Rand und Band. Diejenigen, welche bereits die Waffen abgegeben hatten und nur noch auf die Einschiffung warteten, betrachteten sich nicht mehr recht als Soldaten. Sie nahmen sich eigenmächtig Urlaub und machten mit der Eisenbahn Vergnügungsfahrten nach Neapel. Obgleich an der Eisenbahnstation in Caserta eine starke Wache aufgestellt wurde, half das doch wenig. Die Offiziere hatten keine rechte Lust mehr durchzugreifen, da doch, wie sie meinten, alles vorbei sei.

Eines Tags, ich meine am 8. November, kam eine telegraphische Depesche von Sirtori an mich, es seien mehrere Bataillone der Division Avezzana mit Waffen und Gepäck von Avellino in der Richtung auf Neapel oder Salerno desertirt; ich möge doch Maßregeln gegen sie ergreifen. Ich ließ sogleich 30 Husaren und 100 Mann Scharfschützen über Maddaloni auf Gallo aufbrechen. Der Commandant des Detachements kam nach einigen Tagen mit der Meldung zurück, daß er allerdings Scharen der angeblichen Deserteurs aufgefunden, aber alle diese Leute hätten ihren vollständig geregelten Abschied in der Tasche gehabt, sodaß er (worin er vollständig recht hatte) sich nicht für ermächtigt gehalten, sie am weitern Marsch in ihre Heimat aufzuhalten. Doch hatte er dem Nationalgardencommando zu Salerno Nachricht gegeben, welches weiterhin aufpassen konnte. Die angeblichen Deserteurs waren einfach mobilisirte Nationalgarden aus dem Principat und Calabrien, deren Entlassung mit einmonatlicher Abfertigung damals bereits begonnen hatte.

Die Corps, welche noch Waffen hatten, namentlich die wilden Corps, wie Engländer u. s. w., gaben zu beständiger Unruhe, beständigem Skandal und beständigen strengen Maßregeln besonders dadurch Veranlassung, daß sie ein förmliches Pelotonfeuer zu ihrem

Vergnügen aus den Fenstern der Kasernen unterhielten, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, wohin sie schossen. Kamen die Patrouillen in die betreffenden Kasernen, so waren gewiß die Stuben, aus denen gefeuert worden, leer, und es blieb weiter nichts übrig, als einige Offiziere des Corps beizustecken, was aber auch nicht viel half.

Besonders erschwerend für die Aufrechthaltung der Disciplin war der Umstand, daß die Soldzahlung, seit die Piemontesen zu Neapel sich der Regierung bemächtigt, beständig stockte. Hat es bisweilen auch vorher mit den Zahlungen ein wenig gehapert, so war doch alsbald stets Abhülfe erfolgt; aber jetzt war wirkliche oder angebliche Leere der Kassen geradezu die Regel. Die Offiziere vereinigten sich willig dahin, ihren Sold in Rechnung zu lassen, damit nur wenigstens die Soldaten bezahlt werden könnten, aber auch dieser Verzicht genügte nicht vollständig. Es war gerade als ob es die Piemontesen darauf abgesehen hätten, Unordnungen aller Art in der Südarmee herbeizuführen, damit sie dann ein Recht erhielten, über dieselbe zu schimpfen, sie noch zu guter letzt zu verleumden, wie sie es nun seit mehreren Monaten aus der Ferne her trieben. Die Erzählungen von Zwist und Streit zwischen piemontesischen und garibaldinischen Offizieren, von Verordnungen gegen die Garibaldiner in Neapel nahmen immermehr überhand und wurden immer ekelhafter. Das Volk zu Neapel nahm für die Garibaldiner Partei, und es kam in der letzten Zeit des November wirklich zu mehreren Zusammenrottungen, bei denen die Garibaldiner mit dem Volk von Neapel insbesondere gegen die bald gründlich verhaßten piemontesischen Gensdarmen mit ihren dummen und brutalen Gesichtern gemeinschaftliche Sache machten.

Zu den Chicanen der Piemontesen gehörte es auch, daß sie die Post in Caserta aufhoben. Man wird die Jämmerlichkeit dieser Maßregel begreifen, wenn man bedenkt, daß zuletzt in Caserta etwa 10000 Mann der Südarmee standen. Für die 15. Division organisirte ich sofort eine tägliche Zwischenpost nach Santa-Maria.

Aber auch dieses Aushülfsmittel schien abgeschnitten werden zu sollen, da die Piemontesen bis zum 22. November die Ablieferung sämmtlicher Dienst- und Requisitionspferde und -Maulthiere verlangten.

Man wird aus allen diesen Gaunereien zu schließen vermögen, daß sich die „Bande zwischen der piemontesischen und der Südarmee nicht immer inniger knüpfen“ konnten, daß vielmehr in der Südarmee sich eine ganz entschiedene Erbitterung gegen das piemontesische Wesen herausbildete.

Unter anderm machte sich diese auch in dem Theater zu Caserta Luft. Die Gesellschaft, welche hier spielte, war weniger als unbedeutend. Desto mehr und desto besser spielte das Publikum, meist aus Soldaten der Südarmee bestehend. Jeden Augenblick ward das Stück durch die Rufe Evviva Garibaldi! Evviva l'esercito meridionale! oder auch dadurch unterbrochen, daß einer die Garibaldi-Hymne anstimmte, in welche dann sogleich das ganze Publikum einfiel. Und wehe der Musik, wenn sie nicht sofort bereit war, die Begleitung zu übernehmen. Bisweilen fiel es wol einem Subject ein, auch Evviva Cavour! dazwischenzurufen. Dann augenblicklich allgemeines Geschrei fuori! fuori! und dem Ruf wurde schnell von den Nachbarn des Unglücklichen Folge gegeben: im Nu war derselbe hinausgesegelt und an die Luft gesetzt!

Sehr bös war es dabei, daß eine große Zahl der höhern Offiziere sich nicht mehr um die Truppe bekümmerte, Divisions- und Brigadecommandanten lebten in Neapel oder gingen auch heim nach Oberitalien, jetzt, wo es doppelt nothwendig gewesen wäre, daß sie blieben und hülfreiche Hand boten. Wenigen blieb alles aufgeladen. Das gegenwärtige Commando der Südarmee nahm deren Recht nicht mit der erforderlichen Kraft und dem erforderlichen Takt gegen die Piemontesen wahr. Und dazwischen erhoben sich Speculanten auf die Unordnung, welche zu ihrem Nutzen dieselbe steigerten. Schon hatte ich unter der Hand gehört, daß einzelne Offiziere der Südarmee förmlich als Werber auftraten, und

ehe noch die alten Corps, in welchen sie selbst dienten, aufgelöst waren, zum Eintritt in neue von ihnen zu errichtende Corps nach piemontesischem Muster und mit zweijähriger Capitulation aufforderten. Ich traute meinen Augen kaum, als ich solche Aufforderungen selbst in neapolitanischen Blättern las. Dies konnte zu nichts anderm führen als zu unglücklichen Erfahrungen armer Teufel, die sich von den gewagtesten Versprechungen fangen ließen, auf diese hin in Neapel sitzen blieben, und so auch noch um die freie Ueberfahrt und um die sechsmonatliche Abfertigung gekommen wären, sodaß ihnen am Ende nichts übrig blieb, als sich einem Brigadenhaufen anzuschließen und mit diesem zur Unsichermachung des neapolitanischen Festlandes beizutragen. Immerhin mag dergleichen noch geschehen sein. Ich habe wenigstens die Beruhigung, daß ich dem Unwesen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, insbesondere auch durch Belehrung und Ermahnung der Soldaten entgegenarbeitete.

Die ersten Abschiede, welche Sirtori für die Mannschaft schickte, hatte er sich von den Piemontesen geben lassen. Es waren Abschiede, wie sie von den piemontesischen Invalidendepots ertheilt werden. Dies bot man der Südarmee, und deren Obercommandant nahm diese Schweinerei hin. Ich schickte den Packen sofort mit Protest zurück, gestützt noch auf die Meinung der sämmtlichen Brigadecommandanten, die ich zuvor eingeholt hatte. Richtig kamen denn auch bald anständigere Abschiedsformulare für die 15. Division, und ich bin überzeugt, daß manches Ungemach von den Soldaten der Südarmee abzuwenden gewesen wäre, wenn die Leute, die da oder dort die Pflicht hatten, etwas zu thun, auch immer das nothwendige Verständniß der Denkweise des Soldaten und gegenüber der piemontesischen Regierung die nothwendige Festigkeit gehabt hätten.

Meine Beschäftigung war in der letzten Zeit immer eintöniger geworden; körperliche Bewegung konnte ich mir nicht viel machen, theils weil ich meine Pferde nicht mehr zur Verfügung hatte, theils

wegen des keineswegs angenehmen Wetters. Von meinen liebsten Offizieren hatte ich keinen mehr bei mir; auch die Contessa war nach Neapel ausgewandert. Sie hatte in Caserta es noch erlebt, daß, als sie einmal zu mir gehen wollte, ein Offizier des großen Generalstabs auf sie zutrat und ihr im Auftrage Sirtori's insinuirte, sie solle die Majorsabzeichen von ihren Rockärmeln abtrennen. Als sie zu mir kam, war sie sehr aufgebracht; sie behauptete, Sirtori wisse, daß sie ihm den Namen Cardinal gegeben, und wolle sich jetzt nach Priestermanier dafür an ihr rächen. Die Sache war zu komisch; ich rieth der Contessa, sich nicht darüber zu ärgern, und wenn ihr wieder ein ernster Mann mit solcher Botschaft entgegentrete, ihn gebührend auszulachen, was sicher nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Sehr freundlich benahm sich in dieser Zeit gegen mich der alte Oberst S., der mich täglich besuchte und mir auch heitere Lectüre verschaffte, die mir in meinen Mußestunden sehr wohlthat. Außerdem kam der Oberst Alexander Teleky öfters zu mir, mit dem ich seit einiger Zeit befreundet war. Er hatte, ein reicher Mann, wie er war, nie daran gedacht, seinen Gehalt oder sonstige Competenzen zu beziehen, solange Garibaldi an der Spitze stand. Jetzt aber, da die Piemontesen die ganze Sache an sich gezogen hatten, meinte er, er sehe nicht ein, weshalb er diesen das ihm zukommende Geld schenken solle. Ich bestärkte ihn in dieser Ansicht, indem ich hinzufügte, wenn er selbst von dem Gelde keinen Gebrauch machen wollte, würde er bei Entlassung der Südarmee immer noch Gelegenheit finden, es nützlich zum Vortheile von Waffengefährten zu verwenden, die auf eine oder die andere Art in eine böse Lage gekommen wären.

Am 22. November war die ganze Vorarbeit für die Entlassung der Mannschaften der 15. Division so weit gediehen, daß deren Einschiffung beginnen konnte. Die Division zählte damals einschließlich der Brigade Sacchi zwischen 7000 und 8000 Mann. Von der Mannschaft, den Unteroffizieren und Soldaten, hatten sich

außer der ungarischen Legion, mit welcher jetzt ein neuer Schwindel begonnen wurde, der auf eine ziemlich klägliche und durchaus nicht anständige Weise endete, nur etwa 80 Mann zum Bleiben unter der Fahne entschlossen, meistens Leute, die nicht wußten, was sie heimkehrend beginnen sollten, und namentlich solche — dies war wieder die Mehrzahl der Bleibenden —, welche überhaupt nicht heimkehren konnten, ohne sich Verfolgungen und Peinigung aller Art auszusetzen. Zu diesen gehörten auch die Emigranten aus Venetien und dem Patrimonium Petri. Von den Offizieren blieben dagegen vorläufig die meisten; sie wollten abwarten und zum größten Theil nur um ihr Recht durchzusetzen, wie sie es nannten. Meinen nähern Bekannten sagte ich, daß ich allerdings mir nicht anmaße, über das, was ein jeder in seinem Gewissen mit sich abgemacht habe, zu urtheilen; um so weniger, da ich als Nichtitaliener noch ganz andere Gründe zur sofortigen Heimkehr habe, wie andere Offiziere der Südarmee, die Italiener seien. Nur müsse ich sie darauf aufmerksam machen, daß nach allem, was man sähe, die piemontesische Regierung darauf ausgehe, nicht direct, doch indirect sich die Südarmee vom Halse zu schaffen. Die Offiziere der Südarmee würden immerhin eine günstige Stellung haben oder ihr Recht wahren können, wenn sie noch über Soldaten verfügten. Doch wie nunmehr ein jeder sehe, habe es die piemontesische Regierung durch ihre Decrete, deren Wirkung der Eingeweihte leicht voraussehen konnte, und die ich vorausgesagt hatte, glücklich dahin gebracht, daß so gut als nichts von unsern Soldaten übrig bliebe. Anstalten zur Rekrutirung des Südheeres aus Süditalien seien nicht getroffen und sollten allem Anschein nach auch nicht getroffen werden. Welche Rolle würden 300 Offiziere mit 86 Soldaten spielen, sodaß auch nicht einmal ein Bedienter für jeden Offizier übrig bliebe? Würden sie nicht wie Bankrottirer aussehen und dem Uebelwollen der lieblichen Piemontesen, vielleicht der berühmten Schneider und Handschuhmacher aus Centralitalien, die jedenfalls sich in ihrer Rolle als piemontesische Neodamoten am eifrigsten

benehmen würden, völlig freies Spiel geben. Ich könne daher nur dazu rathen, daß alle Offiziere der Südarmee ihren Abschied forderten. Zur Ehre der Sache, zur Ehre des großen Generals, der uns geführt habe. Jedes Pactiren mit den Piemontesen scheine mir unter den obwaltenden Umständen, nachdem Garibaldi selbst den Schauplatz ohne Kampf verlassen, nicht blos unwürdig, sondern auch unzweckmäßig. Die Nachahmung des Beispiels Garibaldi's im großen würde den höchsten möglichen Eindruck machen und eine desto kräftigere Auferstehung in Zukunft verbürgen.

Wie es gewöhnlich mit Rathschlägen geht, selbst wenn sie verlangt sind, auch die meinigen wurden nicht sonderlich beachtet. Die einen hatten einmal ihren Entschluß gefaßt; die andern meinten, da sie nicht wüßten, was sie zunächst mit ihrer Zeit anfangen sollten, könnten sie ebenso gut bleiben und abwarten, was da kommen würde; ihre Entlassung zu nehmen, dazu wäre es immer noch Zeit.

So blieben sie denn; bald wurden diese Depots der Südarmee, welche fast nur aus Offizieren bestanden, nach Piemont geschickt und hier in kleine Städte verlegt; die Offiziere der 15. Division kamen nach Mondovi. In diesen Depots erfuhren sie nun alle möglichen Unbilden, die man sich nur denken kann, sie erfuhren hier auch im ganzen Umfang das Unrecht, welches die Cavour'sche Presse der Südarmee gethan hatte, wie diese Armee durch ganz Italien und durch ganz Europa aufs niederträchtigste verleumdet worden war. Alles stärkte in vielen dieser Offiziere gerade das Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Rechte, und um diese durchzusetzen blieben sie nun gerade mehr aus Trotz und Erbitterung als aus irgendeinem andern Grunde.

Wie gesagt, am 22. November war alle Arbeit, bei der meine Hülfe noch etwas nützen konnte, gethan; auch die Privatangelegenheit, welche mich am meisten aufzuhalten drohte, der Verkauf meiner Pferde war abgemacht. Nur eins fehlte noch, meine Entlassung. Ich schrieb daher an Catenacci, bat ihn selbst zu Sirtori zu gehen

und meine Entlassung zu fordern; sobald er sie habe möchte er mir schreiben.

In der Nacht vom 24. auf den 25. November erlebte ich zu Caserta noch eins oder vielmehr eine Anzahl dieser fürchterlichen Gewitter, wie sie in der letzten Zeit so häufig gewesen waren. Am 25. kam von Catenacci die Nachricht, daß er meine Entlassung in Händen habe. An demselben Tage zog ich noch alle rückständigen Gehaltscompetenzen ein, und die Nacht vom 25. auf den 26. war die letzte, welche ich in Caserta schlief. Sacchi hatte ich versprechen müssen, ehe ich Neapel verließe, noch einmal etwa zum Essen nach Caserta hinauszukommen. Am 26. morgens packte Giovanni meinen Koffer und ich fuhr mit ihm und dem Hauptmann Pegorini, dem Zahlmeister des Divisionsstabs, der mir noch bei einigen Geldgeschäften behülflich sein wollte, nach Neapel; mittags waren wir in der Via Toledo.

XXV.

Von Neapel über Genua nach Mailand.

Catenacci brachte am 26. November für mich mehrere Briefe von der Post mit, darunter einige von Hause. Den einen dieser Briefe hatte meine Anna gerade am 19. September, während ich vor Capua im Feuer stand, geschrieben. Sie hatte zu dieser Zeit erst meinen Brief von Milazzo, vom 19. August erhalten; in Zürich hatte, wie in dem nördlichen Europa überhaupt, kein Mensch eine Ahnung davon, wo ich oder wo überhaupt die einzelnen Corps der Garibaldi'schen Armee wol stecken mochten. Es ward aber vorausgesetzt, daß es in Genua bekannt sein müsse, und so war denn der Brief nach Genua an einen jungen Verwandten abgegangen, welcher ihn adressiren sollte. Dieser hatte ihn richtig so gut adressirt, daß er sich zwei Monate umhertrieb, ehe er an meine Adresse gelangte.

Ein anderer Brief meiner Frau, dem mehrere von Freunden beilagen, war vom 13. November. Ich sah daraus, daß die Niederkunft der Anna noch nicht erfolgt war, daß sie aber auch merkwürdigerweise die Sendung noch nicht erhalten haben konnte, welche Vigo für sie mitgenommen hatte, und welche nach meiner Rechnung etwa am 5. November in ihre Hände gekommen sein müßte. Dies vermochte ich mir nicht zu erklären.

Ein anderer Brief kam aus Amerika, er war von einem

frühern preußischen Ingenieuroffizier, Wernich, einem alten Bekannten, der 1848 ein Opfer der wahnwitzigen Contrerevolution geworden war, mehrere Jahre in Weichselmünde gewesen und dann eine neue Heimat jenseit des Weltmeers gesucht hatte. Jetzt fragte er mich, ob es nicht in Italien etwas für ihn zu thun geben könne. Sicherlich hat er nunmehr in Amerika selbst Arbeit genug gefunden; Gott gebe nur, daß dabei etwas Vernünftiges, will sagen, die völlige Vernichtung der Sklaverei herauskommt.

Eine meiner ersten Arbeiten in Neapel war, daß ich nach langer Zeit wieder ein Bad nahm. Seit dem Abgange von Genua war ich nicht dazu gekommen. Jetzt gab ich dem Boden Neapels gründlich zurück, was ich von ihm und jenem Siciliens empfangen, und es war nicht wenig. Ich war nicht blos von der Sonne schwarz gebrannt. Nie in meinem Leben hat mich aber auch ein Bad so gestärkt, ist mir so behaglich gewesen als dieses.

Diesmal hatte ich denn auch das Glück, de Boni ordentlich zu sprechen, der am 26. November und später dann noch einmal zu mir kam. Von ihm erhielt ich über gar manche Zustände noch erwünschte Aufklärung. Daß er mir bei meiner Abreise von Neapel noch viele Grüße mitgab, kann man sich denken. Ich hinterließ ihm noch einen Abschiedsbrief für Garibaldi, den er versprach nach Caprera zu besorgen. Vergnügen aller Art wurde in Neapel in möglichst großem Maße noch mitgenommen.

Am 27. November nachmittags fuhr ich noch einmal nach Caserta zu Sacchi. Von meinen in Caserta zurückgebliebenen Offizieren des Stabes nahm ich Abschied und ließ ihnen noch eine Anzahl Visitenkartenporträts zurück. Sacchi klagte auch; nicht einmal die Tafel könnte man jetzt mehr bestellen, meinte er, und ich mußte mich an seinem Tische davon überzeugen. Nachdem wir herzlich Abschied voneinander genommen, suchte ich um 7½ Uhr abends meinen Wagen wieder auf, welchen Giovanni schon bereit hielt. Giovanni hatte sich unterdessen seinen Abschied ausfertigen

und seine Ansprüche auf die sechsmonatliche Geldabfertigung, die er in Genua in Empfang nehmen sollte, bescheinigen lassen, noch einige zurückgelassene Kleinigkeiten zusammengesucht und übergab nun dem Castellan den Schlüssel zu meinen Zimmern, den er seit länger als zwei Monaten in treuer Obhut gehabt hatte.

Wir bestiegen den Wagen und rollten nach Neapel. Leider hatte ich die Offiziere der Brigade Milano nicht mehr sehen können, deren Musik mir noch am 25. November abends ein Abschiedsständchen vor meinen Fenstern in Caserta gebracht hatte.

Bald lag uns links zur Seite der kleine Krater der Nordseite des Vesuv und leuchtete düster in die Mondnacht hinein. Ein Stündchen später waren wir in den Straßen von Neapel und dann in der Via Toledo. Die Contessa hatte nach mir gefragt und bestellte, ich möge doch, wenn es sich thun ließe, noch zu ihr kommen. Ich war aber viel zu müde dazu.

Ich meine, es war an demselben letzten Abend, da ich in Caserta gewesen, als dort ein großer Tumult ausbrach, der in einen vollständigen Kampf zwischen der englischen Legion und den italienischen Soldaten ausartete. Die Engländer hatten ihre Waffen, die italienischen Soldaten waren schon entwaffnet; indessen sie griffen Steine auf und trieben mit diesen die Engländer in den Schloßhof. Hier verbarrikadirten sich die Engländer, und die Italiener bereiteten sich schon zum Angriff, als es dem Einschreiten und den Anstrengungen Sacchi's noch gelang, die Streitenden zu beruhigen.

Ueberhaupt ging es bunt her in dieser Zeit. Am 26. November abends z. B. war die ganze piemontesische Besatzung von Neapel auf den Beinen. Es war eine Revolution der Garibaldiner im Verein mit dem neapolitanischen Volke angekündigt. Gott weiß von wem; ich denke mir aber von den Piemontesen selbst: diese mochten einen Aufstand wünschen, darauf mochten alle ihre Neckereien, ihr ganzes Verfahren gegen die Südarmee berechnet sein. Sie mochten hoffen, daß nun endlich den Garibaldinern der Ge-

duldsfaden reißen werde. Dann gab es um so mehr eine bequeme Gelegenheit, einige tausend Mann der Südarmee auf den Plätzen von Neapel zusammenzuschießen, als diese keine Waffen mehr hatten, mit denen sie ihren Freunden Mores lehren konnten. Der General, welcher auf diese Weise die Anarchie unterdrückte und zu gleicher Zeit auf eine angemessene Weise eine Ersparung für piemontesischen Haushalt vermittelte, wäre gewiß von Cavour ausgezeichnet belohnt worden. Sirtori erließ am 26. November einen Tagesbefehl an die Südarmee, der nicht eben vom höchsten Takt, nicht von soldatischem Mitgefühl für seine Waffengefährten zeugte. An diesem Tagesbefehl arbeitete er im Allerheiligsten des Tempels, als ich am 26. November bei ihm war, um ihm Lebewohl zu sagen. Er war so sehr beschäftigt, daß ich ihn nicht sehen konnte, wenn ich nicht etwa Lust hatte, eine Stunde zu antichambriren. Diese Lust verspürte ich aber jetzt so wenig als in andern Augenblicken meines Lebens. Nachdem ich den Tagesbefehl vom 26. November gelesen hatte, fiel es mir nicht mehr ein, den gegenwärtigen Obercommandanten der Südarmee noch einmal aufzusuchen. — Starke Posten waren schon am 26. November morgens auf allen Straßen von den Cantonnirungen der Südarmee nach Neapel hin aufgestellt, damit die geflüchteten oder erwarteten Scharen der Rebellen nicht in die Hauptstadt ziehen könnten oder vielmehr das piemontesische Commando rechtzeitig von ihrer Annäherung benachrichtigt würde, um die mit Kartätschen geladenen Kanonen bereit halten zu können. Ich dachte an Garibaldi, dem ja frecherweise zum Vorwurf gemacht war, er habe den Bürgerkrieg in Italien heraufbeschwören und Italien dadurch in unabsehbares Unglück, in die höchste Schwäche stürzen wollen. Ich pries ihn glücklich, daß er jetzt nicht die frechen Aufreizungen der Piemontesen zum Bürgerkriege mitanzusehen brauchte! Natürlich waren alle Herausforderungen umsonst. Bis auf wenige ziemlich unschuldige Zusammenrottirungen in der Hauptstadt blieb alles ruhig.

Am 28. November nahm ich noch ein Bad; dann bezog ich auf der Intendanz noch die sechsmonatliche Abfertigung von 3600 Fr. Friedensgehalt, wodurch ich mein Soll und Haben so weit ausglich, daß mir wenigstens kein materieller Verlust aus der in Italien verbrachten Zeit erwuchs, und beschäftigte mich mit Einkäufen von Korallen- und Lavaarbeiten für meine Frau und das Marieli; auch verschaffte ich mir noch eine Portion der vortrefflichen von Crillet verfertigten Photographien Garibaldi's, welche eigentlich die einzigen vernünftigen sind.

Bei diesen und andern Fahrten durch die Stadt begegnete ich auch noch einmal der Contessa und sagte ihr Adieu.

Den 29. November hatte ich zur Abfahrt von Neapel bestimmt; um 5 Uhr spätestens am Nachmittage sollte ich auf dem „Zouave von Palestro" sein, auf welchem mir Pegorini einen Platz genommen hatte. Das Haus konnte ich nicht mehr verlassen, da ich noch Verabredungen mit dem und jenem hatte, der mich noch treffen wollte. Verschiedene Bekannte liefen den Tag über ab und zu. Auch kam noch an diesem Tage ein Mann aus Amerika zu mir, Herr Otto Reventlow, der mir einen Empfehlungsbrief von Tzschirner brachte. Reventlow dachte in Italien noch irgendeine Kriegsbeschäftigung zu finden. Wenn ich ihm dazu verhelfen sollte, so kam er jedenfalls zu spät, da ich schon mit einem Fuße auf dem Schiffe stand, das mich heimwärts tragen sollte. Jedenfalls hätte ich noch Herrn Mörikofer sehen mögen; da ich aber nicht wußte, wie die Sache anstellen, so sandte ich ihm ein Zettelchen zu, in welchem ich schriftlich von ihm Abschied nehmen wollte. Herr Mörikofer kam darauf noch zu mir und blieb bei mir, bis ich den Wagen bestieg, der mich an den Strand trug. Er versprach mir die Nummern des „Indipendente" von Dumas, auf welchen ich noch abonnirt war, zuzusenden, was er denn auch richtig gethan hat.

Um 4½ Uhr nachmittags bestieg ich mit Pegorini, Catenacci und Giovanni den Wagen, und wir fuhren nach dem Hafen hinab

und begaben uns auf den Zouaven. Hier blieben wir noch bis $5^1/_2$ Uhr zusammen. Pegorini und Catenacci kehrten darauf nach herzlichem Abschied nach Neapel zurück, und bald lichtete der Zouave die Anker und steuerte nach Norden.

Mich ergriff bald eine tödliche Langeweile, und dazu kam in der Nacht auch noch ein Anfall von Seekrankheit. Das Meer war ziemlich unruhig und der Zouave eine wahre Nußschale.

So hatte ich von der Fahrt am 30. November kein besonderes Vergnügen und war froh, als wir abends um 8 Uhr glücklich im Hafen von Livorno ankamen. Die Nacht über sollte der Zouave hier liegen blieben und erst am 1. December weiter nach Genua gehen. Unter so bewandten Umständen ging ich mit Vergnügen ans Land, und auch meinem Giovanni war es ganz recht, die Nacht über in einem ordentlichen Bette zubringen zu können. Wir ruderten also in einem Kahne hinüber, und nachdem wir auf der Douane unsere Namen abgegeben, ließen wir uns von einem Lohndiener nach dem Hotel de la Grande=Bretragne führen, wo ich ganz vortrefflich schlief.

Am 1. December morgens um 8 Uhr steuerten wir wieder nach dem Zouaven, der um 9 Uhr die Anker lichtete. Anfangs war das Wetter schön, bald aber bewölkte sich der Himmel von neuem und es sprang ein förmlicher Sturm auf, der uns die Wellen dermaßen entgegentrieb, daß wir nur langsam und mit Mühe vorwärts kamen und fast alle Passagiere von der Seekrankheit befallen wurden. Am Nachmittage hellte sich das Wetter wieder auf, und bald nach 4 Uhr sahen wir die ligurische Küste auftauchen. Um $5^1/_2$ Uhr liefen wir in den Hafen von Genua ein, mußten aber noch über eine Stunde warten, ehe wir ans Land gehen konnten, bei welcher Gelegenheit sich ein Engländer besonders üppig machte, der absolut ein Vorrecht haben, und wenn auch kein anderer es dürfte, allein ans Land gehen wollte. Der Steuermann, unterstützt von den übrigen Passagieren, hielt ihn zurück, der Sohn Albions beruhigte sich aber erst, als er aus der

Haltung einiger Passagiere sah, daß er bei längerer Unbotmäßigkeit leicht Prügel besehen könnte. An der Douane kam ich diesmal ohne die geringsten Schwierigkeiten davon und brauchte nicht einmal meinen Koffer zu öffnen.

Ich begab mich mit Giovanni wieder in das Hotel Feder, wo wir nach glücklicher Heimkehr von dem gesammten Personal freundlich bewillkommnet wurden. Am 2. December, einem Sonntag, mußte ich zu Genua bleiben. Am Morgen dieses Tages war der erste Gang Giovanni's darauf berechnet, Albert Bavier, den jungen Verwandten meiner Frau, aufzusuchen, welchem ich bei der Abfahrt von Genua meinen Koffer übergeben hatte. Nach einigem Suchen ward er gefunden. Er brachte mir auch Briefe von Zürich, die an ihn angekommen waren. Ich sah zunächst daraus, daß am Othmarstage (16. November, Tag der Schlacht am Moorgarten) meine Frau von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden sei und daß sich alles „nach Umständen" wohl befinde. Vom Marieli fand sich der Auftrag vor, ich solle ihr ein Kistchen candirter Früchte, wie dieselben in Genua so unübertrefflich gefertigt werden, für es selbst und seine Gespielen mitbringen — aber ein recht großes. Ich bat Albert, für diese Sache zu sorgen und es bis etwa zu der Zeit, da ich in Zürich einzutreffen gedachte, dahin zu senden; was denn auch geschah. Maurizio Quadrio, der Mezzofanti der mazzinistischen Partei und Redacteur des „Unità italiana", für welchen ich Briefe von de Boni hatte, kam, als er meine Ankunft erfuhr, zu mir, und ich gab ihm dann später noch einen Brief für Mazzini, dessen damaligen Aufenthalt ich nicht kannte, von dem ich aber glaubte, noch auf dem Boden Italiens Abschied nehmen zu sollen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; als ich am 8. December in Zürich eintraf, fand ich sie dort, von Lugano datirt, bereits vor.

Von der Ankunft meiner durch Vigo spedirten Sendung in Zürich konnte ich in den erhaltenen Briefen immer noch keine Spur finden. Ich schrieb an dem Tage noch an Herwegh, um ihm zu

sagen, daß ich am 8. December daheim zu sein denke. Auch konnte ich durch einen andern Brief nach Neapel Herrn Feder eine Gefälligkeit erweisen, der von einem auch mir bekannten Offizier der Südarmee noch eine Schuld einzuziehen hatte, die, wie ich später erfuhr, richtig gezahlt ward.

Giovanni, der angewiesen war, in Genua seine sechsmonatliche Abfertigung zu empfangen, erhielt von den dortigen Behörden den Bescheid, daß sie nur den Befehl hätten, diese Abfertigung für die im Ganzen ankommenden Truppenkörper zu zahlen, und ward mit seinen Ansprüchen nach Turin gewiesen. Auch dies war eine der kleinen piemontesischen Neckereien, daß in Genua nicht galt, was den Leuten in Neapel gesagt worden war. Damit Giovanni wenigstens in Turin keine Schwierigkeiten finde, gab ich ihm noch eine besondere Declaration von mir mit.

Die meiste Zeit des Tages verbrachte ich mit Albert; abends wurden die Koffer gepackt, Giovanni erhielt noch ein kleines Andenken, und am 3. December morgens bestieg ich mit ihm die Eisenbahn. Durch die zahllosen Tunnel zwischen Genua und Novi ging es nach Alessandria hinab, wo sich unsere Wege trennten. Giovanni, der gern mit mir gegangen wäre, aber doch andererseits auch seine Verwandten gern wiedersehen wollte, reiste nach Westen auf Turin und ich blieb auf der Tour nach Norden. Zu Novara mußte ich den Zug nach Mailand nehmen und kam hier mit einer höchst muntern Engländerin und ihrem rothhaarigen Gatten in dasselbe Coupé. Bei der Station Magenta wird stets ein längerer Halt gemacht, um die Schlachtfeldindustrie, welche sich seit 1859 hier entwickelt hat, zu begünstigen. Zahllose Buben drängten sich an die Wagen und boten auf italienisch und auf sogenanntes französisch französische und österreichische Knöpfe, Adler, Flintenkugeln und andere höchst interessante Gegenstände feil. Nach meiner Beobachtung waren die Preise für die verschiedenen Objecte bereits ziemlich fixirt, obwol kleine Schwankungen dennoch vorkamen. Die Gesetze der Nationalökonomie konnte man auch an den Magenta-

knöpfen studiren. Meine lustige Engländerin markte um vieles, blieb aber schließlich bei einem französischen Uniformknopfe stehen, welchen sie für 15 Centimes erstand. Besonders in die Augen stach ihr ein prächtiger Adler von einem Tschako oder einer Patrontasche. Als sie denselben aber nicht unter den Preis eines Franc herabdrücken konnte, stand sie unter einem politischen Vorwand — weil der besagte reizende Adler ein österreichischer war, von dem Handel ab. Sie wollte übrigens nicht blos eine Trophäe, sondern auch ein Stück heiligen Bodens oder natürliche Erzeugnisse desselben haben und sprengte zu diesem Behufe den rothen Ehegatten zum Waggon hinaus. Der Sohn Albions kehrte mit einem großen, schmierigen und nassen Erdkloß, auf dem sich einige dürre Grashalme befanden, zurück, und auch diese Sache war erledigt. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Um 4 Uhr nachmittags etwa kamen wir in der lombardischen Hauptstadt an und ich stieg im Hotel de la Ville ab. Catenacci hatte mir diesen Gasthof empfohlen, und ich fand ihn auch der Empfehlung werth, bis auf die Zimmer, die im allgemeinen vieles zu wünschen übrig lassen. Ich erhielt eins der wenigen angenehmen Lokale Nr. 12. Ehe ich mich mit weitern Angelegenheiten befaßte, machte ich mich auf, um die verschiedenen Leute zu suchen, die ich zu sprechen wünschte, fand aber keinen einzigen zu Hause. Bei Herrn Foglia, dem Stiefbruder Catenacci's, wurde ich indessen über eine halbe Stunde im Portierstübchen von einer Alten aufgehalten, die Catenacci schon als kleinen Knaben gekannt hatte. Die Alte forderte mich immer auf, nur noch ein wenig zu warten, Herr Foglia müsse sogleich heimkommen. Der wahre Grund war aber, daß ich ihr von Catenacci erzählen mußte, und daß sie davon nicht genug bekommen konnte. Sein Bild, welches ich ihr zeigte, hätte sie mir beinahe nicht zurückgegeben.

Am 4. December kamen alle die Leute, welche ich gestern aufgesucht und nicht gefunden hatte, zu mir, bis auf Vignami. Zuerst kam der Maler Marcato, von welchem ich Musikalien,

Bücher und Briefe für Herwegh mitnehmen sollte; dann kam Herr Foglia, um mir in jeder Beziehung seine Dienste anzubieten, er versprach mir auch, sogleich Vigo aufzusuchen, für welchen ich eine falsche Adresse erhalten, sodaß ich seine Wohnung gar nicht hätte finden können. Ferner kam ein Billet von Bignami, in welchem er mir schrieb, daß er am 3. December abends nach einer längern Krankheit am Bein zum ersten mal wieder ausgegangen und bei der Heimkehr gefallen sei und sich dermaßen von neuem beschädigt habe, daß er hülflos im Bette liege. — Ich fuhr sogleich zu Bignami. Wir kannten uns persönlich noch nicht, dagegen aus einem längern Briefwechsel. Bignami hatte sich besonders für die von mir autorisirte italienische Uebersetzung meiner „Geschichte des Krieges von 1859" interessirt und dieselbe eigentlich veranlaßt. Als ich an sein Bette trat, fragte er mich: „Sie kommen gewiß vom Oberst Rüstow?" „Ja", antwortete ich, „der bin ich selbst." Nun verwunderte er sich darüber, daß ich nicht älter, noch so ein „Giovinotto" sei; er hätte sich gedacht, daß ich schon ein älterer Herr sei. Er gab mir freilich, wie es mir oft geschieht, fünf Jahre weniger, als ich wirklich hatte. Dieses Untertaxiren hat mir leider mehreremal Schaden gebracht, da man meiner „Jugend" halber mir oft nicht zutraute, was man einem würdevoll aufgedunsenen Fleischklumpen, der auch nicht älter war, unbedenklich anvertraut hätte. Mir fällt dabei immer die Geschichte von einem Alten ein, der um ein Stück Brot bat und auf die Frage nach seinem Alter antwortete: „Funfzig Jahre; wenn ich immer ordentlich zu essen und zu trinken gehabt hätte, wäre ich mindestens schon siebzig." Im Laufe des Gesprächs erzählte ich Bignami auch von der kleinen Arbeit über die Brigade Milano, die ich schon zu Caserta niedergeschrieben hatte, und mußte ihm versprechen, daß ich ihm ein Exemplar davon zuschicken würde, sobald sie im Druck erschienen sei. Wie schon erwähnt, verzögerte sich der Druck des deutschen Originals dergestalt, daß Bignami sich mit einer Abschrift behelfen mußte.

In jener Zeit dachte man immer noch nicht an ein gänzliches Zugrundegehen des Freiwilligeninstituts in Italien, vielmehr sehr entschieden an eine Wiederbelebung desselben im Jahre 1861. Da nun als ein Hauptmangel die unvollkommene, militärwissenschaftliche Bildung der Offiziere angesehen ward, so sann man darauf, ihm abzuhelfen, und es war besonders das Project in Anregung gekommen, eine Art Kriegsschule für Freiwilligenoffiziere in irgendeiner günstig gelegenen und an Hülfsmitteln reichen Stadt Oberitaliens, wie z. B. gerade Mailand zu gründen. Hier sollten im Frühjahr 1861 einige hundert junge tüchtige Freiwilligenoffiziere versammelt werden, einen militärwissenschaftlichen Cursus durchmachen und dabei zu gleicher Zeit in passende Bataillons- und Brigadecadres formirt werden, welche man dann nur mit Unteroffizieren und Soldaten, an denen namentlich in der Lombardei kein Mangel sein konnte, auffüllen durfte. Für die Leitung dieser Angelegenheit hatte man von mehreren Seiten die Augen auf mich geworfen. Auch über dieses Project, welches bei dem bekannten Gang der Dinge nicht zur Ausführung gekommen ist, sowie über verschiedene Einzelheiten desselben, sprach ich bei meinem mailänder Aufenthalt viel, namentlich mit Bignami und Marcato. Letztern besuchte ich von Bignami zurückkehrend noch in seinem Atelier und erfreute mich an seinen Bildern.

Als ich im Hotel wieder ankam, erfuhr ich, daß ein alter Herr dort gewesen sei und nach mir gefragt habe, sowie daß er wiederkommen werde. Er kam denn auch; es war Vigo's Vater. Der Sohn war wieder nach Neapel zurückgekehrt; über die durch ihn vermittelte Sendung nach Zürich ward ich beruhigt; sie war wirklich bis Mitte November in Mailand zurückgehalten, da ein Bekannter, der eine Reise nach der Schweiz vorhatte, sich erboten hatte, sie mitzunehmen. Indessen hatte sich die Reise von Tag zu Tag verzögert, und so hatte man denn endlich die Sachen abgesendet.

Am Abend suchte mich Catenacci's Bruder auf und führte mich

in die Scala, die ich zum ersten mal sah. Mir war der Eindruck kein ganz genügender. Es schien mir, als ob gegen den gewaltigen Zuschauerraum die Bühne etwas gar zu sehr verschwinde. Wir hielten uns nur eine halbe Stunde auf und trennten uns spät, nachdem wir noch in der Renaissance ein paar Flaschen geleert hatten. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, Catenacci bot ihn uns beiden in reichem Maße.

Am Morgen des 5. December brachte mir Marcato Briefe und Musik für Zürich und blieb bei mir, bis ich um $10\frac{1}{2}$ Uhr angeregt von den angenehmen Eindrücken, welche mir die mailänder Freunde hinterlassen hatten, nach der Eisenbahnstation abfuhr.

XXVI.

Die Heimkehr.

Bei Monza vorbei, erreichte ich bald nach Mittag Camerlata; hier mußte ich bis $5\frac{1}{2}$ Uhr abends warten, da erst zu dieser Zeit die schweizerische Post abging. Ich benutzte diese Zeit, um mich durch Speise und Trank und einige Stunden Schlafs zu stärken.

Seit dem 30. November hatte ich kein gutes Wetter gehabt, unaufhörlich fast regnete es in Strömen, und eine unangenehme feuchte Kälte machte den Aufenthalt am warmen Kamin am wünschenswerthesten. Als ich nun aber am 5. December zwischen 6 und 7 Uhr abends den schweizerischen Boden betrat, da hellte sich das Wetter auf, und der Himmel bedeckte sich mit einer immer wachsenden, immer glänzendern Masse von Sternen. Kurz, wenigstens der Empfang, welchen die Natur mir bei meiner Heimkehr auf schweizerischem Boden bereitete, war ein wundervoller, das Herz hüpfte mir vor Freuden im Leibe, als später noch der Mond aufging und mir die Schneehäupter der Alpen zuerst wieder zeigte. Besonders prächtig machte sich der Sternenhimmel an den Windungen des Monte-Cenere, wo er einen stets wechselnden Anblick bot. Um Mitternacht erreichte die Post Bellinzona, und als am 6. December der Morgen dämmerte, kamen wir bei Faido an. Hier begann auch der Schnee bereits stark, und ich erquickte mich gerne mit dem Schnapse, welchen mir die bereits muntere, voll-

busige Maid credenzte. Immer heller und mächtiger entfalteten sich nun die Alpen, welche das Tessinthal begrenzen, und immer mühseliger stiegen wir bis nach Airolo hinauf. Hier mußten wir den Wagen verlassen, um dafür in Schlitten verpackt zu werden.

Ehe diese Verpackung geschah, genoß ich einen ordentlichen Kaffee, und der Wirth erwies mir einen ungeheuern Gefallen, indem er mir meine bankrott gewordene Dose aus seinen Vorräthen wieder auffüllte.

Ich kam in einen Schlitten mit einem Huthändler, einem alten friedlichen Herrn zusammen, der sogleich ein Gespräch anknüpfte. Da ich meine Militärkappe noch auf dem Kopfe hatte, er dagegen mein rothes Hemde unter Ueberrock und Mantel nicht bemerken konnte, und da, wie es scheint, von einem Schweizer nicht leicht angenommen wird, daß er im Auslande im Dienste der Freiheit streiten könne, so glaubte der gute Mann, daß ich aus dem päpstlichen oder franciscanischen Dienste komme, und sprach mit großer Schonung von den „armen Teufeln von Schlüsselsoldaten und Neapolitanern“, die am Ende ihre Sache so gut gemacht hätten, als es ihnen möglich gewesen wäre. Der Mann der Kopfbedeckungen citirte dabei mehrere Sprüche über das Kriegsglück, welche er zwar, wie ich vermuthe, nicht aus Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg entnommen hatte, welche aber recht gut aus demselben entnommen sein konnten. Als ich nun seinen Irrthum bezüglich der Seite, auf welcher ich in Italien gestanden, aufklärte, begann er alsbald sich mit viel größerer Freiheit und viel geringerer Milde über die fahnentreuen Kämpfer für Thron und Altar zu äußern, und ward — um es gerade herauszusagen — in seinen Urtheilen über sie selbst grob. Er befand sich noch in dieser Phase, als plötzlich unser Schlitten umgeworfen ward, und zwar am Rande eines Abhangs, der einem durchaus keine Lust machte hinabzufallen. War nun dieses Umkollern eine Strafe für die unchristlichen Aeußerungen des Huthändlers, so kam ich ganz unschuldig dazu, sie zu theilen. Unser Roß machte

übrigens sofort halt, und wir wickelten uns aus Heu und Decken, stäubten den Schnee von den Kleidern, richteten mit Hülfe des Führers den Schlitten wieder auf und nahmen von neuem Platz, um unser Gespräch fortzusetzen.

Das Wetter war ziemlich kalt, aber prächtig, die Sonne stand strahlend am Himmel; ohne weitern Unfall erreichten wir das Hospiz, wo ein Stück Brot sammt einigen Schnäpsen vertilgt ward. Dann bestiegen wir die Wechselschlitten und rasten jetzt an der Nordseite des St.-Gotthard ins Reußthal nach Andermatt hinab. Hier auf der Nordseite lag der Schnee bei weitem nicht so hoch als auf der Südseite, und von Hospenthal ab war die Straße hier und da schon so schneefrei, daß der Gebrauch eines Schlittens nicht ganz gerechtfertigt erschien.

In Andermatt ward Mittag gemacht, worauf ich denn wieder die Postkutsche bestieg, die mich um 6 Uhr nach Fluelen brachte. Hier vertauschte ich sie mit dem Dampfboot, um nach Luzern hinüberzufahren. Auf dem Dampfboote traf ich mit einigen Herren zusammen, denen ich bekannt war und die mich zum Willkommen in der Heimat zwangen auf gut schweizerisch mit ihnen in einer Weise zu trinken, die man in Italien eigentlich verlernt.

Der Trunk verhalf mir denn zu Luzern, wo wir um 8½ Uhr abends ankamen, zu einem höchst gesunden Schlaf im Schweizerhof, wo ich allem Anschein nach in dieser Nacht der einzige Gast war.

Am 7. December morgens nach dem Frühstück überlegte ich nun, wie ich mich mit meiner Weiterfahrt einrichten sollte. Wollte ich, so konnte ich in den ersten Nachmittagsstunden in Zürich sein. Doch hatte ich geschrieben, daß ich erst am 8. December eintreffen würde, mochte meine Frau nicht überfallen, und außerdem war der 8. December für meine Rückkunft auch ein glücklicherer Tag. Andererseits wußte ich nicht, was in Luzern beginnen, und beschloß daher heute nur nach Aaaru zu fahren, um die Nacht dort zu

bleiben; ich hatte die Aussicht dort einen Freund zu treffen, mit dem ich gern ein Stündchen geplaudert hätte.

Ehe ich aber Luzern verließ, entsendete ich von dort noch eine telegraphische Depesche an Herwegh, in welcher ich ihn bat, mir das Marieli noch heute nach Aarau entgegenzubringen.

Als ich um Mittag in Aarau angekommen war und mich in den Omnibus des Wilden Mannes gesetzt hatte, stieg auch noch ein Telegraphist ein. Im Wilden Mann eingetroffen erfuhr ich, daß er sich die Mühe der Fahrt hätte ersparen können, denn die Depesche, welche er brachte, war an mich gerichtet und verkündete, daß Herwegh krank sei und folglich nicht kommen könne, daß mir dagegen am Nachmittage die dicke Tante Bavier das Marieli überbringen werde.

Der Freund, den ich zu sprechen gehofft hatte, war seit einigen Tagen verreist. Um 3 Uhr nachmittags aber kam wirklich die Tante mit dem Marieli an, und letzteres bedeutend gewachsene Mädchen erkannte seinen Papa sogleich wieder und äußerte eine lebhafte Freude, ihn wiederzusehen noch ehe er die Herrlichkeiten auskramte, die er ihm mitgebracht.

Am Abend machte das Marieli aus Gewohnheit noch den alten Zusatz zu seinem Nachtgebet: „Lieber Gott, beschütze meinen lieben Papa in Italien!“ Am 8. December morgens zeigte ich dem Kinde, das noch nie eine so weite Reise gemacht hatte, die Merkwürdigkeiten von Aarau, insbesondere die Kettenbrücke über die Aare, und um mittag fuhren wir dann bei wundervollem und für die Jahreszeit gar nicht kaltem Wetter nach Zürich. Um 3 Uhr trat ich in das Zimmer, in dem mein liebes Weib im Bette lag. Das war ein herrliches Wiedersehen. Mein Bild hing schon eingerahmt über dem Bette. Der Zeitpunkt der Ankunft des Bildes, gerade der kritische dritte Tag nach der Niederkunft, war eben nicht der zweckmäßigste gewesen, da die Anna sich sehr aufgeregt hatte.

Das Kleinste war eben drei Wochen alt, wie merkwürdigerweise

das Marieli auch gewesen, als ich es zum ersten mal sah. Es schaute aus seinen blauen Augen schon ganz lustig und verständig in die Welt hinein; seinen Alten gewann es in wenigen Tagen so lieb, als man es einem so kleinen Kinde kaum zutrauen sollte. Möglicherweise kam es daher, daß die Mutter während der Schwangerschaft ziemlich viel an den Alten gedacht hatte, vielleicht spielte aber auch das rothe Hemde dabei eine nicht unbedeutende Rolle.

Der noch übrige Rest des Monats December wurde durchaus der Ruhe und Erholung gewidmet, und das Weihnachtsfest im kleinen Kreise diesmal doppelt fröhlich begangen. Was hätte ich wol in Italien ohne unsern alten deutschen Weihnachtsbaum begonnen?

Mit dem neuen Jahre 1861 ging ich dann wieder rüstig an die Arbeit. Ich begann die „Geschichte des Krieges von 1860“ zu schreiben und dann bald daneben auch diese „Erinnerungen“. Das ausgedehnte Zeitungsstudium, welches die erstere Arbeit nothwendig machte, enthüllte mir nun den ganzen Umfang des Unsinns, welcher über die italienischen Verhältnisse, über die Thätigkeit der Südarmee in die Welt hineingeschrieben war. Häufig genug fand ich Gelegenheit zum Lachen, häufiger aber noch Veranlassung zum Aerger, namentlich wenn ich gedachte, wie künstlich und absichtsvoll von der einen Seite das Gebäude dieses Unsinns aufgeführt, zu welchen Zwecken es aufgeführt war, und wie andererseits auch Leute aus der Südarmee selbst aus Eitelkeit oder aus schlimmern Beweggründen an dem Aufbau geholfen hatten.

Auch verschiedene neuere mehr oder minder zusammenhängende Arbeiten, welche mir zu Gesichte gekommen sind, erscheinen mir wenig geeignet, die Nebel des geflissentlich verbreiteten Unsinns zu zerstreuen. Ich hoffe, daß er durch meine Arbeiten nun gründlich zerstreut werden wird, da dieselben auch für jeden deutlich zeigen werden, wie die Ausbeutung der Zeitungen Europas in dem

Sinne, in welchem es geschehen ist, zur Erreichung verschiedener Zwecke gewissen Leuten allerdings nothwendig war.

Das Wiedersehen mancher lieben Freunde, deren herzliche Theilnahme an meinen letzten Erlebnissen und an meinem Wohlergehen gewährten mir viele Befriedigung und erhielt mich in der heitern Stimmung, die zu tüchtigen geistigen Arbeiten so nothwendig ist. Daneben fehlte es freilich auch nicht an andern, minder angenehmen Begegnissen, die ich freilich erwarten konnte. Eine traurige Clique nah und fern, die zehn Jahre nicht ohne Erfolg daran gearbeitet hatte, mich von jeder unmittelbar praktischen ehrenvollen Thätigkeit in der mir gebührenden Stellung fern zu halten, um mich dann für einen gewöhnlichen Literaten ausgeben zu können, war jetzt sehr erzürnt darüber, daß ihre Mühen vereitelt waren, und arbeitete mit Eifer daran, in den Journalen durch Verleumdungen der niederträchtigsten Art die Wahrheit in Bezug auf meine Person zu verdecken, oder ging selbst noch weiter. Dieselben saubern Knaben, welche alte Corporale, denen der Exkönig von Neapel den Generalstitel aufgehängt hatte, feierten, suchten förmlich danach, wie sie einen Mann, der sich als wahren General erwiesen hatte, durch kleinliche, elende Neckereien ärgern könnten.

Die Strafe dafür wird wol nicht ausbleiben, und hoffentlich läßt sie nicht lange auf sich warten.

Garibaldi war mit der Hoffnung nach Caprera zurückgekehrt, daß er im Frühling 1861 seine Freiwilligen würde wieder um sich sammeln können, soweit sie nicht zusammengeblieben wären; er hatte gegen die sofortige Annexion Süditaliens an die Staaten Victor Emanuel's sich vor allen Dingen darum erklärt, weil er es für nothwendig hielt, daß während des Winters von 1860 auf 1861 das italienische Volk sich durch eine allgemeine Bewaffnung so selbständig nach allen Seiten hin mache, daß es im Frühling 1861 den Kampf für die Vollendung seiner Einigung gegen jeden ohne Unterschied, der etwa dagegen auftreten wollte, wieder aufnehmen könne, und weil er nicht glaubte, daß die Cavour'sche Re-

gierung diese Bewaffnung für ganz Italien in dem rechten Sinne oder nur mit dem rechten Willen betreiben werde. Als ihm Cavour die Alternative des Kampfes gegen Victor Emanuel, also des Bürgerkrieges, oder des Abtretens vom Schauplatze stellte, dadurch dem guten Patrioten das Heft aus den Händen wand, als Garibaldi seine einsame Insel aufsuchte, da wollte er trotz aller Zweifel gern hoffen, daß Cavour und Fanti dennoch das Werk der Bewaffnung ordentlich betreiben würden. Die nächsten Monate zeigten indessen deutlich, wie sehr die Zweifel und wie wenig die Hoffnungen berechtigt gewesen waren, und bald konnte Garibaldi selbst es nicht mehr für möglich halten, daß Italien im Frühjahr 1861 den Kampf auf eigenen Füßen stehend in seinem Sinne wieder aufnehme. Als er im April nach Turin kam, um seinen Sitz im Parlament für einige Tage einzunehmen, da durfte er nicht mehr zum Kampfe selbst, da mußte er nur zur Bewaffnung für die Zukunft treiben. Abgesehen davon, daß der Zustand der italienischen Reichsbewaffnung noch immer ein außerordentlich mangelhafter war, wurden auch die Zustände Süditaliens immer drohender und ungewisser, und es zeigte sich immermehr, wie viel hier die piemontesische Herrschaft verdarb, wie viel noch zu thun bleibe, um Süditalien wahrhaft in die Einheit Italiens hineinzuziehen.

Die Offiziere der Südarmee saßen in den Depots in den kleinen Nestern Piemonts, und die Regierung zu Turin bekümmerte sich nur insofern um sie, als sie nach Mitteln suchte, ihrer los zu werden. Sollte man es meinen? Wenn es mit der Bewaffnung in Italien wirklich ernst gemeint war, ja wenn nur die 300000 Mann Fanti's, ganz abgesehen von der Million, welche Garibaldi verlangte, gehörig organisirt ins Feld gestellt werden sollten, wie konnte man dann wünschen, sich mehr als 1000 größtentheils brauchbarer Offiziere zu entledigen? Hatte man denn so ungeheuern Ueberfluß an dieser Waare? Nichts weniger als das. Jetzt beginnt man die Volontäroffiziere in den mobilen National=

gardebataillonen zu verwenden, die man zur Bekämpfung der Reaction im Neapolitanischen aufbietet. Man scheint nun den guten Namen, den die rothen Hemden, wenn sonst nirgends, so doch jedenfalls in Süditalien hatten, auch dort untergraben zu wollen.

Während ich aus den Depots in Piemont und aus andern Städten Italiens Brief um Brief voller Klagen über die Vernachlässigung, das unnütze und langweilige Leben der Offiziere Garibaldi's erhielt, und wenn es noch nöthig gewesen wäre, mindestens daraus sehen konnte, wie es mit der Bewaffnung in Italien für das Jahr 1861 gemeint sei, kamen um das Frühjahr viele junge Leute zu mir, um zu erfahren, wie sie zu Garibaldi kommen könnten, um unter ihm zu dienen.

Wie ging dieses nun zu? Einige Worte des Aufschlusses über diese Angelegenheit werden nicht ohne Nutzen sein.

In den Emigrationen der verschiedenen Länder, wie in andern Lebensverhältnissen auch, finden sich immer eine Menge Leute, welche entweder keine Lust, oder auch nicht die Fähigkeit, oder auch beides nicht in genügendem Maße haben, um vernünftig zu arbeiten, sich zu beschäftigen und sich dadurch nützlich zu machen.

Waren diese Leute früher Soldat, so sieht man sie in jedem Kriege; für jede Sache können sie sich ungeheuer begeistern; heute sind sie die vortrefflichsten Engländer, morgen die besten Franzosen, übermorgen reine Ungarn oder Slawen oder Türken; sie dienen ebenso gut den Sklavenzüchtern der amerikanischen Südstaaten als den Nordstaaten. Man muß durchaus nicht glauben, daß diese Leute, wie man es wol erwarten dürfte, besonders tapfer sind; Gott bewahre, dies ist meistentheils gar nicht der Fall, es sind noch immer viele Leute darunter, wie sie schon im „Simplicissimus“ geschildert sind, die auf alle Weise darauf ausgehen, ihren Beutel wieder aufzufüllen, die ein gewisses Geschick haben, sich wichtig zu machen und ein ebenso großes Geschick nicht dort zu sein, wo es einige Gefahr gibt. Wird ein Corps, in welchem sie gedient haben, aufgelöst, so bleiben sie doch noch so lange sitzen, als es irgend

angeht, d. h. solange noch Sold gezahlt wird. Bisweilen gelingt es ihnen auch, sich in irgendeinem Dienste bleibend festzusetzen, und dann werden sie dort sicher die friedlichsten Gamaschenhengste, welche man sich nur denken kann, und rühren sich gewiß nicht mehr, wenn sie nicht müssen.

Diejenigen, welche nicht Soldat waren, beschäftigen sich vorzugsweise mit Comitébilden, welches eine Lieblingssache ist, und auch die Soldaten der betreffenden Kategorie schließen sich in Zeiten, wo sonst nichts zu thun ist, den Comités an. Die Hauptsache für solche Comités ist dann das Legionenbilden.

In einem Lande, welches irgendwie revolutionär bewegt ist, fehlt es niemals an dergleichen Comités aller Länder. Italien ist seit dem Spätherbst 1860 das Eldorado solcher Comités für die Bildung von nicht italienischen Legionen.

Wie geht es nun dabei her.

Ein solches Comité besteht mitunter nur aus einem oder doch aus sehr wenigen Menschen. Der Häuptling legt sich irgendeinen schallenden Titel bei, und hat irgendeinen Gönner gefunden, der ihn, was die „ersten Auslagen" betrifft, unterstützt. So ist es z. B. Napoleon III. bequem, daß viel von einer ungarischen Legion geredet werde, um Oesterreich bange zu machen, oder von einer deutschen Freiheitslegion, die mit ihm über den Rhein gehen soll, um Deutschland zu befreien, oder Plonplon hat irgendein solches Gelüste aus allgemeiner Freude an ein wenig Revolutionsspuk, oder die piemontesische Regierung hängt einmal gern das Gespenst einer slawischen, ungarischen, rumänischen oder sonstigen Legion gegen Oesterreich aus dem Fenster. Diese Gönner lassen dann einige tausend Franken springen und das Comité setzt sich häuslich nieder, nennt sich z. B. Hauptausschuß für die deutsche Legion oder so etwas und erläßt ellenlange Aufrufe. Daß nun wirklich schon Leute kommen, um in die deutsche Legion einzutreten, darum handelt es sich gar nicht, im Gegentheil, dies würde sehr unbequem sein. Damit aber der Gönner neue Gelder hergibt, müssen recht

viele „Verbindungen“ nachgewiesen werden. Der „Hauptausschuß“ spedirt also auf verschiedene Punkte des Landes, aus welchem die angebliche Legion hervorgehen soll, in möglichst geheimnißvoller Weise an Leute, die ihm mehr oder minder bekannt sind, wären es auch nur Kneipiers, Exemplare von seinen Aufrufen. Manche von den Adressaten fühlen sich durch das „Vertrauen, welches ihnen geschenkt wird“, geschmeichelt und geehrt, und beantworten die Briefe des „Hauptausschusses“ unter der ihnen angegebenen Adresse. Diese Leute ernennt nun der „Hauptausschuß“ zu „Filialcomités“. Die „Filialcomités“ werden mit neuen Aufrufen bombardirt, man sagt ihnen, daß sie vorläufig Leute insgeheim gewinnen sollen; der „Hauptausschuß“ behält sich vor, den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem die Legion zusammentreten soll. Der „Hauptausschuß“ benutzt alle möglichen Mittel, um sich bei den „Filialcomités“ ein Ansehen zu geben. Er spricht viel von seinen Verbindungen, von den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß jeder „Hauptausschuß“, der gegenwärtig sich in Italien aufrichtet, auch mit Garibaldi in Verbindung treten muß. Die Leute malträtiren Garibaldi so lange, bis er ihnen endlich, um sie los zu werden, ein paar Zeilen schreibt, in denen er zu allem, was sie verlangen, Ja sagt. Der meistentheils höchst wichtige Inhalt dieser Zeilen wird dann den „Filialcomités“ mitgetheilt, welche nun im Besitze eines großen Geheimnisses zu sein glauben. Natürlich, wenn der „Zeitpunkt“ immer nicht kommen will, so wird die Sache ein wenig langweilig; man muß daher Abwechselung in die Dinge zu bringen suchen. Dazu dienen verschiedenartige Mittel. So z. B. treten zwei „Hauptausschüsse“ miteinander in Verbindung und lügen sich gegenseitig die Jacke voll. Obgleich jeder von beiden weiß, daß es mit ihm Wind ist, glaubt er merkwürdigerweise doch, daß es mit dem andern nicht Wind sei, und hofft bei der Verbindung etwas zu gewinnen. Es werden auch wol von zwei „Hauptausschüssen“ mit feierlichem Ernst förmliche nationale Verbrüderungsverträge ab-

geschlossen. Der kroatische und ungarische Hauptausschuß z. B. verpflichten sich im Namen der Nationen, treu miteinander zu stehen. Manche Leute werden von solchen Geschichten wirklich gefangen und wundern sich nachher sehr, wenn bei einem wirklich erfolgenden Ausbruch die Ungarn und Kroaten einander viel gewaltiger keilen, als Ungarn und Oesterreicher oder Kroaten und Oesterreicher. Ein Mittel, von sich reden zu machen, ist es auch, daß der Hauptausschuß eine Sammlung zu einem Ehrensäbel für Garibaldi veranstaltet. Das Geld dazu wird genommen, woher es auch kommen mag; da fragt man gar nicht nach der Nation, und wenn es sich gerade günstig macht, kann z. B. der Hauptausschuß auch mit dem Ertrage der Sammlung durchgehen. Bisweilen wird von einem großartigen Operationsplan des Hauptausschusses geredet, der von einem Verräther an Oesterreich oder an Napoleon verkauft werden sollte. Glücklicherweise ward das noch zu rechter Zeit entdeckt und verhindert; der Operationsplan ist glücklicherweise noch immer ein Geheimniß, und man kann noch immer von ihm so viel sehen, als von dem berühmten Gyulai'schen „Sechsmänneroperationsplan" 1859 in Italien zum Vorschein kam. Wenn alle Stränge reißen, so kann auch wol einmal verkündet werden, daß wegen höherer politischer Rücksichten, die der Ausschuß erst jetzt entdeckt hat, die aber freilich jedem Kinde seit Jahren bekannt waren, das Comité sich auflöst. Der Hauptausschuß hat indessen schon neue Verbindungen angeknüpft und die Aussicht, sich binnen kurzem, neu, mit neuem Zwecke und neuen Mitteln zu constituiren, worauf er nicht verfehlen wird, den „Filialcomités" gebührende Anzeige zu machen und neue Instructionen zu ertheilen. Dies geschieht denn etwa nach vierzehn Tagen.

Wir könnten noch lange fortfahren in diesen „Geheimnissen" der Schwindelcomités zu wühlen, indessen wird das Gesagte wol genügen, um zu zeigen, daß die Schwindler allerdings eine ganze Reihe von Mitteln haben, um einfache oder einfältige unschuldige

Menschen eine gute Zeit lang an der Nase herumzuführen. Wenn man aber sieht, wie Regierungen sich vor solchem Schwindel fürchten und zittern, wie sie ganze Scharen geheimer Polizisten aufbieten, um hinter die Geheimnisse der Legions- und Revolutionscomités zu kommen, wie sie sich nun von diesen Polizisten das wahnwitzigste und erschrecklichste Zeug auf die Nase binden lassen, und dann womöglich gegen den ihnen vorgemachten Schwindel ein paar Armeecorps aufbieten und ihr Land aussaugen — wenn man das sehen muß, da wird man wol recht lebhaft an das alte gute Wort Oxenstierna's erinnert. Ja, es ist wol wahr, die dümmsten der Dummköpfe sind die Leute, welche ein Privilegium auf die Regierung Europas zu besitzen meinen.

Wir haben noch nicht erklärt, wie es kommt, daß nun wirklich Legionärs sich einfinden, um die Hauptausschüsse aufzusuchen; denn bisjetzt ist, wie man sieht, alles darauf berechnet, daß sich eben keine einfinden sollen, da dies meistentheils für die Finanzen der Hauptausschüsse sehr unbequem sein würde.

Dies geht nun etwa so zu. Beispielsweise ist einmal ein Filialcomité besoffen, macht sich im Kreise der von ihm vorläufig Geworbenen sehr wichtig, und da hierzu die Wirklichkeit nicht ausreichende Veranlassung gibt, fängt das besoffene Filialcomité an, seine Phantasie spielen zu lassen, und spiegelt den Geworbenen goldene Berge vor; von einem Luftgebilde kommt es zum andern, und endlich steigert das Filialcomité sich wol zu solcher Höhe, daß es geradezu den Befehl zum sofortigen Aufpacken ertheilt, und unter den jungen Leuten finden sich immer einige, die die Sache ernst nehmen und wirklich gehen. Wenn das Filialcomité auch endlich nüchtern geworden ist und nun die Betrogenen zurückhalten möchte, so schämt es sich dessen doch häufig, und hat selten die Geistesgegenwart noch einen Gegenbefehl zu rechter Zeit ins Feld zu führen.

Zweitens kommt es auch wol vor, daß ein Hauptausschuß, wenn er gerade im Begriffe ist durchzubrennen, noch einen Aufruf

zur sofortigen Sammlung an die Geworbenen erläßt, da er weiß, daß diese ihm keine übeln Scenen mehr bereiten können, wenn sie ankommen.

Drittens aber kommt sehr stark ins Spiel die Wirkung von angeblichen Emissaren. Diese angeblichen Commis-Voyageurs der Hauptausschüsse sind in der That zum großen Theil Commis-Voyageurs auf eigene Faust. Ihr einziger Zweck ist, auf anderer Leute Kosten zu leben und zu reisen. Sie haben sich einigermaßen an Ort und Stelle mit dem Treiben der Comités bekannt gemacht, kennen auch eine Masse Namen, obgleich sie deren Träger keineswegs immer gesehen oder gar persönlich mit ihnen bekannt geworden sind. Ein solcher „Emissar" kommt an einen Ort, wo er sich ein paar Tage aufzuhalten gedenkt; mit der ihm in der Regel eigenen Gewandtheit sucht er sich rasch über Personalverhältnisse zu orientiren, und wo er nun einen leichtgläubigen, abenteuer- oder kriegslustigen Burschen wittert, dessen Beutel außerdem nicht ganz leer ist, da macht er sich an ihn, gibt sich mit vieler Offenheit als Emissar zu erkennen, theilt mit, daß es jetzt bald losgehe, daß für diejenigen, welche noch mitmachen wollen, die höchste Zeit sei zu gehen, schmeichelt, verspricht goldene Berge, Offiziersstellen u. s. w., drängt den Eingefangenen auf alle Weise zur Abreise, und — pumpt ihn dann mit Geschick so hoch als möglich an, da ihm just das Geld ausgegangen ist und er bei den dringenden jetzt herrschenden Umständen rasch weiter reisen muß, seine Wechsel also hier nicht erwarten kann.

In dieser Lage befindet sich der Emissar immer; obgleich er von jedem der Vögel, die ihm ins Netz gegangen, möglichst viel herauszuschlagen sucht, so nimmt er doch im Nothfalle auch mit Wenigem fürlieb und denkt, die Menge muß es bringen. Natürlich stellt der Emissar dem Eingefangenen nicht blos eine Empfehlung an irgendein Comité, welches vielleicht gar nicht existirt, aus, er gibt auch über das empfangene Darlehn eine Anweisung auf das gleiche Comité — alles abenteuerlich gestempelt u. s. w.

Man meint vielleicht, daß man wenig leichtgläubige Leute dieser Art finde. Man irrt sich sehr, die Zahl der Leichtgläubigen ist wirklich „Legion", deshalb brauchte es nicht an Legionen zu mangeln. Kenne ich doch alte Menschen, die jeden Abend, wenn sie aus dem Wirthshaus kommen, wo sie die Zeitung gelesen haben, in der natürlich jeden Abend irgendetwas steht, was mit dem Kriege in Verbindung ist, ihre Pistolen putzen und ihren Degen schleifen, und die augenblicklich aufpacken und davonreisen würden, wenn sie den Brief irgendeines abenteuerlichen Comité erhielten, oder wenn ein Emissar, wie wir ihn hier gezeichnet haben, sie heimsuchte und es nicht allzu ungeschickt anfängt. Ungarn scheint jetzt ein besonders ergiebiges Feld für dergleichen Vögel. Ein solcher Emissar, der sich kürzlich dort umhertrieb, um 16 Hauptleute für die ungarische Legion in Italien zu werben, ehemalige Honvedoffiziere, der aller Wahrscheinlichkeit nach in jeder größern Stadt so viele gesucht hat, hat dabei vortreffliche Geschäfte gemacht.

Verschiedene Emissare auf eigene Faust haben auf dem Wege nach Italien Zwischendepots in der Schweiz, namentlich auch in Zürich geschaffen. Diese Zwischendepots existiren natürlich nur in ihrer Phantasie. Der Zweck dabei ist folgender: Vielleicht hat ein Angeworbener noch ungefähr so viel baares Geld, daß er z. B. von München nach Genua kommen könnte. Nun wäre es für den Emissar unmöglich, diesen Mann anzupumpen, wenn er ihn in München geworben hat und nach Genua instradirt. Er sagt daher ganz einfach: du gehst nach Zürich, in Zürich begibst du dich sogleich auf das Comité, das Comité stellt dir sogleich ein Brevet aus und zahlt dir das Reisegeld, natürlich für die erste Klasse der Eisenbahn. Was will unter so günstigen Umständen der junge Mann noch mit so viel Geld, als er wirklich hat? Der Emissar kann ihn wol um 30 Fränkli oder auch mehr anpumpen. Er wird dabei nicht unterlassen, ihm den besten Gasthof in Zürich als Absteigequartier zu empfehlen.

Die Leute, welche nun solchergestalt beispielsweise nach Zürich gesprengt werden, fragen dort mit der höchsten Naivetät nach einem ungarischen oder italienischen Comité. Wenn solche wirklich in Städten der Schweiz existirten, so würden sie sich doch aller Wahrscheinlichkeit nach etwas versteckt halten, da die Werberei in der Schweiz verboten ist. Indessen das genirt nicht. Wenn auch mitunter erst durch die dritte oder vierte Hand, werden denn die Leutchen nicht selten bis zu mir spedirt. Ich schenke ihnen natürlich reinen Wein ein und habe auf diese Weise das Glück gehabt, manchen jungen Mann von unnützen Geldausgaben und vielleicht auch noch Aergerm abhalten zu können. Aber man glaube gar nicht, daß mir dies bei allen gelungen. Mancher hat mir auch nicht geglaubt, vielleicht gar gemeint, daß ich ihn in seinem Glücke hindern wolle, und hat dann natürlich durch Schaden klug werden müssen.

Ich hoffe, daß auch die Aufklärungen, welche ich an dieser Stelle gegeben habe, nicht ohne allen Nutzen sein werden. Viele Leser mögen in den Fall kommen rathen zu sollen oder rathen zu können, und dies wird ihnen in jedem Einzelfalle leichter werden nach der allgemeinen Orientirung, die ich hier gegeben. So mögen denn immerhin nicht wenige junge Leute in Deutschland abgehalten werden, leichtsinnig, um nichts und wieder nichts, ihre Heimat zu verlassen, ihr Geld durchzubringen und sich Elend und Enttäuschungen aller Art auszusetzen.

Bei den Ungarn, die sich 1860 in der Südarmee befanden, und den Südslawen, die sich ihnen angeschlossen hatten, war es so ziemlich ausgemacht, daß im Frühjahr 1861 eine Expedition zur Unterstützung des Freiheitskampfes Ungarns von Italien ausgehen sollte. Die Ideen über die Art, wie das zu beginnen sei, waren ziemlich verwirrt: eine Basirung auf die Donaufürstenthümer oder eine Landung in Dalmatien, das waren so die beiden Grundthemas für verschiedene Gedankenreihen, welche sich an sie knüpften, und für Variationen aller Art. Für selbstverständlich ward es

angenommen, daß Italien 1861 den Krieg mit Oesterreich erneue, um Venedig zu holen. Es ward aber ferner angenommen, daß das Cavour'sche Italien den Krieg gegen Oesterreich um Venetien führen werde. In diesem Falle blieben also die Freiwilligen, blieb Garibaldi disponibel und konnte sich der Landung in Dalmatien oder den Operationen von den Donaufürstenthümern her anschließen, und daß ihm dann wenigstens ein Theil seiner italienischen Freiwilligen folgte, konnte man wol mit Sicherheit annehmen.

Auf diese Speculationen war die sogenannte ungarische Legion berechnet, welche die Ungarn auch soviel als möglich zu conserviren suchte, obwol mit geringem Erfolg, für welche sich Türr von Garibaldi zwei Batterien hatte zum persönlichen Geschenk machen lassen. Darum war so eifrig auf den edelmüthigen Charakter Garibaldi's eingewirkt. Man sagte ihm so oft, daß Italien den Ungarn, welche für Italien ihr Blut vergossen hätten, Dank schuldig sei, daß Garibaldi daran glaubte, und ohne daß er fragte, wie viel Ungarn ihr Blut für Italien vergossen hätten, und was das für Ungarn gewesen seien, leicht veranlaßt werden konnte, bei öffentlichen Gelegenheiten sich in ähnlichem Sinne auszusprechen und als thätigen Dank seine Unterstützung und die Unterstützung seiner Freiwilligen zu versprechen. In der That, bei dem sehr mäßigen Stande der ungarischen Legion auch in deren besten Zeiten hätten dann die italienischen Freiwilligen wol auf lange hin die Hauptsache thun müssen. Sich gewissermaßen den Ungarn gegenüber zu verpflichten, dazu wurde Garibaldi wie am 16. October so auch am 31. October wieder, bei der Weihe der „ungarischen Fahnen", welche man sich von verschiedenen Damen hatte sticken und schenken lassen, bewogen.

Daß unter den Freiwilligen Garibaldi's keine übertriebene Lust zu einem ungarischen Feldzuge herrschte, ist mir bekannt, ob Garibaldi selbst auf ungarischen Boden passen würde, ist mir mehr als zweifelhaft. Ich glaube auch nicht, daß er sich die Verhältnisse, welche in Ungarn herrschen, je recht klar gemacht hat.

Unbedingt könnten Ungarn und Siebenbürgen sich von Oesterreich losreißen, insbesondere, wenn dieses zugleich von Italien aus angepackt würde; unbedingt könnten sie auch mit ihren fast 15 Millionen Einwohnern ein selbständiges Reich bilden. Aber würde der Zustand dauerhaft sein? Da sich unter der Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens nur $5\frac{1}{2}$ Millionen Magyaren befinden, so ist es klar, daß diese nicht als absolut herrschendes Volk auftreten dürften, wenn von Dauer die Rede sein sollte, um so weniger, da sie von allen Stammgenossen weit entfernt wohnen, während die übrige Bevölkerung Ungarns nach allen Seiten hin Anschlußpunkte hat, Deutsche, Slawen, Rumänen. Die Ungarn müßten also die nationale Gleichberechtigung der verschiedenen Stämme anerkennen. Das Königreich Ungarn müßte ein Föderativstaat nach Art der schweizerischen Eidgenossenschaft sein, in welchem die national voneinander verschiedenen Cantone ein eigenes Leben zu führen vermöchten, ohne daß sie sich deshalb den Verpflichtungen für das Allgemeine entzögen.

Unter dem allgemeinen Druck des beabsichtigten österreichischen Einheitsstaats schien es eine Zeit lang, als ob die Ungarn Vernunft annehmen, als ob sie die Berechtigung einer andern Nationalität achten, als ob sie die Freiheit verstehen könnten. Wir selbst haben uns darüber täuschen lassen. Täuschen, sagen wir, denn die letzten Ereignisse, seit die Bewegung wieder im Gange ist, haben von neuem einen Uebermuth, eine Herrschsucht, eine Misachtung jedes fremden Rechtes bei den Magyaren zu Tage gebracht, die nicht verfehlen können, alsbald wieder den Hader zwischen die verschiedenen Nationalitäten zu werfen, welche den Boden Ungarns und Siebenbürgens bewohnen. Von Sinn für die Freiheit ist da wirklich keine Rede.

In Italien gelten wir Deutsche für die allgemeinen Bedränger, Kronenräuber, für die personificirte Herrschgier. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man die Thatsachen und den Thatbestand gegen diese merkwürdige Meinung hält; aber lachen

muß man, wenn radicale italienische Blätter die Deutschen aufs heftigste angreifen, weil diese den Dänen die dänischen Provinzen Schleswig und Holstein abnehmen wollen, um sie zu knechten, und wenn dieselben radicalen Blätter es in demselben Athem ganz in der Ordnung finden, daß die Ungarn Kroatien, Serbien u. s. w. beherrschen, ja sie magyarisiren wollen, wenn wieder dieselben Blätter für Italien Dalmatien als ein entschieden italienisches Land beanspruchen. Hier ist offenbar nicht mehr von Absichtlichkeit, hier kann nur von Unkenntniß die Rede sein, und ich glaube, daß nach Beseitigung dieser Unkenntniß kaum zwei Völker sich besser verstehen werden als die Deutschen und die Italiener.

Garibaldi, wenn er nach Ungarn ginge, würde sich bald überzeugen, daß die Sache der Freiheit, für welche er in Italien gekämpft hat, und die ungarische — oder vielmehr magyarische — Freiheit zwei himmelweit voneinander verschiedene Dinge sind. Es versteht sich von selbst, daß wie die Angelegenheiten Italiens sich seit dem Herbst 1860 gestaltet haben, Garibaldi, wenn auch zu augenblicklichem Zusehen gezwungen, noch lange nicht zu andern gehen kann, um ihnen „Italiens Dank abzutragen".

Die vielen getreuen Einzelbilder aus dem Leben der italienischen Südarmee geben wol dem Leser auch ein ziemlich getreues Bild ihrer Gesammtheit. So wäre es überflüssig, ein solches hier noch entwerfen zu wollen. Dagegen glaube ich diese Blätter nicht zweckmäßiger schließen zu können, als mit einer Reihe von Bemerkungen über solche Freiwilligenarmeen überhaupt, Nutzanwendungen, welche gerade für Deutschland eine nahe liegende Bedeutung haben, und welche gerade in diesem Buche vor ein größeres Publikum gelangen mögen, das sich trotz des Interesses, welches die Sache für alle Welt hat, sonst wenig um derlei Dinge bekümmert.

Die italienische Südarmee war, was wir obenan stellen möchten, eine Initiativarmee. Wie viele Gelegenheiten zum kriegerischen Zugreifen zum Wohle des Volks bieten sich nicht der Nation in jedem Lande, welches nicht centralisirt ist, keine Einheitsverfassung

hat. Aber das kriegerische Zugreifen unterbleibt, weil die Regierungen durch zu viele Rücksichten gebunden sind, oft zur Schande der Nation. Die Nation kann in solchen Fällen viel eher die Initiative ergreifen. Schwerlich hätte Piemont im Frühjahr 1860 eine Division nach Sicilien zur Unterstützung der dortigen Insurrection hinüberwerfen können; aber das italienische Volk konnte es unbedingt, und schwerlich wäre die sicilianische Insurrection zu einem glücklichen Ende gediehen, wenn Garibaldi nicht mit seinen immer wachsenden Scharen kam, um ihr einen Stützpunkt, Einheit und Kraft zu geben. Sehen wir uns die Verhältnisse Deutschlands zu Schleswig-Holstein und zu Dänemark an! Niemand wird leugnen wollen, daß Deutschland wegen der Schwäche, die es in der Sache gezeigt hat, von ganz Europa verachtet wird, auch von den Mächten, welche Deutschland diese Schwäche empfohlen haben. Der Grund der Schwäche war aber einerseits Zwiespalt und Eifersucht der Regierungen, andererseits die Furcht vor einem allgemeinen Kriege, welchen die Intervention einer deutschen Regierung heraufbeschwören könnte. Das Auftreten einer deutschen Freiwilligenmacht in den Herzogthümern, wenn diese sich einmal wieder erheben, könnte aber ebenso wenig als eine Intervention angesehen werden als das Auftreten Garibaldi's in Sicilien und Neapel. Deutschland könnte aus dem Princip der Nichtintervention dieselben Vortheile ziehen, welche Italien aus ihm gezogen hat. Daß sich späterhin immer eine deutsche Regierung oder eine Zahl von deutschen Regierungen einmischen könnte, wenn auch nur unter dem Vorwande, der „Anarchie“ ein Ende machen zu wollen, ist klar. Schwer ist für die Regierungen nur die Initiative. Im Innern Deutschlands und an seinen Grenzen finden sich noch mehrere Fälle ganz ähnlicher Art oder sie können doch alle Tage ans Licht kommen und sich zu „Fragen“ entwickeln. Mit ihrem speciellen Studium wollen wir uns hier nicht abgeben. Wir haben uns in neuerer Zeit öfters des Ausdrucks „Initiativarmee“ bedient und es scheint, daß dieser Ausdruck bisweilen nicht richtig verstanden

sei. Was ich hier gesagt habe, wird für eine genügende Erklärung gelten können.

Deutschland strebt nach Einheit wie Italien. Es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob Italien die piemontesische Centralisation vertragen wird, denn es ist noch lange nicht alle Tage Abend und die größten Geister Italiens sind gegen die piemontesische Centralisation gestimmt. Solange noch äußere Feinde der Einheit entgegenstehen, mag die Dictatur Piemonts gelten. Aber ich vermuthe sehr stark, daß eine bedeutende föderalistische Gegenbewegung sich geltend machen wird, sobald es keine äußern Feinde mehr zu bekämpfen gibt. Aber selbst wenn für Italien die piemontesische Centralisation von Dauer wäre, so würde dies noch nichts für Deutschland beweisen. Die Italiener sind Romanen, und als solche immer noch für die Centralisation zugänglicher als die Deutschen, wenn auch lange nicht im gleichen Maße wie die Franzosen. Deutschland wird niemals eine andere als eine föderative Einheit vertragen, etwa in der gleichen Weise wie sie in der Schweiz besteht. Aber wo überhaupt von Einheit die Rede sein soll, da müssen nothwendig drei Dinge: Auswärtiges, Krieg und ein entsprechender Theil der Finanzen, in den Händen der Centralgewalt liegen.

Daß die deutsche Bundeskriegsverfassung dieser Forderung nicht entspricht, daß auch durch Flickereien an diesem von Grund aus falschen Machwerk nichts in solcher Beziehung gewonnen werden kann, müssen die neuesten Ereignisse denjenigen selbst gezeigt haben, welche am hartnäckigsten sich solcher Einsicht verschließen wollten. Auch die Militärconventionen, soweit sie überhaupt zu Stande kommen können, werden nichts bessern. Ihr einziger Vortheil ist, daß sie nützliche Löcher in die untaugliche Bundeskriegsverfassung reißen.

Es gibt kein deutsches Heer; es gibt nur ein österreichisches ein preußisches, ein bairisches Heer; würtembergische, hessische, sächsische, hannoverische, badische Truppencorps u. s. w. Und wer

da weiß, daß die Dinge ihrem Ursprunge immer mehr oder minder getreu bleiben, wer den Ursprung der verschiedenen deutschländischen Heere kennt, der wird auch wol völlig überzeugt sein, daß auf dem Boden der regulären deutschländischen Armeen und Truppencorps niemals ein einheitliches deutsches Heer erwachsen wird; vielmehr müssen diese regulären Armeen nothwendig Feinde oder wenn man es anders bezeichnen will, wenigstens Hindernisse der Einigung sein.

Ganz anders würde sich dieses mit einem deutschen Freiwilligenheere gestalten, welches für eine deutsche Sache oder geradezu für die Sache der deutschen Einheit in den Krieg ginge, welches aus allen Gauen Deutschlands herausgebildet, nichts von den trennenden Traditionen der regulären deutschländischen Truppencorps mitbrächte. Ein solches Freiwilligenheer könnte aus dem Kampfe zurückkehrend sehr wohl den Kern eines wirklichen neuen deutschen Heeres abgeben. Die Soldaten der italienischen Südarmee fühlten sich durchaus als Italiener und selbst vom Feinde, dessen Soldaten doch auch Italiener waren, wurden sie — wo nicht der Titel Flibustier den Vorzug erhielt — schlechtweg die Italiener genannt. Für die Bildung eines neuen italienischen Heeres auf neuen den Verhältnissen Italiens entsprechenden Grundlagen hätte die italienische Südarmee ohne Zweifel einen passendern Kern abgegeben, als das piemontesische Heer, dessen bloße Vergrößerung, wie auch der Anschein sein mag, Italien schwerlich jemals eine Armee geben wird, wie sie seiner Größe und seiner Bevölkerungszahl entspricht. Der Kundige, auch wenn er mit den Verhältnissen Italiens weniger vertraut ist, wird schon jetzt gesehen haben, was für die wirkliche militärische Stärke des Landes bei der pedantischen erzwungenen Anwendung des piemontesischen Schemas herauskommt, wie viel dabei auf dem Papier stehen bleibt, und wie wünschenswerth es für Italien gewesen wäre, daß es ein anderes Bewaffnungssystem angenommen, daß man in dieser Frage die Stimme von Männern wie Garibaldi nicht so vornehm überhört hätte. In Deutschland

allerdings fehlt es sicher nicht an Soldaten; aber wie gesagt, an deutschen Soldaten oder an Soldaten Deutschlands fehlt es gänzlich, und wie sehr Deutschlands finanzielle Kräfte ohne entsprechenden Vortheil durch das herrschende Heersystem geschwächt worden sind, darüber werden den Leuten beim nächsten großen Kriege die Augen auf-, aber zugleich unfehlbar übergehen. Kein Vernünftiger kann sich verhehlen, daß andere Grundlagen der Heeresverfassung als die gegenwärtig hergebrachten auch in Deutschland sehr wünschenswerth, und daß ihre Schöpfung in Deutschland weit möglicher ist als in irgendeinem andern Lande. Nationalökonomen, welche die stehenden Heere aus dem allerdings nicht anfechtbaren Princip der Theilung der Arbeit vertheidigen, machen eine so absurde Anwendung von dem Princip, daß es schwer wird, an ihren guten Glauben dabei zu denken. Ein Freiwilligenheer könnte auch zu den wünschenswerthen neuen Grundlagen die Bahn brechen, wenn es sich im Kriege erprobt und bewährt hätte.

Daß aber mit dem bloßen Zusammenlaufen von so und soviel tausend Freiwilligen alles gethan sei, soll hier von uns durchaus nicht behauptet werden. Im Gegentheil, wir möchten auf Grundlage von leicht begreiflichen Thatsachen und eigenen Erfahrungen gerade auf verschiedene Klippen aufmerksam machen, welche sich bieten, welche zu vermeiden, wenn man sie kennt, keineswegs unmöglich ist.

Störend war in der italienischen Südarmee bisweilen der Mangel an Uebung, an militärischer Ausbildung der Leute. Dieser Mangel kommt weniger in Betracht, solange ein Heer noch sehr klein ist, und wenn der Muth, die Tapferkeit, kurz der moralische Werth einer Truppe sehr groß ist; er macht sich sehr fühlbar und erschwert ungemein die Führung beim Anwachsen eines Heeres um so mehr, da mit der Vergrößerung desselben auch der moralische Werth immer abnehmen wird, man möge sich stellen, wie man wolle.

Die Führung wird wesentlich erleichtert, wenn die Corps ihre taktische Formation im Gefecht immer aufrecht erhalten. Es schadet

nicht, wenn eine Tirailleurkette einmal ein wenig in „Unordnung" kommt; aber wol schadet es, wenn Reserven, die in Colonne oder in geschlossener Linie vorgehen sollen, sich unterwegs debandiren und wie eine Heerde Säue durcheinanderlaufen; auch dem besten Führer wird da mehr oder minder die Uebersicht verloren gehen, und es muß schon ein ausgezeichneter Mann sein, wie man deren unter Hunderten immer nur sehr wenige findet, der sich durch derlei Erscheinungen nicht aus der Ruhe bringen läßt, sondern mit dem, was er unter der Hand hat, soviel zu erringen sucht als möglich. Unter den bei der italienischen Südarmee obwaltenden Umständen war eine vollständige Ausbildung allerdings eine Unmöglichkeit; indessen bisweilen hätte sich doch mehr thun lassen als geschah. Das unverständige Vorwärtsdrängen von Civilregenten, die freilich nie eine Verantwortlichkeit und noch weniger eine Gefahr auf sich nehmen wollten, verdarb viel Zeit, verkürzte die kurze Ruhe weniger Tage, welche zu einer angemessenen Ausbildung hätte dienen können, durch allerlei unnütze Allotria und störte die Organisation oft erheblich. Aus meiner Erzählung der Ereignisse wird in dieser Beziehung vieles zu lernen sein; ich kann aber nicht umhin, hier auch noch auf die Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Holstein-Noer, und insbesondere auf dasjenige zu verweisen, was derselbe über die Verhältnisse sagt, unter denen das Treffen von Bau im Jahre 1848 geliefert wurde. Nichts ist vor allen Dingen thörichter, als mit ganz jungen, noch nicht exercirten Truppen Eilmärsche machen, wenn die höchste Noth es nicht verlangt. Nichts ist so geeignet, jungen Truppen das Zusammenhalten beizubringen, als ein Marsch; aber dies darf nicht ein zu langer Tagemarsch sein, der alle Kraft der jungen Mannschaft nur für die einfache Fortbewegung, für den Transport von einem Punkte zum andern in Anspruch nimmt. Man fange sobald als möglich an zu marschiren, aber man mache kleine Märsche, die zugleich als Exercirmärsche betrachtet werden können. So machte ich es mit der Brigade Milano, mit der ich von Milazzo ab immer zusammenblieb,

soweit es die Verhältnisse nur irgend gestatten wollten. Der Leser wird den Unterschied zwischen dieser Brigade und der Brigade Bologna (Puppi), welche ich seit Torre di Faro aus den Augen verloren hatte, aus meiner Erzählung der Ereignisse des 19. September, da beide zum ersten mal ernstlich ins Feuer kamen, wol herausgefunden haben. Das Exercitium auf dem Marsche setzt freilich außer kurzen Tagereisen auch die unausgesetzte Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Chefs voraus, und es kann fast aufreibend für den Oberbefehlshaber werden, wenn er nicht von den Offizieren ausreichend unterstützt wird. Je eifriger die sämmtlichen Offiziere oder ein guter Theil von ihnen ist, je mehr Verständniß der Sache sie zeigen, desto leichter und desto fruchtbarer zugleich wird diese.

Günstig ist es für ein Freiwilligenheer, wenn es aus einem Milizheere oder aus einem Staate, der ein Milizsystem hat, hervorgeht, sodaß jeder Freiwillige auch schon ein ausgebildeter Soldat ist. Aber auch ohne das finden sich oft Umstände, in denen eine vorläufige Uebung ganz gut möglich ist. Und diese Umstände sollte man ausnutzen, die passende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Ich möchte hier ganz insbesondere auf die Bewegung in Deutschland, welche gegenwärtig auf die Bildung von Wehrvereinen hinstrebt, aufmerksam machen. Aus den scheinbar noch kleinen Anfängen kann sich eine große Sache, können sich heute noch unabsehbare Folgen entwickeln, wenn das Ding richtig angegriffen wird. Die Volkswehrcompagnien, welche sich in verschiedenen Städten Deutschlands jetzt bilden, haben z. B. bis zum nächsten Frühjahr noch Zeit genug, sich in den Waffen zu üben, und können dann augenblicklich zu einem tüchtigen kleinen Freiwilligenheer zusammenstoßen, welches, wenn die Verhältnisse danach angethan sind, sich schnell vergrößern wird. Man muß durchaus davor warnen, daß diese Wehrvereine sich zu viel mit dem Schießen abgeben, damit eine kostbare Zeit vergeuden und sich zu spießbürgerlichen Schützengilden entwickeln. Weit wichtiger als die Schießübungen ist die Einübung der Evolutionen aller Art in einfacher Weise, im leb-

haftesten Tempo und ohne vieles Zwischencommandiren und Schreien. Die Uebung in den Evolutionen, sodaß diese ganz mechanisch ausgeführt werden, bringt den rechten Zusammenhalt in eine Truppe und erleichtert am meisten die Führung im Gefecht, welches doch immer die Hauptsache ist. Wenn nur während weniger Monate wöchentlich einige Stunden die Volkswehrcompagnien sich mit diesen Uebungen beschäftigen, so können sie es weit bringen, um so mehr, wenn diese Organisation, wie es zu hoffen ist, vor allen Dingen sich an die Turnvereine anlehnt, sodaß vorzugsweise Leute in sie hineinkommen, welche bereits eine allgemeine körperliche Ausbildung haben. Andere höchst nothwendige Uebungen, welche freilich selbst in regulären Heeren bis zum äußersten Nothfall verschoben zu werden pflegen, sind diejenigen im Beziehen eines Bivouaks oder auch eines Cantonnements und im Abkochen. Wenn die Leute sich damit nicht zu helfen wissen, so geht über dem Fassen der Lebensmittel, dem Herbeischaffen des Kochholzes, dem Ausheben der Kochlöcher oder entsprechenden Einrichtungen sowie über dem Kochen selbst immer eine kostbare Zeit verloren, worunter der Soldat selbst am meisten leidet. Solche Uebungen, welche jungen Leuten ein wirkliches Vergnügen bereiten, können auf Märschen, zu denen man sich z. B. an einzelnen Sonntagen vereinigt, mit Leichtigkeit und ohne eigentliche Kosten als die Ausgaben, welche doch jeder junge Mann auf einem Sonntagsspaziergange machen würde, vorgenommen werden.

Endlich kann man bei den Volkswehrcompagnien nicht früh genug anfangen, ein einfaches aber strenges Rapportwesen einzuführen, um für diesen Dienstzweig sowie für die Administration jeder Compagnie im Felde wenigstens einige Leute auszubilden. Diese Ausbildung ist sehr leicht zu erzielen, da es niemals an jungen Männern fehlen wird, die aus irgendeinem Geschäfte her das Wesentliche einer jeden geordneten Buchführung schon kennen.

Die Truppenkörper in einem Freiwilligenheer müssen von geringer Stärke sein; Compagnien etwa von 100 Mann; Bataillone

von 400 Mann scheinen am zweckmäßigsten. Bei der italienischen Südarmee sanken die Truppenkörper noch mehr herab, was nicht eben zweckmäßig war. Bataillone von kaum 200 Mann waren in der letzten Zeit nicht selten. Dies hätte vermieden werden können, wenn allgemeine Rekrutendepots angelegt worden wären, aus denen der Abgang in den verschiedenen Corps je nach Bedarf, auf Grund der Rapporte hätte ersetzt werden können. Dergleichen Anstalten waren aber nicht getroffen; vielmehr hielten sich nur einzelne in Süditalien selbst entstandene Corps eigene Depots; im übrigen kam alles, was neu herbeiströmte, schon in besondere Corps formirt an, sodaß es nicht zur Ergänzung der schon bestehenden verwendet werden konnte. Der Mannschaftsstand eines jeden Corps verminderte sich auf diese Weise beständig; ohne sich jemals wieder zu erheben. In Deutschland wäre es nicht schwer, diesem Unwesen zu steuern. Da jeder Wehrverein stets sich aus activen und nicht activen Mitgliedern bilden wird, von denen nur die erstern sich in Compagnien formiren und sich für den Felddienst bestimmen, während die letztern nur durch Beischaffung von Geldmitteln und sonstige Unterstützung der Sache sich bethätigen, aber im Ernstfalle nicht mit ins Feld ziehen, so würden diese nicht activen Mitglieder selbst die Formation von Depots für die activen Compagnien übernehmen können und man hätte den Zuschub nicht in neuen Corps, sondern für die alten Corps mit ziemlicher Sicherheit organisirt.

Es ist vielfach die Besorgniß geäußert worden, daß man für ein solches Freiwilligenheer keine Leute finden werde, da ja die regulären Heere alles für sich in Beschlag nähmen. Indessen ist diese Besorgniß selbst da überflüssig, wo gesetzlich die allgemeine Wehrpflicht besteht, wie z. B. in Preußen. Während die regulären Heere erst Anspruch auf die junge Mannschaft machen, wenn diese ins einundzwanzigste oder zweiundzwanzigste Lebensjahr eintritt, kann das Freiwilligenheer sich schon aus Sechzehn- bis Zwanzigjährigen rekrutiren, und außerdem läßt das reguläre Heer immer eine unglaubliche Menge von tüchtigem Stoff übrig, z. B. nur von

solchen Leuten, die lediglich ihrer kurzen Gestalt halber zurückgestellt werden und oft die tüchtigsten Soldaten abgeben.

Die geringe Zahlstärke der Truppenkörper in einem Freiwilligenheere wird stets eine Nothwendigkeit sein. Denn, was immer geschehen möge, niemals wird man eine bedeutende Zahl von völlig geübten Offizieren und Unteroffizieren in einem solchen Heer mit ins Feld nehmen können. Die Uebung wird sich bald finden, aber um so leichter, je weniger man den jungen Offizieren im Anfang aufbürdet. Eine kleine Compagnie wird von ihnen leichter und besser geführt werden als eine große. Drei Offiziere auf eine Compagnie von 100 Mann geben ein ganz gutes Verhältniß. Es kommen dabei im ganzen kleinen Heere die Stäbe mit eingerechnet etwa 5 Offiziere auf 100 Mann. Durch eine nicht zu geringe Zahl von Offizieren im Vergleich zur Mannschaft erhält man offenbar auch mehr Mittel zur Auszeichnung und vermehrt den Antrieb zu dieser, was keineswegs zu verachten ist.

Die geringe Zahlstärke der Truppenkörper ist in einem Freiwilligenheere auch deshalb nothwendig, damit man eine hinreichende Anzahl von Truppenkörpern gewinne und das Heer so gliedern könne, daß es fähig wird zum selbständigen Auftreten. Selbständig muß es aber auftreten können —, möge es sich seinen Zweck innerhalb des gesammten Kriegs seiner Stärke entsprechend noch so gering setzen — wenn es gerade die Dienste leisten will, welche wir vorzugsweise von ihm verlangen müssen. Man sieht leicht ein, daß es seinem Zweck, insbesondere eine Initiativarmee abzugeben, durchaus nicht mehr entsprechen könnte, wenn man etwa dächte seine Bestandtheile als Beigaben auf die Corps der regulären Heere vertheilen zu wollen. Der eben angeführte Grund für die Kleinheit der Truppenkörper im Freiwilligenheere würde allerdings wegfallen, wenn man sich dasselbe im ganzen sehr groß dächte. Indessen für den Anfang wäre dies eine ganz unstatthafte Voraussetzung. Wenn im Anfange ein solches Heer von 12—15000 Mann aus ganz Deutschland, aus allen Gauen desselben zusammenkäme, so müßte

man dies schon für eine sehr befriedigende Leistung erklären, und man könnte im Anfange selbst dann nicht unzufrieden sein, wenn man auf der Hälfte dieser Zahl stehen bliebe. Wir wollen hier nicht von den Hindernissen reden, welche einzelnen Corps des kleinen Heeres in den Weg gestellt werden möchten. Daß dergleichen vorkommen werden, versteht sich von selbst; aber unter Umständen können sie so zusammenschrumpfen, daß ihre Wirkung fast null wird. Dagegen darf man sich darüber keine Illusion machen, daß man mit dem Aufruf von Freiwilligen, selbst auch solchen, die schon im Frieden in Corps organisirt sind, auch nur annähernd soviel Mannschaft ins Feld bringe, als mit den Zwangsmitteln der von der Staatsgewalt gehandhabten Conscription.

Das Princip der Freiwilligkeit muß für das Freiwilligenheer durchaus aufrecht erhalten werden und selbst wenn es möglich wäre, für eine Verstärkung auf irgendeine andere Weise zu sorgen, so müßte dieselbe von der Hand gewiesen werden. Nur diejenigen, welche von ganzem Herzen mitgehen, sind in einem solchen Heere gut. Außerdem aber braucht man nicht blos Mannschaften, man braucht auch Geld, um sie ins Feld zu stellen. Wenn man immerhin und in jedem einzelnen Falle auf den Beistand, die Unterstützung dieser oder jener Staatsregierung rechnen könnte, so würde immer noch ein großer Theil des für den Anfang nöthigen Geldes durch freiwillige Beisteuern aufgetrieben werden müssen. Daß diese niemals allzu reichlich fließen, ist eine allgemein bekannte Sache, und der Mangel an Geld würde daher im Anfange schon eine weise Beschränkung der Mannschaftszahl nothwendig machen. Beschränkt man den Aufwand aufs äußerste, begnügen sich Offiziere wie Soldaten vorläufig mit dem Allernothwendigsten, unter 2 Fr. oder einem halben Thaler für den Tag und den Mann wird man doch auf keinen Fall durchkommen. Dies gibt aber für einen Monat und 10000 Mann schon eine allernothwendigste Summe von 150000 Thlrn.; allerdings wird man sagen, eine wahre Lumpensumme für ganz Deutschland, und man hat vollkommen recht,

doch muß sie immerhin zusammengebracht werden, und mit Pfennigsammlungen ist das nicht möglich. Daß den Freiwilligen pecuniäre Vortheile geboten werden müssen, sobald sie selbst irgendeinen großen Vortheil errungen, z. B. eine Eroberung gemacht haben, versteht sich ganz von selbst. Und sobald dies geschehen ist, sobald das Freiwilligenheer selbst über anständige Geldmittel disponirt oder zu seinen Gunsten über solche disponirt werden kann, wird es an Zulauf ganz gewiß nicht fehlen, und man wird mehr Mühe haben mit dem Ausscheiden des minder wünschenswerthen Materials als daß man Sorge um die zu geringe Stärke des Freiwilligenheers zu haben brauchte.

Aus diesen Erörterungen wird hervorgehen, wie wünschenswerth es sei, daß die sich bildenden Wehrvereine sich außer mit der Formation und Ausbildung von Compagnien auch sogleich mit der Bildung von Kassen beschäftigen, die sie, soviel nur immer thunlich, nicht blos mit dem, was sie aus ihrer Mitte zusammenbringen, sondern mit Beiträgen aller Art, und von woher sie nur immer beizutreiben sind, zu vermehren suchen. Dies Geld wird für jedermann im Staate besser angelegt sein, als wenn man aus freiwilligen Beiträgen einer Regierung, die drei Viertel sämmtlicher Landeseinkünfte zur Aufrechthaltung einer Heeresorganisation von sehr problematischem Werth in den Rachen des Kriegsbudgets wirft, noch obenein Kriegsschiffe schenken will. Wenn für eine Compagnie von 100 Mann aus einer wohlhabenden Stadt nur 10000 Thlr. gesammelt werden, so ist das für die Stadt und vielleicht noch ihre Umgebung obenein, so gut als nichts, aber die Compagnie kann im Nothfall einen ganzen Feldzug damit ausdauern.

Offiziere und Unteroffiziere eines Freiwilligenheeres müssen der großen Masse nach aus den Freiwilligencompagnien selbst hervorgehen. Es ist einleuchtend, daß es für ein Freiwilligenheer stets ein großer Vortheil sein wird, eine Anzahl Offiziere zu besitzen, welche aus dem Militärdienst ihren Lebensberuf gemacht und etwas gesehen und erfahren haben. Diejenigen, welche sich mit der Vor-

bereitung einer derartigen Organisation befassen, thun daher auch wohl daran, sich schon beizeiten nach gedienten Offizieren umzusehen, die namentlich für größere Commandos tauglich sind, vom Bataillon aufwärts. Es wird auch an solchen Offizieren kein Mangel sein, sobald sie sehen, daß hier wirklich etwas Vernünftiges und Tüchtiges im Werke ist, und wenn zumal einzelne Regierungen den Uebertritt in passender Weise begünstigen. Aber man gebe sich nur nicht dem Irrthume hin, als ob ein gedienter Offizier nur blos deshalb so ganz absolut den Vorzug verdiene. Käme z. B. ein solcher nur, weil er sich persönliche Vortheile zu sichern sucht, aber dabei mit einer gründlichen Verachtung für jede Organisation, die nicht reguläres Heer ist, so würde er leicht mehr schaden als nützen. Es wäre leicht eine Menge von Beispielen für solche und ähnliche Fälle aus der neuern und neuesten Erfahrung anzuführen.

Die Masse der Offiziere eines Freiwilligenheeres werden der Natur der Umstände nach nicht in einem regulären Heere gedient haben. In der italienischen Südarmee gab es eine Menge junger Beamten, Architekten, Studenten, welche, ehe sie in dieses Freiwilligenheer eintraten, niemals in einer regulären Armee gestanden, sich auch niemals wissenschaftlich mit dem Kriege beschäftigt hatten. Die meisten von ihnen eigneten sich die nothwendigen reglementarischen Kenntnisse leicht an und erwarben sich durch Tapferkeit und eine allgemeine Umsicht das Vertrauen der Soldaten. Aber allerdings war das nicht durchgängig so. Neben sehr guten trafen die Comite's auch sehr schlechte Wahlen, bei denen persönliche Freundschaft oder auch wol die politische Richtung und die Bethätigung der politischen Meinung in Clubs u. s. w. mehr entschied als die Fähigkeit. Die Offiziere, welche von Handwerkervereinen, die sich als Compagnien constituirt hatten, gewählt worden waren, zeigten sich in der weitaus größten Zahl tüchtig und auch die Disciplin wurde hier — der hergebrachten Meinung ganz entgegen — zufrieden stellend geübt.

Wenn man eben viel Zeit hat und bei den Verhältnissen, wie wir sie uns für die deutschen Wehrvereine denken, möchte in Bezug auf die Bildung der Offiziercorps folgendes Verfahren das zweckmäßigste sein.

In jedem Wehrvereine constituirt sich ein Comité, welches wesentlich aus nicht activen Mitgliedern besteht, und in welchem die active Compagnie, die aus dem betreffenden Wehrverein hervorgegangen ist, nur durch einige Mitglieder vertreten ist.

Die active Compagnie wählt sich ihre Offiziere aus ihrer Mitte, bestimmt aber zugleich noch ein paar Ersatzmänner, welche die nächste Anwartschaft auf Offizierstellen haben. Das Comité prüft diese Wahlen gewissenhaft, bestätigt sie, wenn es sie für gut hält, oder verwirft einzelne, die ihm nicht gut scheinen, mit Beifügung der Gründe. Für die verworfene Wahl findet eine neue Wahl statt, und wenn wieder eine Verwerfung durch das Comité erfolgen sollte, eine dritte. Hat die Compagnie dreimal hintereinander denselben Mann gewählt, so ist die Wahl auch trotz der Einsprache des Comité gültig. Die gewählten Offiziere erhalten nun von dem Comité provisorische Brevets.

Bei der Wahl müßte nach unserer Meinung hauptsächlich entscheiden Charakterfestigkeit, körperliche Gewandtheit und Kraft, ehrenhaftes bürgerliches Verhalten und allgemeine Bildung. Ein Mann, der durch sein Geschäft bereits einen gewissen Einfluß hat, ist immer vorzuziehen. Um die Schattirungen politischer Meinung sollte man sich nicht zu ängstlich bekümmern. Jedermann, der ein wenig Erfahrung aus politisch bewegten Zeiten hat, weiß sehr gut, welcher Unsinn in solchen zu Markt getragen zu werden pflegt: durch willkürliche Parteibezeichnungen werden Leute zusammengeworfen, die im Leben nicht zusammengehören, und andere getrennt, die sich ganz gut verstehen würden. In einer großen nationalen Bewegung, welche diese Bezeichnung thatsächlich verdient, weil sie aus der Clubschwätzerei in ernste Thätigkeit übergeht, können subtile politische Unterscheidungen einerseits nur schaden, andererseits

können sie leicht verwischt werden. Wer sich ernstlich um die deutsche nationale Bewegung für die Volkswehrvereine bekümmert, wer ihre Bedeutung einsieht und nicht daran denkt, mit bloßer wohlthätiger Droschkenkutscherrednerei bei dieser günstigen Gelegenheit von sich sprechen zu machen, der wirke immer dahin, die thörichten Parteibezeichnungen zu unterdrücken. Jeder Mann, dem es Ernst ist, erinnere sich nur an den Unfug, der 1848 und 1849 mit dem Worte „Demokrat" getrieben worden ist. Wer solche Parteibezeichnungen portirt, der arbeitet immer nur den infamsten Polizeispitzeln und Kerlen in die Hände, welche sich jeder Partei anschließen, die gerade ein Vortheil ist und, wie es scheint, ihnen Vortheil bringen kann. Kurz, diese Parteibezeichnungen sind wesentlich für das Lumpengesindel gemacht, welches sich ebensowol auf den Thronen als auf den Gassen findet. Dieses wirkliche Lumpengesindel ist in Deutschland nicht stark vertreten; wie man sich bald überzeugen wird, wenn ihm der redliche Mann nicht mehr durch einfältige Stichwörter in die Hände arbeitet. Augsburger „Allgemeine Zeitung", berliner „National-Zeitung", preußische „Kreuzzeitung", berliner Droschkenkutscherliberalismus gesinnungstüchtiger Arbeiterwohnungsvermiether, preußisches Junkerthum und wie alle diese Hindernisse vernünftiger Verständigung heißen, werden vollständig und binnen kurzer Zeit auf Null reducirt sein, wenn ihnen redliche Männer nicht mehr dadurch in die Hände arbeiten, daß sie ihre Unterscheidungen adoptiren und auf ihr unsinniges Gewäsch hören. Auch nicht einmal deshalb muß man darauf hören, um antworten zu können. Das verlohnt sich gar nicht.

Es ist gut, wenn vor den Offizierswahlen ein Beauftragter des Comité die Mannschaft auf die Hauptpunkte aufmerksam macht, auf welche es dabei ankommt; ja eine feierliche Ermahnung, nach bestem Wissen und Gewissen zu wählen, auf welche die Mannschaft dann in irgendeiner feierlichen Weise antwortet — (wir denken hier nicht im mindesten an eine

sogenannte Vereidigung) — würde durchaus nicht vom Uebel sein.

Wenn die Sache der deutschen Volkswehrvereine vorschreitet, so muß eine sichtbare und officiell beauftragte Centralbehörde eingesetzt werden. So überflüssig dies wäre, ehe noch eine entsprechende Zahl von Elementen vorhanden ist, so sehr im Anfange eine allgemeine Verständigung genügt, so nothwendig wird die Centralleitung, sobald Elemente genug vorhanden sind, um wirklich an die Bildung eines Freiwilligenheeres denken zu können. Die Centralbehörde würde durch eine Uebereinkunft der Ausschüsse der verschiedenen Vereine bestellt werden. Sie hätte vorzugsweise über das Zusammenstellen der Bataillone aus den einzelnen Compagnien, der Brigaden aus den einzelnen Bataillonen zu bestimmen; sie würde die Schöpfung von Specialwaffen, Artillerie, Cavalerie, Genie befördern, Stäbe bilden, das Verhältniß der Commandos regeln und endlich die Vereinigung der sämmtlichen Volkswehrcompagnien im Falle des Ernstgebrauchs vermitteln.

Hier betrachten wir die Thätigkeit dieser Centralbehörde zunächst in Bezug auf die Feststellung der Commandos. Die Centralbehörde knüpft Verbindungen mit soviel als möglich gedienten und dabei geeigneten Offizieren an, die im Ernstfalle größere Commandos in dem Freiwilligenheer annehmen können und wollen. Die einzelnen Wehrvereine geben der Centralbehörde die Listen ihrer Offiziere und der vorausbestimmten Ersatzmänner ein, mit der Bemerkung, ob etwa einer oder der andere derselben fähig wäre ein Bataillon zu führen, ob Offiziere darunter sind, welche Adjutantendienste bei den Bataillonen oder auch bei größern Abtheilungen versehen könnten, ob andere Offiziere vorhanden sind, welche geneigt und geeignet wären, bei der Errichtung von Specialwaffen in dieselben überzutreten und in welche Specialwaffe. Die Wehrvereine können außerdem zweckmäßigerweise auf Offiziere in ihrem Bereiche aufmerksam machen, die zwar augenblicklich den Vereinen nicht an-

gehören, aber im Ernstfalle in das Freiwilligenheer eintreten wollten.

Auf diese Weise erhält die Centralbehörde eine Uebersicht des Stoffes, der überhaupt zur Besetzung der Offizierstellen vorhanden ist, kann diesen mit dem Bedürfnisse vergleichen und danach eine zweckmäßige Eintheilung machen. Sie wird außerdem Mittel finden, denjenigen Offizieren, welche sich für die Adjutantur und die Stäbe bestimmen, die Vorbereitung für ihren Dienst zu erleichtern. Den Offizieren, welche bereits für Bataillons- und höhere Commandos verfügbar sind, ertheilt sie provisorische Brevets. Alle definitiven Brevets aber werden erst während des Feldzugs vom Obercommando des Freiwilligenheeres und zwar in dem Maße, wie die Offiziere sich fähig finden, ihre Stellung auszufüllen, ausgegeben.

Ein leichtsinniges Verschleudern von Graden, wie es der italienischen Südarmee so manchen Schaden gebracht hat, muß auf das gewissenhafteste vermieden, vielmehr streng darauf gehalten werden, daß nicht mehr betitelte Leute vorhanden seien, als wahrhaft thätige Stellungen zu besetzen sind.

Unter genauer Festhaltung dieser Grundsätze würde man, wie ich glaube, in Deutschland in sehr kurzer Zeit im Stande sein, ein gutes Offiziercorps für ein Freiwilligenheer zu erhalten, insbesondere, wenn man sich nicht übertriebene Vorstellungen von dem Umfange macht, den es sogleich im Anfange erhalten solle, sondern mehr darauf Bedacht nimmt, einen guten Kern zu schaffen, an den späterhin auch weniger tüchtige Elemente ohne große Gefahr anschießen können. Gerade für die Bildung eines tüchtigen Kerns ist die Zeit einer ruhigen Vorbereitung kostbar, und wo man sie hat, da soll man Gott dafür danken und sie so gut als irgendmöglich anzuwenden suchen.

Eine weitere Schwierigkeit macht bei einem Freiwilligenheere die Schöpfung der Specialwaffen.

Scharfschützencompagnien wird man am leichtesten erhalten,

indem man aus den Infanteriecompagnien die besten Schützen herauszieht.

Auch die Bildung von Feldpioniercompagnien für die bei einem Freiwilligenheer nothwendigen Arbeiten kann kaum eine Schwierigkeit machen, da der Handwerkerstand der Natur der Sache nach in einem Freiwilligenheere immer stark vertreten sein wird, und auch Bauhandwerker immer vorhanden sein werden. Auf die Mitschleppung eines großen vorbereiteten Materials für die Genietruppen, z. B. eines großen Brückentrains, darf nicht gerechnet werden; dadurch würde nur der Beweglichkeit der Freiwilligenheere, welche doch dessen Haupteigenschaft sein sollte, Eintrag gethan werden. Je weniger man aber von vorbereiteten Mitteln Gebrauch machen kann, desto gewandtere, umsichtigere und thätigere Offiziere muß man sich gerade für diesen Dienstzweig zu verschaffen suchen. Einige geeignete Leute könnte man sofort in jeder Compagnie als Sappeurs bezeichnen; stieße man diese später von 50 Compagnien zusammen, so erhielte man bereits für ein kleines Heer ein ganz ausreichendes Pioniercorps.

Ganz andere Schwierigkeiten finden sich dagegen für die Errichtung einer Artillerie. Indessen sind doch auch sie nicht unüberwindlich; das nächste Bedürfniß ist nur Geld. Wenn man dieses beisammen hat, so ist wenigstens das Material zu beschaffen.

Eine große Artillerie eignet sich nicht für ein Freiwilligenheer; aber einige Geschütze sind sicherlich unter Umständen eine große Wohlthat. Zwei Geschütze auf 1000 Mann sind unter allen Umständen ausreichend. Die Batterien müssen so klein als möglich gemacht werden, damit man sie im Gebrauchsfalle nicht nöthig hat auseinander zu reißen. Vier Geschütze ist die beste Zahl für eine Batterie. Viele verschiedene Kaliber wären ein Unglück für ein Freiwilligenheer; denn je mehr verschiedene Kaliber, desto mehr Munition muß man bei gleicher Zahl der Geschütze mit sich führen, wenn man nicht sehr bald in Verlegenheiten gerathen,

und dieses oder jenes Kaliber ganz außer Thätigkeit gesetzt sehen will.

Die gezogenen Geschütze sind eine Erfindung, welche ganz und gar für ein Freiwilligenheer gemacht zu sein scheint, da man den Geschützen unbeschadet der Wirksamkeit sehr kleine Kaliber geben und sie folglich sehr leicht machen kann. Ich vermuthe, daß der gezogene Dreipfünder seiner Wirkung nach vollständig ausreichen und dem Vierpfünder mindestens sehr nahe kommen muß. Das gezogene (französische) Vierpfündergeschütz ist allerdings leicht genug; doch würde man, wenn man es durch den Dreipfünder ersetzt, den ungemeinen Vortheil einer bedeutenden Ersparniß an mitzuführendem Munitionsgewicht gewinnen. Es fragt sich daher nur, ob etwa das dreipfündige Geschoß der zweckmäßigen Einrichtung als Hohlgeschoß nicht entschiedene Schwierigkeiten entgegensetzt, was nicht leicht anzunehmen ist.

Artilleriecompagnien, zur Bedienung von einer Batterie von vier Geschützen je etwa 80 Mann stark, müssen sich schon in der Vorbereitungszeit bilden und üben, abgesondert von der Infanterie. Zu ihrer Formation werden große Städte sich am meisten eignen, in denen auch die beträchtlichen Mittel am leichtesten aufgebracht werden können. Es nützt nichts, Geschütze zu haben, wenn man nicht zu gleicher Zeit auch die erforderlichen andern Batteriefuhrwerke anschafft; dies sollte daher immer Hand in Hand gehen. Es wäre eine ganz falsche Maßregel mit den ersten Mitteln, welche aufzutreiben sind, z. B. sogleich vier Geschütze, aber gar keine Wagen für die Munition anzuschaffen. Als beste Vertheilung der zuerst disponibeln Mittel dürfte sich ergeben, ein Drittel für Geschütze, ein Drittel für Wagen, ein Drittel für Zubehör und Munition.

Die Einübung der Mannschaft am unbespannten Geschütz hat keine Schwierigkeit. Der Artillerist, der nur die Bedienung einer Geschützart lernen und nicht zum Tausendkünstler gemacht werden soll, ist noch leichter ausgebildet als der Infanterist. Zur Aus-

bildung der Fahrer und zu den Uebungen am bespannten Geschütz kann man sich in der Vorbereitungszeit mit gemietheten Pferden begnügen. Für den Ernstfall müssen, soweit nicht patriotische Geschenke aushelfen, die Pferde nothwendig angekauft werden. Mit weniger als 50 Pferden würde man selbst bei einer gezogenen Dreipfünderbatterie von nur vier Geschützen nicht auskommen, wenn die nothwendige Munition mitgeführt werden soll. Daß man die Geschütze und Munitionsbehälter auch zum Tragen durch Saumthiere einrichtet, wie es mit den gezogenen Geschützen in Süditalien der Fall war, würde für Deutschland nicht nothwendig sein, sodaß man in dieser Beziehung an Transportkraft bedeutend spart.

Auf die Bildung eines großen Cavaleriecorps für ein Freiwilligenheer müßte wenigstens in Süddeutschland und Westdeutschland selbstverständlich Verzicht geleistet werden. Dennoch ist einige Cavalerie fast unentbehrlich, und es kommt darauf an, daß man soviel als möglich davon zu erhalten suche. Es scheint, daß dabei zweierlei Wege einzuschlagen seien.

In einer großen Stadt, in welcher sich mehrere Infanteriecompagnien der Volkswehr bilden, kann auch allenfalls wol eine Reitercompagnie von 40 Mann, aus reichen jungen Leuten, die sich selbst beritten machen, zusammengetrommelt werden; ein Gleiches wäre keine Unmöglichkeit in diesem oder jenem Complex reicher Landgemeinden. Wenn jetzt nur zehn solcher Compagnien durch ganz West- und Süddeutschland zusammenkommen, so gibt das schon 400 Pferde, mit denen sich sehr viel ausrichten läßt, wenn man nicht überall Cavalerie haben will, auch dort, wo sie sehr überflüssig ist.

Aber auch in kleinern Städten, in deren jeder nur etwa eine Infanteriecompagnie der Volkswehr sich bildet, finden sich wol zwei oder drei junge Leute, die sich selbst beritten machen und zum Reiterdienst Lust haben. Diese soll man denn durchaus nicht von der Hand weisen. Allerdings können sie sich nur im Reiten, in

der Führung des Säbels und der Pistole oder des Revolvers, dagegen nicht in Evolutionen, zu denen eine größere Mannschaftszahl unentbehrlich ist, üben. Aber jenes ist zu vielen Zwecken, zu denen berittene Mannschaft gebraucht wird, schon genug. Man würde diese einzelnen Volkswehrreiter, welche aus aller Welt Enden zusammenkommen, als Guiden bei den verschiedenen Stäben ganz vortrefflich verwenden können. Dagegen bleibe dann der Dienst der eigentlichen leichten Reiterei den Compagnien oder Schwadronen, welche sich in namhafterer Stärke auf kleinem Raum gebildet und die Gelegenheit gehabt haben, sich auch in geschlossenen Bewegungen zu üben.

Ich glaube wol, daß die Bescheidenheit der Anforderungen und die Aufspürung auch der kleinsten Mittel zum Zweck manchem lächerlich erscheinen wird, da z. B. die blanken Knöpfe der preußischen Armee allein mehr kosten mögen, als hier für ein ganzes kleines Freiwilligenheer verlangt wird. Aber, wenn man eben die überflüssigen Millionen nicht aus dem Fenster zu werfen hat, so findet sich das Sparen von selbst, und außerdem, wenn z. B. ein solches kleines sparsam eingerichtetes Heer ebenso viel oder wol gar mehr thäte als ein reguläres Heer, für welches in einer langen Reihe von Jahren Tausende von Millionen fortgeworfen sind, ohne daß es auch zu einer nennenswerthen Verwendung gekommen wäre, so möchte sich doch am Ende die Einsicht finden, daß nicht alles Gold ist was glänzt; daß man den Ruhm des Vaterlandes billiger haben kann als mit den jetzt gebräuchlichen Mitteln. Man würde auf der neugewonnenen Basis fortbauen, und wenn man nun auf deren Entwickelung auch nur den vierten Theil dessen verwendete, was bisher auf die Unterhaltung der stehenden Heere verwendet ist, die trotzdem gerade, wo es darauf ankam, oft genug geschlagen wurden, so hätte man sicherlich ein für jeden Gebrauch leistungsfähiges Heerwesen gewonnen.

Ohne vernünftige Kriegszucht ist mit einem Heere, welches es immer sei, nichts anzufangen. Der Mangel an Kriegszucht kann

nichts anderes bringen als Schande. Der Soldat ohne Disciplin läuft davon, sobald ihm die Gefahr auf den Leib rückt, er raubt und stiehlt, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß dieses Auskunftsmittel absolut nothwendig wäre, er misbraucht seine Waffen gegen Wehrlose, kurz er gibt sich allen Schändlichkeiten hin, welche die Waffen und ein Heer nur verunehren können. Wer dergleichen Schändlichkeiten verdecken oder entschuldigen will, der erweckt den Verdacht, daß er ihrer selbst fähig sei, und die Pflicht jedes echten Soldaten ist es, mit allen Mitteln ihnen entgegenzuarbeiten. Unter die zweckmäßigen Mittel ist aber verspätetes Schreien und Toben nicht zu rechnen. Zur Anwendung dieses unsinnigen und unnützen Mittels greifen sehr oft diejenigen Leute, welche durch unbedachte Redensarten und laxe Disciplin anfänglich den Soldaten verdorben haben.

In einem Freiwilligenheere ist die erste Grundlage der Erhaltung der Disciplin die feste Bestimmung der Dauer der Verpflichtung, welche der Soldat freiwillig auf sich nimmt.

In der italienischen Südarmee hörte man namentlich im Anfange und bei jungen Corps oft den Ruf: „Wir sind Freiwillige!“ Die Soldaten dieser Armee hatten es ohne Zweifel häufig von Clubrednern gehört, daß sie „Freiwillige“ seien. Die Clubredner hatten sich dabei nach dem, was ich weiß und schließen darf, schwerlich etwas Böses gedacht; sie begeisterten das Volk durch die Belobung des freiwilligen Einstehens für die Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes und wollten den Unterschied zwischen freiwilligen Kriegern der Nation und zwischen um Geld geworbenen Söldnern und conscribirten Zwangssoldaten hervorheben.

Aber für minder cultivirte Geister und Herzen ward der Unterschied ganz ein anderer. Man bilde sich nur nicht ein, daß man es in einem Heere mit lauter Halbgöttern zu thun habe, wie edel der Stoff im Verhältniß auch sein möge. Der uncultivirte freiwillige Soldat verstand seine Freiwilligkeit dahin, daß er thun und lassen könne, was ihm beliebe.

So ward in der italienischen Südarmee der Ruf: „Wir sind Freiwillige!" geradezu ein Ruf der Meuterei. Sobald ich ihn auf dem Schiffe auf der Reise von Genua nach Palermo vernahm, ward mir dies klar, und ebenso klar, daß man hier sofort vorbeugen müsse. „Ihr seid Freiwillige?" antwortete ich, wo ich ihn hörte, „freiwillige Soldaten seid ihr; Soldaten zuerst. Italien würde wenig von euch haben, wenn ihr blos Freiwillige und nicht Soldaten sein wolltet. Frei waret ihr, solange ihr kein Engagement angenommen hattet, jetzt seid ihr es nicht mehr. Wer Verpflichtungen frei übernommen hat und ihnen nicht nachkommt, der ist ein Schurke und nichts anderes. Wollt ihr das sein?"

Nicht ein einziges mal habe ich so oder in ähnlicher Weise zu den Soldaten gesprochen, ohne daß jeder Zwist augenblicklich beseitigt wäre. In der Zeit der angestrengtesten Thätigkeit, der letzten Hälfte des September und der ersten Hälfte des October, hörte man nichts mehr von dem Rufe: „Wir sind Freiwillige!" Aber woher kam das? Man glaube nicht, daß diese für den activen Dienst wohlthätige Erscheinung eine durchaus und unbedingt wohlthätige Erscheinung für die italienische Südarmee war.

Die unverbesserlichen Meuterer, welche nur in diese Armee gekommen waren, um zu faulenzen und zu marodiren, keineswegs um ihr liebes Leben aufs Spiel zu setzen und Strapazen zu erdulden, hatten sich nämlich davongemacht und trieben ihr Handwerk im ganzen Königreich Neapel und nachher; als es sich um die sechsmonatliche Abfertigung und anderes handelte, kamen die Sauhunde wieder, gaben sich für Soldaten der Südarmee aus und brachten es dahin, daß diese Armee auf 50—60000 Mann angegeben werden konnte, während ihr thätiger Theil auch in der Glanzperiode aus wenig über 20000 Mann bestanden hat. — Was für 20000 Mann Heldenthaten waren, das waren offenbar keine Heldenthaten mehr für 60000 Mann. Die 40000 angeblichen Garibaldi'schen Soldaten waren aber außerdem schändliches Gesindel, und die Feinde Garibaldi's und der Südarmee benutzten

dies, um zu behaupten, daß auch die wirklichen Soldaten der Südarmee Gesindel gewesen seien. Daß sich dergleichen wiederhole, muß ein Freiwilligenheer auf alle Weise zu vermeiden uchen.

Dafür können nun außer den Führern vornehmlich auch die Clubredner sehr vieles thun. In großen und bewegten Zeiten geht es ohne vieles Reden nirgends ab; die Begeisterung muß auf alle Weise angeregt werden, und auch ein Freiwilligenheer bildet sich nicht ohne diese Anregung. Möchte doch aber jeder Clubredner beherzigen, was hier gesagt worden ist. Das Kriegsgeschäft ist ein zu ernstes, als daß es blos darauf ankommen könnte, Leute dafür zusammenzutreiben. Man mache die Freiwilligen stets im voraus darauf aufmerksam, daß sie unter das Militärstrafrecht treten, sobald eine Compagnie für den Ausmarsch zum Kriege zusammenkommt. Man betäube sie auch nicht mit zu viel Schreien von Gut und Blut, das geopfert werden soll, man sage ihnen im voraus, daß es auf das Schreien meistentheils gar nicht ankommt, daß jeder sich prüfen soll, ob er sich den rechten Ernst und Muth zutraut, auch dort, wo die Kugeln ihm um die Ohren pfeifen, ohne zu wanken seine Pflicht zu thun. Nur zu oft wird in dieser Beziehung selbst von Offizieren in den Tag hinein geredet, sie sagen den Leuten womöglich immer wieder, daß die meisten Kugeln nicht treffen. Dies ist allerdings vollständig richtig, aber junge Burschen fassen die Sache gar eigenthümlich auf und gerathen — damit wir uns recht fein ausdrücken — in ein höchst unerlaubtes Erstaunen, wenn sie nun nach solchen Redensarten einmal zwei oder drei Kugeln in ihrer nächsten Nachbarschaft wirklich treffen sehen.

Wir haben gesagt, daß es, um die Disciplin in einem Freiwilligenheer zu erhalten, vor allen Dingen nöthig ist, die Zeit der Verpflichtung festzustellen, zu sagen, wann der Freiwilligenzustand aufhört und wann er wieder beginnt. Capitulationen von drei oder vier Monaten oder so etwas zu bezeichnen ist ein Unsinn.

Der Unsinn ist oft genug vorgekommen, es hat sich aber dann nur zu häufig gezeigt, daß die Soldaten gerade dann zu Hause gehen wollten, wenn der Krieg eben anfing, so z. B. in Ungarn 1848 und 1849. Der Freiwillige übernimmt die Verpflichtung vom Tage des Ausmarsches an, und behält sie bis zum Ende des Feldzugs. Dies ist die einzige vernünftige Zeitbestimmung. Daß nun einzelne Leute auch während der Dauer des Feldzugs mit gehörigem Abschied entlassen werden können, versteht sich von selbst; aber fordern kann während dieser Dauer die Entlassung niemand, sie ist durchaus dem Urtheil des Commandanten anheimgegeben und der Obercommandant bestimmt darüber, in welchem Umfange die einzelnen Truppencommandanten in dem oder jenem Zeitpunkt etwa Entlassungen vornehmen können. Wer ohne Abschied geht, wird einfach als Deserteur betrachtet und danach behandelt. Eine Abdankung in Masse kann nur beim Ende eines Feldzugs oder beim Abschluß eines Waffenstillstandes auf beibestimmte lange Dauer stattfinden.

Sieht man zu, wie der Unsinn der Capitulationen auf einige Monate sich bisweilen eingeschlichen hat, so wird man immer finden, daß sie dort vorkamen, wo die Führer etwas Rechtes gethan zu haben glaubten, wenn sie nur eine recht große Masse von Leuten zusammentrieben. Da wurden nun alte Kerle mit Haus und Hof und Kind und Kegel, die durch Soff und einen Clubredner für ein paar Minuten zu dem Entschluß begeistert worden waren, für das Vaterland sterben zu wollen, und ähnliche mitgenommen, und sie gingen, weil es ja nur für zwei, drei Monate war, konnten aber bald die Zeit kaum erwarten, wo es ihnen gestattet sein würde, wieder heimzuwandern.

Aus diesem Grunde muß man höchst vorsichtig bei der Annahme der Leute für ein Freiwilligencorps sein; vieles, was bei einer regulären Armee sich ganz gut durchführen läßt, ist hier nicht erlaubt.

Weiß ein Commandant einem Freiwilligencorps einen guten

Geist einzuhauchen, so wird er mit der Disciplinargewalt unglaublich weit kommen. Die Disciplin, die in den Compagnien und in den Bataillonen geübt wird, ist immer die beste, weit derjenigen, die erst ganz von oben herunterkommen muß, vorzuziehen. In vielen Fällen kann man die Disciplin den Leuten selbst überlassen und diese dazu ermuntern, sie auszuüben. Namentlich in einer Beziehung ist es gut, wenn man es dahin bringen kann, daß die Leute eine vernünftige Selbstdisciplin üben.

Bei civilisirten Nationen nämlich, bei denen der Stock nicht angewendet werden kann, ist man mit den Strafmitteln im Felde, da die Anwendung der Arreststrafe vielfach ganz unanwendbar erscheint, immer sehr bald am Ende und auf die „Kugel vor den Kopf" reducirt. Eine zu häufige Anwendung des Todtschießens widerstrebt aber am Ende jedem Menschen, wenn er bei kaltem Blute ist.

Daß im Augenblick der Gefahr jeder Offizier eigenhändig den geringsten Ungehorsam mit dem Tode des Ungehorsamen bestraft, ist ganz zweckmäßig, ja nothwendig. Im Gefecht würde man ohne die Anwendung dieses Mittels häufig nicht weit kommen. Aber ganz anders stellt es sich, wenn die Gefahr nicht so dringend ist und ein Standrecht zusammentritt, um über einen Fall von Raub, Marodiren und ähnliches zu urtheilen. Marodiren ist Marodiren, und doch kommen häufig genug Fälle vor, wo man alle Ursache hat sich zehnmal zu besinnen, ob ein Marodeur wirklich die Todesstrafe verdient habe, ob er nicht außerordentlich zu entschuldigen sei. Was in solchem Falle thun? In der italienischen Südarmee wurden von den Standrechten oft genug Todesstrafen ausgesprochen, aber bei weitem nicht alle executirt. Entweder trat eine absolute Begnadigung mit angemessener Vermahnung und Drohung für das nächste mal ein, oder es ließ auch der Commandant die Verurtheilten blos mit verbundenen Augen niederknien und von einem Peloton blind auf sie feuern, sodaß sie mit der Todesangst davonkamen. Wir wollen diese Dinge nicht ge-

fallen; es heißt das ein Spiel mit der Todesstrafe treiben, und wo sich die zuletzt erwähnte Procedur öfter wiederholt, da zweifle ich noch sehr, ob die Verurtheilten endlich wirklich Todesangst fühlen werden. Wenn die Verurtheilung zum Tode erst lächerlich geworden ist, so hat sie keinen Werth mehr.

Oft, wo man sich scheut, einen Menschen todt schießen zu lassen, würde man ihm doch gern und mit gutem Gewissen einen Buckel voll Prügel geben müssen. Wenn es aber nach den ganzen Anschauungen in einem Heere nicht angeht, daß ein Standrecht oder ein Vorgesetzter die Prügel dictire, so ist damit noch nicht gesagt, daß ein Soldat nicht von seinem Kameraden ganz gehörig versohlt werden könne. Wenn nun in einem Corps rechtes Ehrgefühl vorhanden ist, kann man in vielen Fällen die Bestrafung eines in seiner Mitte vorgekommenen Vergehens demselben überlassen; eine Andeutung genügt, man kann sicher sein, daß die Bestrafung immer in der zweckmäßigen Form, durch Hiebe, vollzogen werden wird.

Ganz reicht diese Selbstdisciplin — so sehr es richtig ist, daß sie die sämmtlichen guten Seiten eines Selfgovernment hat — allerdings nicht aus. Ein reglementsmäßiger Rechtsgang muß also allerdings möglich sein. Dazu gehört ein Strafcodex und ein ordentliches Gerichtsverfahren.

Die sämmtlichen Militärstrafgesetzbücher, welche heute existiren, mögen für das Leben in Garnisonen und im Frieden genügen, für den Feldgebrauch lassen sie vieles zu wünschen übrig, weil das Hauptstrafmittel, welches sie kennen, Arrest ist. Für das Feld werden sie auf diese Weise meist viel zu hart; alles muß da sogleich todt geschossen werden, sonst gibt's nichts. Und doch ist die Sache gar nicht nöthig. Wer eine Anzahl leichter für das Feld brauchbarer Strafen (mit Ausschluß der Prügel) entdeckt, und dann dafür sorgt, daß sie in die Militärstrafgesetzbücher kommen, der erwirbt sich ein großes Verdienst. Die Sache ist nicht so schwer, als sie auf den ersten Anblick

scheint, doch würde uns hier ihre genauere Erörterung zu weit führen.

Das Rechtsverfahren in einem Freiwilligenheere wird am zweckmäßigsten auf das Geschworenensystem basirt. Man bestimme, daß alle Standrechte nur vom Brigadecommandanten oder über diesem stehenden Offizieren befohlen werden können. Die Geschworenen für Aburtheilung von Unteroffizieren und Soldaten werden in entsprechender Zahl und Classification in den Bataillonen, die für Aburtheilung von Offizieren aus und von den Offizieren einer Brigade, für Aburtheilung von Stabsoffizieren aus und von den Stabsoffizieren der Division erwählt. Als öffentlicher Ankläger fungirt ein Auditeur, der sich wenigstens bei jeder Brigade finden muß, seinen Vertheidiger kann sich der Angeklagte nach Belieben wählen. Das Verfahren findet immer unter freiem Himmel statt, wenn das Wetter es nicht hindert, die Truppe, welcher der Angeklagte angehört, wohnt dem Gericht im äußern Kreise ohne Waffen bei. Eine Wache, die bewaffnet und zugleich zur Execution oder zum Beginn der Execution des Urtheils bestimmt ist, wird von einem andern Truppentheil entnommen. Sie erscheint mit geladenem Gewehr und gehorcht während der Procedur keinem andern als dem Vorsitzer des Gerichts.

An Leuten zur Besetzung der Stellen, welche in jedem Heere nothwendig, doch nicht eigentlich militärische sind, fehlt es in einem Freiwilligenheere sicherlich niemals.

Obenan stehen die Aerzte. Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Offiziersrang erhalten und angemessen avanciren. Wollen sie ihre Pflicht thun, so müssen sie sich mindestens ebenso exponiren als andere Offiziere, und häufig nicht blos bei den Ambulancen, sondern auch in andern Fällen ist es unerlaßlich, daß sie selbst zu commandiren verstehen. Bataillonsärzte müssen den Rang von Hauptleuten, Brigadeärzte den von Majors, Divisionsärzte den von Oberstlieutenants oder von Obersten haben, die Unterärzte den Rang von Lieutenants. Ueberall, wo der Stoff zu einer

Volkswehrcompagnie (Freiwilligencompagnie) vorhanden ist, findet sich auch gewiß ein geschickter Arzt, welcher geneigt ist, sich ihr anzuschließen.

Bei einem Bataillon von vier Compagnien hätte man demnach vier solche Aerzte; nun braucht man bei einem solchen Bataillon einen Bataillonsarzt und zwei Unterärzte; bei jedem bleibt also ein Arzt übrig; dies gibt auf eine Brigade von vier oder fünf Bataillonen vier oder fünf und auf eine Division von vier Brigaden 16 oder 20 überzählige Aerzte, welche mehr als hinreichend sind, um die Stellen des Divisionsarztes und der Brigadeärzte sowie der Ambulanceärzte zu besetzen.

Die Organisation des Gesundheitsdienstes bei einem Heere wird immer einen Maßstab für den Grad der Cultur und Civilisation des Volks abgeben, aus welchem das Heer hervorgegangen ist, einen Maßstab, der kaum täuscht. Es kommt hier nicht so sehr auf die Menge von Medicamenten- und Ambulancewagen aller Art und neuester Erfindung an, welche ein Heer mit sich führt. Es gibt Armeen, die ein unbändiges Geschleppe von dergleichen Wagen hinter sich haben und bei denen der Sanitätsdienst doch nichts weniger als gut eingerichtet ist. Dies wird überall dort der Fall sein, wo den Aerzten nicht die ihnen durchaus gebührende Ehre gewährt ist; wo sie noch immer wie vor einigen hundert Jahren als Feldscherer behandelt und mit gewöhnlichen Corporalen auf Eine Stufe gestellt werden, wo daher auch keine Rede davon sein kann, daß man geschickte, pflichteifrige Aerzte erhalte. Wo man aber solche hat, die das Nothwendige vom Unnöthigen zu unterscheiden, die eine Ambulance auszustatten, die von den Mitteln des Landes Gebrauch zu machen wissen, die durch ihre Stellung die nothwendige Autorität über die ihnen zur Unterstützung beigegebenen, durch keine Sanitätstruppen jemals entbehrlich gemachten Soldaten von den verschiedenen Corps haben, dort wird man mit einem Ambulancewagen auf 1000 Mann mehr ausrichten als anderer

Orten, wo diese Bedingungen nicht erfüllt sind, mit dreien oder vieren.

In einem nationalen Freiwilligenheere können manche Vorurtheile leicht mit der Wurzel ausgerissen werden, die in manchen regulären Heeren zum allgemeinen Schaden seit Jahrhunderten fortwuchern, und auch darin muß man die culturhistorische Bedeutung der Freiwilligenheere erkennen. In einem Freiwilligenheere darf gar kein Unterschied zwischen den Aerzten und den übrigen Offizieren gemacht werden, weder in Abzeichen noch in sonst etwas. Wenn ein Militärarzt nicht zugleich ein Soldat ist, so wird er wenig nützen; und wenn er ein braver Soldat ist, weshalb ihn dann auch nicht äußerlich vollständig mit denjenigen Soldaten gleichstellen, mit denen er in Bezug auf seine allgemeine Bildung und die von ihm zu fordernden Dienste mindestens gleichsteht.

Aehnlich wie mit den Aerzten verhält es sich mit den Intendantur- oder Commissariatsbeamten. Auch an Stoff zu ihnen kann es einem Freiwilligenheere nicht leicht fehlen; ein tüchtiger Kaufmann oder Handelscommis wird als Commissariatsbeamter in der Regel viel tüchtiger sein und im Ernstfalle mehr leisten als ein nach einem alten Schema eingepauckter, uniformirter Schreiberjunge.

Die Commissariatsbeamten haben im allgemeinen lange nicht die gewöhnlichen Gefahren und Anstrengungen zu bestehen wie die Militärärzte. Doch ist ihr Dienst ein für das Beste des Heeres ungemein wichtiger. Ein schlechtes Commissariat kann eine Armee unter schwierigen Umständen binnen wenigen Wochen ruiniren. Wenn man aber das Corps der Commissariatsbeamten von vornherein als eine Bande von Spitzbuben betrachtet und officiell hinstellt, so hat man wahrhaftig keinen Grund, sich später darüber zu beschweren, wenn das Corps sich als eine Spitzbubenbande beweist. In diesen Blättern ist die Rede davon gewesen, wie man die Commissariatsbeamten behandeln und betrachten muß,

und wie vortheilhafte Früchte ein entsprechendes und zweckmäßiges Verhalten gegen sie trägt. Die Commissariatsbeamten auch auf den untern Stufen sind für das Wohl einer Armee weit wichtiger als die Mehrzahl der Subalternoffiziere. Es versteht sich daher von selbst, daß alle Commissariatsbeamten den Rang von Offizieren haben müssen, und die höhern in entsprechendem Verhältniß. Wie für die Aerzte ist es auch für die Commissariatsbeamten durchaus nothwendig, daß sie durch den ihnen angewiesenen Rang eine genügende Autorität nicht blos über die Soldaten, sondern auch über die Subalternoffiziere erhalten. Bei jedem Bataillon muß man einen Zahlmeister und Rechnungsführer mit Oberlieutenantsrang, bei jeder Brigade einen Brigadecommissar mit Majors- oder Hauptmannsrang und mit zwei Gehülfen andern Grades haben, bei jeder Division einen Divisionscommissar mit Oberstlieutenants- oder Oberstenrang mit wenigstens acht andern Commissariatsoffizieren für die verschiedenen Arbeitszweige.

Das ganze Rechnungs- und Lieferungswesen muß so einfach als irgendmöglich eingerichtet werden. Das ist auch schon deshalb gut, damit nicht zu große Papierstöße aufgethürmt werden, die man bei den Truppen nicht nachschleppen kann. Die Mitführung der Papiere, welche den Aufschluß über das Rechnungswesen und die Controle enthalten, ist aber unerlaßlich, wenn nicht entweder die Truppen durch Verzögerungen leiden oder der Willkür Thür und Thor geöffnet werden soll. Eine ganz einfache Gestaltung des militärischen Rechnungs- und Lieferungswesens ist nicht ganz so leicht, als sie auf den ersten Blick aussieht, doch läßt sich durch die Annahme der einfachsten kaufmännischen Formen und die Einführung kleiner Papierformate in den Dienstbetrieb (Octav statt des ungeschickten Folio) vieles erreichen. Redlichkeit der Verwalter wird immer die beste Sicherheit sein und mehr als irgendetwas anderes die Einfachheit der Verwaltung begünstigen. Wo man es mit Dieben zu thun hat, da hilft auch die complicirteste Controle wenig. Die Basis einer guten und leichten Kriegsverwaltung

bildet ein einfaches und zweckmäßiges Rapportwesen, bei dem Unmögliches nicht verlangt, dagegen auf das absolut Nothwendige streng gehalten wird. Eine Anzahl von pflichteifrigen und mit diesem Gegenstande vertrauten, aber allem Pedantismus abholden Offizieren ist daher unschätzbar, aber bei leicht verständlichen Vorschriften auch ohne Mühe zu haben oder zu erziehen.

Doch wir müssen fürchten, zu tief in Einzelheiten zu gerathen, und schließen daher diese Blätter mit dem Wunsche, daß es uns vergönnt sein möge, recht bald ein deutsches Freiwilligenheer zu sehen, welches, auf dauerhaftere Grundlagen gegründet als die italienische Südarmee, ebenso viel für Deutschland thäte, als diese für Italien gethan hat.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.